This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

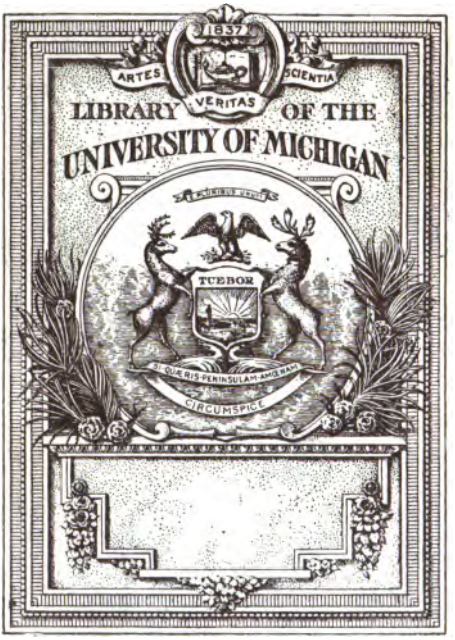
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

BD
555
.K93

Gedanken

über

Gott und den Menschen

von

Wilhelm Krohn.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! doch niemand hört's gerne, da bleibt es geheim.

Goethe.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1851.

Gedanken

über

Gott und den Menschen

von

Wilhelm Krohn.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! doch niemand hört's gerne, da bleibt es geheim.

Goethe.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1851.

Was ist Gott, was die Welt und das Dasein? Was ist der Mensch und wozu ist er auf Erden? Welcher Zweck, welcher Erfolg ist mit seinem Leben verknüpft?

Erfreuen wir uns, wie alle übrigen Erscheinungen der Natur, zwecklos für kurze Frist des Sonnenlichtes? Entstehen, blühen und vergehen wir wie die Thiere, wie die Pflanzen, wie die Blätter des Waldes, die in ewigem Kreislauf die Frühlingswärme hervorlockt, die der Herbstwind herabschüttelt? Gleichen die Menschen, die Geschlechter, die Völker den Tänzern beim griechischen Fackelreigen, von denen einer dem andern die Fackel in die Rechte drückte, bis das wandernde Licht erlosch und dem Taumel, der Freude und Lust des Tanzes das eingetretene Dunkel ein Ende machte?

Ist kein Zweck? Ist alles nur ein flüchtiger Rausch, ein gaukelnder, blendender Traum, der täuschend in Nebel des Nichts sich auflöst?

Wozu dann aber ein so ernstes Spiel, wozu alle die Sorge, Noth und Pein des Lebens, wozu dieses unaufhörliche Drängen, Mühen und Treiben eitler Bestrebungen, wenn der Blüthe keine Frucht folgt, wenn wir spurlos, wie der Windeshauch vorüberwehen, der dahin fährt und nicht wieder kommt, wenn kein höherer Zweck vorhanden ist, dessen Erfüllung die unendliche Reihe der Menschengeschlechter durch Dasein und Wirken entgegenstrebt? Und wäre wirklich uns ein höheres Endziel gesteckt, wie enthüllt es sich

239129

dann? Iſt es dem ſchwachen Auge des einzelnen, endlichen Menſchen erkennbar? Iſt des Daſeins Räthſel zu löſen, in deſſen geheimnißvoll labyrinthiſche Tiefen und Verſchlingungen ſchon ſo Mancher mit ſinnendem, grübelndem Geiſte zu dringen verſuchte, ohne ſich doch zurechtfinden, ohne den endlichen Ausweg gewinnen zu können?

O ja, es iſt zu löſen und es beſteht ein höherer Zweck, feſt wie der Fels im kreiſenden Wogenſpiele wechſelnder Erſcheinungen. Auch hüllt er ſich nicht in undurchdringliches Dunkel. Mancher hat ſeinen Schimmer aus der Ferne der Ahnung erblickt, mancher hat ihn deutlich erkannt, da er mit ſicherem Auge, mit feſter Hand nach dem rechten Ariadnefaden griff, da er an ihm ſich durch das tauſendfältige Geſchlinge dunkler Irrgänge geduldig hindurchwand, bis er endlich des Labyrinthes ſtrahlende Ausgangspforten erreichte.

Aber ſtets nur wenigen ward und wird dieſer Sieg zu Theil, die meiſten verfehlen den rechten Eingang, und vermeiden ſie auch dieſen Irrthum, ſo verlieren ſie doch mitten auf ihrer Wanderung den leitenden Rettungsfaden.

Wer aber nur einen Theil und nicht das Ganze in ſeinem Gemüthe erfaßt, der wird die Phantome des Scheins für Wirklichkeiten halten, wem der ewig beſtändige Stern der Wahrheit nicht leuchtet, der wird von trügenden Irrlichtern geblendet, auf Abwege verführt; nimmer wird ihm ſich die dunkle Nacht entdunkeln.

In dem wirbelnden Strudel des Zweifels umhergeſchleudert wird er haſtig bald nach dieſem, bald nach jenem Stützpunkte greifen, aber vergebens; die raſtlos weiter ſtrömenden Wellen reißen ihn fort, laſſen ihn nicht in den ſchützenden Hafen unerſchütterlicher Ueberzeugung gelangen. — Viel-

leicht auch wird er bescheiden abstehen von dem eitlen Versuche, den Schleier zu heben, mit frommen Vertrauen sich dem überlieferten Glauben seiner Kindheit hingeben, wird gläubig hoffen, daß eine höhere Macht in einem jenseitigen Leben ihm das enthüllen wird, für dessen Verständniß hienieden er seine Kräfte noch zu schwach fühlte; doch, täusche er sich nicht; keine Autorität, nicht das Wunder übernatürlicher Offenbarung wird ihm den Mangel selbsterworbener Erkenntniß ersetzen.

In der Ruhe des Glückes fühlt man sich sicher, aber kommen die Stürme des Unglücks, wehe uns, wenn wir dann in der bloß angenommenen Wahrheit nichts als Worte, leeren Schall, nicht den Nothanker erblicken, der noch im tobenden Orkan des Schiffes sicherer Stützpunkt bleibt.

Und vermag man sich überhaupt des Lebens wahrhaft zu erfreuen, wenn man es nur im ungewissen, ängstlichen Tappen verbringen soll, kann man es weise und nützlich verwenden, wenn man sich nicht über seine höchsten und letzten Beziehungen Rechenschaft zu geben im Stande ist, wenn man nicht weiß, zu welchem Zwecke es uns verliehen ist? Das Ganze desselben muß uns klar sein, wenn wir auch seine einzelnen Theile aus dem rechten Gesichtspunkte erfassen, wenn wir sie für den besten Zweck anwenden wollen; der That muß das Wissen vorangehen.

Haben wir unseren Ursprung erkannt und die Bedingungen unseres Daseins, ist uns unsere Bestimmung enthüllt, sind wir über das Maß unserer Kräfte, den Bereich unserer Wirksamkeit im Klaren, sind wir des Zieles, das uns gesteckt ist, gewiß, dann werden wir ihm auch mit frohen selbstbewußten Schritten entgegenwandeln können, mag unsere Bahn

auch noch ſo rauh und ſteinigt ſein, mag ſie noch ſo dicht an jäh abſtürzenden Tiefen hinlaufen.

Klarheit des Bewußtſeins iſt darum die Hauptbedingung eines nützlichen Lebens; ſie zu erlangen ſind wir aber nur fähig durch Reinigung von allen Vorurtheilen. Deren gibt es freilich, ich weiß es wohl, auch gar anmuthige; es hat ſich manche ſüße Illuſion ſo tief in unſer ganzes Weſen, Denken und Handeln eingeſenkt, iſt unſerem Herzen ſo lieb und werth geworden, daß wir es für unmöglich halten, von ihr uns zu trennen, daß mit ihr wir auch zugleich unſer Herz, uns ſelbſt aufopfern zu müſſen wähnen. Aber reißen wir uns dieſe ſchädlichen Polypen heraus, wie weh es auch thut; trennen wir ſie nur vom Herzen und es wird ruhiger ſchlagen; die Wunde wird verharſchen; kräftigere Geſundheit wird unſere Schmerzen reichlich vergüten.

Denn, wenn es auch mancher nicht glaubt, es iſt doch nicht anders: Nur die Wahrheit macht uns frei und glücklich. Nur wer ſie erkannt hat, wer ihr in allen Dingen folgt, wer ihr ſein ganzes Sein gewidmet hat, vermag in ſich ſelbſt Maß und Richtſchnur für alle Verhältniſſe des Lebens zu finden; blinde Leidenſchaften ſtören ihn nicht, denn nur der Irrthum erzeugt und nährt ſie; ruhig und heiter wandelt er ſeinen Pfad weiter, gleich der Sonne, deren Glanz die der Erde entſteigenden Dünſte nicht zu trüben vermögen.

Aber was iſt Wahrheit? fragte ſchon Pilatus, was iſt Wahrheit? fragt man noch heute. Kann ſie dem Menſchen zu Theil werden, deſſen Sinn ſo eng, deſſen Geiſt ſo ſchwach, deſſen Kraft ſo träge, deſſen Lebenslauf ſo kurz iſt? Darf er, der nicht einmal das Endliche zu umfaſſen vermag, darf er in's Unendliche, in die Geheimniſſe der Natur zu dringen

wagen? Er darf es, aber nur, wenn er gerade ſich ans Endliche hält, wenn er von ihm aus langſam Schritt vor Schritt zum Unendlichen emporſtrebt.

Alles was iſt, trägt Wahrheit in ſich, jedoch nur die vergängliche des Gewordenen oder Geſchaffenen, es iſt ein Waſſertropfen, der dem göttlichen Urborn entquoll, in dem allein die ganze, volle, ewige Wahrheit ſprudelt. Aus dieſer vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit wechſelnder Naturwahrheiten nun das ewig Bleibende, den einenden Kern herauszufinden, iſt die Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes, in ſeiner ganzen Entwickelungsgeſchichte ſtrebt es nur dieſem einen Zwecke zu.

Es iſt daher die Wahrheit, wie ſie der Menſchheit beſchieden iſt, mit einem Sterne zu vergleichen, der aus dunkler Nacht leiſe hervorſchimmert, dann heller und heller funkelnd die düſteren Schatten verſcheucht, bis er endlich in glühender Sonnenpracht alles mit ſeinem blendenden Strahlenlichte erleuchtet.

Langſam dämmerte ſie auf, als die Menſchheit ſich langſam entwickelte; ſie wächſt aber auch ſchneller, ſowie dieſelbe weiter fortſchreitet. Sie hüllt ſich in verſchiedene Formen, erſt in rohere, dann in edlere und immer reinere, alle aber ſind ſie nothwendige Bauſteine zum unvergänglichen Tempel der göttlichen Wahrheit. Hat die eine ihren Zweck erfüllt, ſo verſchwindet ſie und es entſteht eine höhere, vollkommnere; auch ſie ſinkt wieder, um einer anderen Platz zu machen, und auch dieſe verſchwindet nach erfüllter Aufgabe; denn ſie ſind alle nur des Gebäudes Gerüſte, das abgebrochen wird, weil ein anderes größeres zur Vollendung des Ganzen erfordert wird.

Sobald aber nun eine dieſer einſeitigen Formen ihren Zweck erfüllt hat, ſobald eine ganz andere Geſtaltung aller Verhältniſſe der Menſchheit eine neue Entwickelungsphaſe geiſtiger Erkenntniß nothwendig hervorruft, muß man das Alte, Verbrauchte fahren laſſen, darf man nicht mit den Dünſten der Verketzerung die neuanbrechende Morgenröthe verdunkeln wollen. Es iſt unnütz und vergeblich, denn Wunſch und Wille ſcheitern an der Macht der Naturnothwendigkeit; es iſt aber auch frevelhaft oder wenigſtens thöricht, ſein Auge eigenſinnig dem Lichte verſchließen und lieber im Dunkeln wandeln und irren zu wollen.

Es darf aber auch der einzelne Menſch ſich nicht ſchmeicheln, in ungetheilter Ganzheit das zu gewinnen, was nur der geſammten großen Familie beſtimmt iſt, die ihn als kleines Glied in ſich umſchließt. Sie iſt in ewiger, ſtetiger, wenn auch immer nur allmähliger Entwickelung begriffen, er aber, der Einzelne, iſt das Kind ſeiner Zeit, er kann nur den ſeinem Standpunkte angemeſſenen und zugewieſenen Theil der Erkenntniß erlangen. Er begnüge ſich mit dem, was ihm beſchieden iſt, und kann er auch nicht Garben ernten, ſo doch Halme, auch nur ein Tropfen, dem großen, unermeßlichen Meere entſchöpft, iſt Gewinn. Er ſtrebe weiter und weiter in ſeiner Erkenntniß, aber er überſtürze ſich nicht in ſeinem Streben; er jage, aber er hoffe nur nicht, daß ihm die Beute zu Theil wird; er begnüge ſich mit dem hohen Genuß, ſich auf der Fährte des edelſten Wildes zu wiſſen. Vor Allem jedoch muß dieſe Jagd auf dem Boden der Erfahrung ſtattfinden; denn durch Erfahrung allein erwirbt man Vernunft, und ohne Vernunft ſind wir nur Blinde, die der Zufall führt. Da wir keine Sectenſtifter ſein wollen, ſagen wir mit

Bacon, so wollen wir aus Werken und Erfahrung Ursachen und Grundsätze, aus Ursachen und Grundsätzen sodann neue Erfahrung herausziehen, denn wir sind Ausleger der Natur, nicht ihre Gesetzgeber. Nein, nicht ihre Gesetzgeber; gehorchen müssen wir der Natur, wollen wir über sie siegen, nicht willkürlich dürfen wir ihre Schranken durchbrechen, wollen wir ihre Geheimnisse gewinnen; folgen wir ihr in Allem, ihr Fingerzeig führt uns zum Rechten. Auch in den folgenden Betrachtungen sei sie unsere Wegweiserin.

Einst fragte, las ich im Cicero, König Hiero von Syracus seinen Gast, den Simonides, was man sich eigentlich unter dem Begriffe der Gottheit zu denken hätte. Wie geistreich auch jener philosophische Dichter sein mochte, er war doch nicht gefaßt, mit schneller Antwort eine so ernste Frage zu erledigen, er erbat sich von dem König die Erlaubniß, noch einen Tag darüber nachdenken zu dürfen. Der andere Morgen kam, aber Simonides vermochte auch jetzt noch nichts Befriedigendes zu sagen, er bat um eine weitere Frist von zwei Tagen; als auch die vergangen, verlangte er drei Tage Aufschub und durch immer weiteres Hinausschieben der für die Beantwortung jener Frage festgestellten Tage suchte er sich allmählig von einem Versprechen zu befreien, an dessen Erfüllung er doch verzweifelte. Denn er verlor endlich alle Hoffnung, die Wahrheit je ergründen zu können; er hatte eine Meinung nach der anderen ergriffen, er hatte eine scharfsinnige Ansicht mit einer noch viel scharfsinnigeren vertauscht und dennoch war er dem Ziele fester Ueberzeugung um keinen Schritt näher gekommen.

Wie manchem geht es nicht gleich dem Simonides; er ſinnt und grübelt über die letzte Bedingung des Daſeins, aber je mehr er grübelt, deſto ſchwankender wird ſein Denken, er verliert, was er früher beſaß; was früher feſtſtand, das ſinkt und er vermag nichts zu finden, das er an deſſen Stelle ſetzen könnte. Wollte er aber nur das Feld müßiger, inhaltsleerer Speculation verlaſſen, wollte er nur auf die raſtlos ſchaffende Natur achten, der Erde, dem Himmel ſeinen Blick zuwenden, der ewig ſchön rings ſeine Kreiſe zieht und rufend uns umfangen hält; wollte er nur das Weltall als Stützpunkt ſeiner Betrachtung anwenden, er würde nicht länger ſchwanken, er würde im ununterbrochenen Sein und Weſen aller Dinge den lebendigen Gott erkennen. Laſſen wir unſere Blicke ſchweifen über die Erde, über die wunderbar mannigfaltige Erſcheinung ihrer allbelebten wechſelnden Oberfläche; betrachten wir die Blüthen und Früchte, die ihrem nährenden Schooße in unendlicher Vielheit und in der geregelteſten Ordnung entſteigen. Schreiten wir von den elementariſchen Kräften und gleichſam todten, ſcheinbar anorganiſchen Stoffen hinüber zu der unermeßlichen Sphäre des Organiſch-Lebendigen. Durchwandern wir ſie von Anfang bis zu Ende, von Glied zu Glied der enggeſchloſſenen Kette; von einer Stufe zur anderen immer höher emporſteigend, von den einfachſten kaum einen Hauch des Lebens verrathenden Flechten und Mooſen des eiſigen Nordens bis zu den erhabenſten Pflanzenwundern der glühenden Tropen, von den atomartigen Infuſorien, den noch pflanzenartigen Polypen durch alle Claſſen, Familien und Verwandtſchaften des Thierreiches hindurch bis zu den edelſten Arten der Säugethiere, ja bis zu dem die ganze Kette des Organiſch-Lebendigen abſchließenden Menſchenge-

ſchlechte. Und heben wir nun unſere Blicke von der luftumfloſſenen Erde empor, laſſen wir ſie hinaufſchweben zum unermeßlichen Himmelsraume. Da ſehen wir unſere in der Fülle ihrer Erzeugniſſe ſo reich, ſo groß geglaubte Erde nur als ein kleines Glied mit vielen ähnlichen einen unendlich größeren Mittelpunkt dienend umkreiſen und dieſe gewaltige Gruppe wieder in dem weiten Umfange eines noch größeren Kreiſes verſchwinden, und laſſen wir unſer Auge immer weiter von Kreis zu Kreis umherſchweifen in dieſem wunderbaren Gewimmel unzähliger Welten, ſo wird doch eher unſere Sehkraft, wie hülfreich auch von der Kunſt unterſtützt, ermatten, als daß ſie ein Ende in dieſer endloſen Kettenreihe des Seins zu erblicken vermöchte; die finſteren Regionen der unauflöslichen Nebelflecke lehren uns die Unendlichkeit des Alls.

Und wenn wir uns nun dieſes Gemälde in ſeiner ganzen Majeſtät vorſtellen, wenn wir, vom winzigſten Endlichen bis zum erhabenſten Unendlichen aufklimmend in unſerem Geiſte den ungeheuren Gedanken des Alls erfaſſen, dieſes Weltenreiches unzähliger zuſammenſtimmender Schöpfungen, dieſen ewigen Wechſel ſich anziehender, ſich abſtoßender Kräfte, unaufhörlicher Wirkungen und Gegenwirkungen, dieſer ſtets wachſenden Vollkommenheiten, alle durch eine feſte Verkettung unabänderlicher Ordnung zuſammengehalten und von dem ewigen Geſetze höchſter Harmonie und Schönheit durchhaucht, wer würde jetzt wohl ſtille ſtehen, wer ſich beruhigen können und nicht vielmehr fragen, was iſt's, das dieſem Ganzen Leben, Bewegung und Ordnung verleiht? welche geheime Macht iſt die ſtete Schöpferin und Erhalterin, die treibende Achſe dieſes Weltenrades? Und was iſt's anders, als die

Gottheit, die allbelebende, die Urkraft aller Kräfte, die Seele aller Seelen.

Aber verſtehe man mich recht; ich meine nicht eine Gottheit, die, erhaben über dieſe unendliche Welt, im leeren Reiche des Nichts thront, die, rein geiſtig, aus ſich ein körperliches Weltgebäude erſchaffen hat, das ſie, wenn ſie es auch mit väterlicher Güte erhält und nach ihrer höchſten Weisheit regiert, doch auch wieder zerſtören kann; von einer ſolchen Gottheit vermag ich mir keinen Begriff zu bilden; nein, ſie iſt ſelbſt in der Welt, die Welt iſt ſie ſelbſt.

Man legt ſo gerne der Gottheit den Charakter reiner Intelligenz bei, die ungehemmt und ungetrübt von jeder materiellen Beſchränkung in überweltlichen Räumen ein allheiliges Daſein führt. Wie denkt man ſich denn aber dieſes reingeiſtige Weſen? Wie ſoll es wirken, wie handeln, da man ihm die zu jeder Thätigkeit nöthigen Werkzeuge geraubt hat? Es ſoll die Welt erſchaffen, aber wie? durch welche Kraft? da ja ſelbſt der Begriff der Kraft dem reinen Geiſte nicht zukommt. Wie kann der Geiſt etwas Körperliches aus ſich erzeugen? Oder will man etwa in Platoniſcher Weiſe die Materie zugleich mit Gott von aller Ewigkeit her exiſtiren laſſen und der Gottheit die Rolle des Werkmeiſters zuertheilen, der der vorgefundenen chaotiſchen Maſſe den belebenden Anſtoß gibt, die beſtimmte Form und die geregelte Geſtalt verleiht? Eine doch der unendlichen Vollkommenheit und Allmacht des göttlichen Weſens nicht angemeſſene Vorſtellung.

Und wäre es überhaupt möglich, daß der Geiſt auf die Materie eine ſolche Wirkſamkeit ausübte, da beide durch eine unausfüllbare Kluft von einander getrennt ſind? Der Geiſt

müßte ſchon mit der Materie behaftet geweſen ſein, die Materie ſchon den Keim des Geiſtes in ſich getragen haben, bevor eine gegenſeitige Berührung hätte eintreten können. Und wenn man ſich die Materie auch noch ſo ſehr vergeiſtigte, wenn man ſie auch durch unendliche Reihen von Aeonen mit der Gottheit zu vermitteln ſtrebte und dieſe Reihen bis in den endloſeſten Progreß ausdehnte, nie würde man dennoch den Uebergang, die Brücke finden, die Sinnlichkeit und Geiſtigkeit auseinanderhält und verbindet. Wir ſind durchaus unfähig, den Begriff des Nichts, unfähig, den Begriff einer Geiſtigkeit zu faſſen und darum, will der Menſch ſich die Gottheit getrennt von der Welt denken, ſo mag er nur mit dem Euripides ausrufen: O Jupiter, nichts kenne ich von Dir außer Deinem Namen! Aus Nichts wird Nichts; der Urſprung lebendiger Wirklichkeit aus inhaltloſer Leerheit, aus todtem Nichts enthält einen eben ſo grellen Widerſpruch wie der Uebergang einer Wirklichkeit in das Nichts. Nicht früh genug können wir einen ſo undenkbaren Begriff aufgeben; denn unſer ganzes Denken wird durch ihn verwirrt, Irrthum und Verkehrtheit ſind ſeine Früchte. Wir werden nie, ſolange wir einen ſo trüglichen Gedanken nähren, jenen erhabenen Gipfelpunkt erreichen, von dem allein aus wir die Gefilde des Seins in nebelloſer Klarheit zu überſchauen vermögen.

Nur der, deſſen Vorſtellungen einer oberflächlichen oder einſeitigen Anſchauung des Sinnes entnommen ſind, der nicht gewohnt iſt, ſein Denken nach den ſtrengen Geſetzen der Vernunft zu regeln, nur der vermag den Begriff eines Nichts über und außer der Welt und noch dazu eines erzeugenden Nichts zu ertragen. Wem aber die Vernunft d. h. die freilich auch nur durch ſinnliche Erfahrung erworbene,

aber auf feste, nicht zu erschütternde Gründe sich stützende Erkenntniß als Richtschnur dient, der muß inne werden, daß das Nichts oder das Leere undenkbar ist, und daß daher alles wahre, nicht mit sich selbst im Widerstreite befangene Denken von einem ewigen, ununterbrochenen Dasein ausgehen muß. Zwar ist dieser Begriff eines von aller Ewigkeit her bestehenden Daseins zu groß, als daß menschliche Kräfte ihn ganz zu fassen vermöchten; aber wir müssen seine Nothwendigkeit anerkennen und er ist nur etwas Unbegreifliches d. h. endliche Fassungskraft Ueberschreitendes, während das leere Nichts als ein mögliches Etwas ein Unmögliches ist.

Man ist zu diesem undenkbaren Begriff auf folgende Weise gekommen. Wir nehmen feste Körper wahr, welche einen bestimmten örtlichen Raum einnehmen und von dem daher andere Körper ausgeschlossen sind. Wir sehen diese Körper von einander getrennt und dadurch auch von einander entfernt leere Zwischenräume unter sich bilden. In diesen Zwischenräumen nun erfahren wir keinen Widerstand; wir sehen, daß sich Alles in ihnen fortzubewegen vermag, daß sie andere Körper in sich aufnehmen und daß sie endlich bis zum völligen Verschwinden ausgefüllt werden können. Durch diese einseitige Nichtempfindung unseres Seh- und Fühlsinnes läßt sich daher unser Verstand zu dem irrigen Urtheile verleiten, daß es einen leeren, durch Nichts erfüllten Raum gebe. Eine schärfere Beobachtung jedoch läßt unsere Sinne Wirkungen verspüren, deren Ursachen uns zwar verborgen bleiben, die aber aus jenem leergeglaubten Raume hervorbringen. Wir werden dadurch gewarnt, jene einseitige Nichtempfindung nicht mehr auf unser Urtheil einwirken zu lassen, sondern sind vielmehr gezwungen, da eine Wirkung ohne eine wirkende Ursache nicht

gedacht zu werden vermag, auch da, wo unſere Sinne keine ſichtbare Gegenwart, keinen alles Andere ausſchließenden Widerſtand eines fühlbaren Körpers empfinden, dennoch irgend ein Etwas anzunehmen, das allein die nothwendige Urſache dieſer Wirkung im ſcheinbar leeren Raume ſein kann. Auf dieſe Weiſe vermögen wir trotz der Beſchränktheit unſerer Sinne, aus der jene irrthümliche Anſicht hervorgegangen, dennoch auch wiederum durch ſie uns zur richtigen Erkenntniß zu erheben. Wir lernen durch ſie eine auch ihnen ſelbſt unzugängliche, unſichtbare, ungreifbare Welt kennen, die angefüllt mit unzähligen, trotz ihrer Feinheit doch immer materiellen Kräften, uns zwingt, aus dem Reiche der Natur den Gedanken des leeren Nichts zu bannen.

Aber wie, fragt man vielleicht, wie iſt denn nach Entfernung alles Leeren in einem ganz angefüllten Raume Bewegung möglich? Man hätte lieber fragen ſollen, wie bei der Annahme eines leeren und doch fort und fort erzeugenden Nichts eine ungehemmte, harmoniſche Entwickelung eines Beſtehenden ſtattzufinden oder wie bei der Vorausſetzung leerer Zwiſchenräume eine ewig beſtändige Verkettung das ganze Weltgebäude zuſammenzuhalten vermöchte? Eine wahrhaft gleichmäßige Bewegung iſt nur im angefüllten Raume möglich, in dem alle Körper durchdringlich und fähig ſind, ſich untereinander zu miſchen. So iſt jenſeits des Glaſes, diesſeits des Glaſes und in demſelben dieſelbe Lichtmaterie, ohne daß ſie durch das Daſein jenes fremden Stoffes unterbrochen wäre; ſo ſchwimmt der Fiſch im Waſſer, ſo fliegt der Vogel durch die Luft mit völlig freier Bewegung, ohne daß auch nur der geringſte Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und dem Waſſer oder der Luft beſtände und die unmittelbarſte

Berührung aufhöbe. Denn bei der Bewegung des festeren Körpers in feineren flüssigen oder elastischen nimmt ja der erstere keine größere Oertlichkeit ein als diejenige ist, welche er verläßt und die den genauesten Ersatz für die jetzt in Besitz genommene darbietet.

Wenn wir freilich die Pflanze, den Baum betrachten, welch einen viel größeren Raum nimmt er nicht im Vergleiche zu seinem Keime ein, aber dennoch findet auch hier keine Vermehrung oder Veränderung des Raumes im Ganzen statt, denn alle die Theilchen, die Stoffe, die sich zur Bildung und zum Wachsthume der Pflanze krystallisirten, haben nur ihre alte Räumlichkeit verlassen, haben mit den durch die wachsende Pflanze verdrängten Lufttheilen ihren Platz getauscht, den sie wieder einnehmen, sowie die Pflanze sich in ihre ursprünglichen Bestandtheile wieder auflöst.

Die Welt ist darum eine ganze, ungetheilte; jeder Punkt des Leeren ist aus ihr gebannt; was ist, das existirt in ihr, neben und in einander; es geht nichts aus ihr verloren, nichts kommt zu ihr hinzu, aber alles ist in ewigem, harmonischem Wechsel und Wandel begriffen, es löst sich auf und bildet sich wieder, vereinigt sich und trennt sich, kommt und geht, und wo das eine weicht, da nimmt das andere Platz.

Nicht weniger undenkbar aber als die Vorstellung des leeren Raumes ist die der Nichtszeit. Denn wie ist es möglich, sich den Begriff eines dem Nichts entspringenden Anfangs zu bilden, wie ist es möglich, ein das Dasein beschränkendes und ins Nichts zurückführendes Ende zu denken? Beides ist ein Unding; wir müssen wie die Begränzung des unendlichen Raumes so die der ewigen Zeit mit Nothwendigkeit verwerfen, die Annahme einer ewig bestehenden ununterbrochenen

Fortdauer des Daſeins muß der erſte Grundſatz unſerer denkenden Vernunft ſein. Denn Sein iſt der Grund aller Erkenntniß; wo nichts iſt, kann nichts erkannt werden, das Nichts einerlei im Raume oder in der Zeit iſt ein Unbegriff.

Freilich kennt der Sinn kein anderes Sein als ein Gewordenes und alles gewordene Sein gehört der Zeit an, weil es wird, alſo nicht immer war und daher auch wieder aufhören muß, das zu ſein, was es geworden war. Aber dieſes werdende oder gewordene beſondere Sein geht darum nicht aus dem Nichts hervor, kehrt nicht ins Nichts zurück, ſondern es hat ſchon von aller Ewigkeit her beſtanden und wird in alle Ewigkeit fortdauern. Jedoch freilich nur in ſeinen verſchiedenen Elementarſtoffen, die nur für kurze Zeit ſich zu mannigfaltigen Geweben oder Formen einer beſonderen Individualität vereinigt haben und ſobald ſie in dieſer einen beſtimmten Zweck erfüllt, ſich wieder trennen und in ihren urſprünglichen Zuſtand zurückkehren. — Und wie jedes Einzelne, ſo iſt das ganze All, weil es ein lebendiges, von göttlichem Geiſte durchhauchtes iſt, in einem immerwährenden, langſameren oder ſchnelleren Fluſſe, in einem ewigen Wechſel der Auflöſung und der Vereinigung, der Miſchung und Trennung begriffen; wenn wir daher nur auf das Aeußere ſeiner einzelnen Erſcheinungen achten, ſo nehmen wir ein beſtändiges Vergehen und Entſtehen wahr, das aber nicht auf das Nichts, ſondern auf den ewigen Zuſammenhang zwiſchen Sein und Werden hindeutet. Denn dieſem wandelbaren und ewig wiederkehrenden Kreislaufe wechſelnder Erſcheinungen liegt die unveränderliche, unvergängliche göttliche Materie zu Grunde, die den ewigen Urſtoff alles mannigfaltigen Wer-

bens hergibt, aus der alles Werden entſpringt und in die alles Gewordene wieder bei ſeinem Verſchwinden zurückkehrt.

Ich ſage die göttliche Materie, denn man darf wahrlich nicht länger jene irrigen und nichtigen Vorſtellungen auf ſie anwenden, nach denen ſie ein niedriger, todter, träger Stoff iſt, voll weſentlicher Fehler und Mängel, beſeelt von einem außer ihr ſtehenden Gott, ohne den ſie leblos und unwirkſam bleibt, in deſſen Hand ſie nur als Inſtrument geleitet etwas ſchafft. Sie iſt vielmehr die lebendige Grundlage von Allem, was exiſtirt; das Leben, die Kraft, die Empfindung ruhen in ihr, ſie allein iſt das ewige unvergängliche Daſein, ſie iſt die Gottheit.

Ein überweltlicher Gott iſt ein undenkbarer, der Vernunft widerſtreitender Begriff; ein Gott, der außer der Materie ſteht, der mit dem Nichts zuſammenfällt, kann nicht der Schöpfer, Erhalter und Regierer des Univerſums ſein.

Einen ſolchen Gott annehmen heißt die Natur nicht verſtehen, heißt die unendliche Allmacht der göttlichen Weſensfülle herabwürdigen. Wie ſoll ich mir auch nur die geringſte Vorſtellung von einer ſo rein geiſtigen Perſönlichkeit machen, die in allſeliger Genügſamkeit Ewigkeiten hindurch in unthätiger Selbſtbeſchauung zubrachte, dann plötzlich trotz ihrer Geiſtigkeit eine körperliche Welt aus ſich zu ſchaffen anfing und nun in der Leitung und Regierung dieſer ihr ewiges Daſein anwendet. Wie unmöglich iſt eine ſolche Vorſtellung! Nein, dann lieber keinen Gott annehmen, als einen unſerer Vernunft ſo fremden.

Die gewöhnliche Vernunft, ſagt Bacon, anticipirt die Natur, die wahre aber legt ſie aus. So iſt es; ſtatt daß der Menſch, wenn er das wunderbare Räthſel der Weltordnung

anſtaunt, um es zu löſen, es dem Buſen der Natur zu entlocken ſtreben ſollte, ſchwingt er ſich lieber gleich über die Gränzen fühlbarer, ſichtbarer Welten hinaus, ſchweift im Leeren, das er ſich doch nicht zu denken vermag, umher und ſchafft ſich dort Weſen, die er, je nach den wechſelnden Stimmungen ſeiner Gefühle, mit verſchiedenen Geſtalten bekleidet. Und doch iſt er, obgleich ihm die Materie nicht edel genug zu ſein ſchien, um in ihr die Hülle der Gottheit zu erkennen, doch iſt er ſtets wiederum genöthigt, nach körperlichen Bildern zu greifen, weil ſonſt das unbegreifliche Nichts der Reingeiſtigkeit ſeinem Gedanken gänzlich entſchweben würde, und zwar, da wir Alles auf menſchliche Verhältniſſe zurück zu beziehen geneigt ſind, wird er auch den Begriff der Gottheit in mehr oder minder deutlicher Weiſe mit menſchlichen Bildern oder Vorſtellungen begleiten müſſen. Daher kommt es, daß ein jedes Volk ſeine beſondere Gottheit hat, daß ein jeder Menſch ſeine eigenthümliche Denk- und Gefühlsweiſe auch auf das göttliche Weſen überträgt. Daher dieſes Auseinanderfahren der Menſchen in ihren religiöſen Anſichten, wenn auch immer mehr gemildert durch die einende Kraft ſteigender Cultur, daher dieſer durch eine lange Kette der uns bekannten Geſchichte ſich hindurchziehende blutige Faden der Zwietracht, des Haſſes und der bitterſten Verfolgung um einiger Glaubensſätze willen, denen nichts zu Grunde lag als leere Phantome, abſtruſe Einbildungen und Worte.

Eigentlich aber ſind dieſe religiöſen Kämpfe erſt zugleich mit dem Erſcheinen des Chriſtenthums hervorgebrochen. Denn dieſe ſo wahrhaft reine und erhabene Religion iſt wegen des überſchwänglichen Vorwaltens des Geiſtigen und Moraliſchen ihrer ganzen Tendenz nach eine ideale, über-

irdiſche. Sie iſt auf die unbedingte Verwerfung und Entäußerung der Materie und des Sinnlichen als des Sündhaften, Todbringenden gegründet, ſtellt die Gottheit als ein allheiliges, reingeiſtiges Weſen der Welt und der endlichen Creatur gegenüber und mußte daher zu einer verſchwommenen übernatürlichen Vorſtellung Gottes gelangen, der ein jeder nach ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeit einen anderen Sinn unterlegte.

Die Völker des Alterthums dagegen verbanden keine überirdiſchen Vorſtellungen mit ihren, wenn auch noch ſo einſeitigen, Religionsbegriffen; ihnen waren einzelne ſich offenbarende Kräfte oder Theile der Natur Gegenſtände ihrer bald roheren, bald edleren Verehrung. So verehrten die Perſer das mächtigſte Element der Natur, das leuchtende und wärmende Feuer, ſo beteten die Chaldäer den Himmel und die Geſtirne an, deren nie verlöſchender Glanz, deren ewig gleichmäßige Bewegung, deren unverkennbarer Einfluß auf Erde und Menſchenwelt ſie die göttliche Macht wahrnehmen ließ; ſo vergeiſtigten ſich die Griechen in ihrer dunklen Ahnung von der Allbelebtheit der unendlichen Natur ihre großen Erſcheinungen und ihre wahrgenommenen Kräfte und ſchauten ſie wiederum verſinnlicht als perſönliche Weſen an, die hinter der Erſcheinungswelt ſich verbargen; ja ſie ſchalten diejenigen Atheiſten und ſtraften ſie mit dem Tode oder mit Verbannung, die nicht an dieſe körperlichen Götter glaubten, ſondern in der Gottheit ein erhabenes geiſtiges, unſichtbares, überirdiſches Weſen anbeteten. Auch die Juden, obwohl ſie Gott als dem Schöpfer der Welt ein außerweltliches Sein beilegten, hatten doch nur körperliche und daher meiſtentheils anthropomorphiſtiſche Vorſtellungen von ihm,

wie erhaben ſie ſich auch ſeine Perſönlichkeit dachten. Es werden Gott in der Bibel menſchliche Gliedmaßen und deren Functionen beigelegt; es wird geredet von dem Auge, von dem Ohre, dem Arme Gottes, ſeinem Nacken und ſeiner Naſe. Er ſchafft den Menſchen nach ſeinem Bilde; man müßte daher, wie ſchwach man ſich auch das der Menſchheit aufgeprägte Abbild denken möchte, dennoch immer dem Urbilde ein körperliches Sein zuſprechen. Gott werden ferner Affecte und Begierden, wie Zorn und Rachſucht, beigelegt und ſogar anthropopathiſche Schwächen und Beſchränkungen geiſtiger Thätigkeit von ihm ausgeſagt; er hat etwas vergeſſen, er erinnert ſich, er empfindet Reue und Mitleiden; er wird durch Opfer verſöhnt und iſt partheiiſch für ſein Volk wie unter gleichen Bedingungen kaum der Menſch ſein würde. Er ſpricht in menſchlicher Rede mit Adam und Eva; er geht im Garten, da der Tag kühl geworden war; im Hain Mamre beſucht er Abraham, der ihm Waſſer bringen und ſeine Füße waſchen will, und ihn bittet, ſich unter dem kühlenden Schatten der Bäume auszuruhen, da es um die heißeſte Zeit des Tages war; er erſcheint endlich auch den übrigen Patriarchen und dem Moſes, dem er auf dem Berge Sinai die Geſetze des jüdiſchen Volkes ertheilt.

Es war freilich den Juden geboten, ſich von der Gottheit weder ein Bild noch ein Gleichniß zu machen, allein gerade in ihrer Geſchichte erhalten wir den ſchlagenden Beleg für die ausgeſprochene Anſicht, daß der menſchliche Geiſt unfähig ſei, den Gedanken der Reingeiſtigkeit Gottes zu erfaſſen. Denn in ihrem fort und fort ſich wiederholenden Zurückfallen in Abgötterei, was gibt ſich darin Anderes kund, als das

natürliche Bedürfniß, mit dem Gedanken der Gottheit eine wirkliche, concrete Vorstellung zu verbinden?

Unter den Völkern des Alterthums scheint mir der lauterste, einfachste und großartigste Gottesbegriff bei unseren Vorfahren, den alten Germanen heimisch gewesen zu sein. Sie waren durchdrungen von dem Gefühl der göttlichen Allkraft der Natur, daher bestand auch ihr Gottesdienst in einer reinen Verehrung derselben. Sie kannten keine Tempel und dachten sich die Gottheit zu erhaben, als daß sie ein menschliches Abbild ihrer hätten würdig erachten sollen. „Sie urtheilen aus der Götter Größe, berichtet Tacitus, daß sie nicht in Wände eingeschlossen noch in irgend einer Art menschlicher Gestalt gebildet werden können. Haine und Wälder weihen sie und belegen diese geheiligten, geheimnißvollen Orte, die sie bloß schauend verehren, mit Götternamen."

Wie aber alle Religionen durch einen bald klarer hervortretenden, bald mehr versteckten ähnlichen Zug ihre gegenseitige Verwandtschaft verrathen, wie sie in ihren Sittenlehren alle einen und denselben Zweck der Veredelung des Menschen sich vorgesteckt haben, so darf man auch behaupten, daß allen Religionen ein Kern der Wahrheit innewohnt, der aber nur zu oft unter falschen Verhüllungen verborgen bleibt; allen liegt mehr oder minder deutlich der Begriff jenes einzigen vernünftigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung erhält, jener einzigen, alles regierenden Vorsehung zu Grunde; nur die Benennung, die Verehrung ist in allen verschieden.

Der Hierophant in den eleusinischen Ceresmysterien begann die Feier, indem er die Verse des Orpheus aussprach: Wandelt den Weg der Gerechtigkeit, betet den einzigen Herrn

des Weltalls an; er ist einer, er besteht unbedingt, für sich allein, alle Wesen verdanken ihm ihr Dasein; er handelt in ihnen und durch sie, Alles ist ihm offenbar und nie ist er mit sterblichen Augen gesehen worden.

Das Heiligthum der Isis in Sais war geschmückt mit der Inschrift: Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt. Gibt es wohl einen erhabeneren Ausdruck für den höchsten Gedanken, den der menschliche Geist zu fassen fähig ist, den der Gottheit?

Auch die jüdische Benennung, die höchste, unvergleichbare Existenz andeutend, ist eine des göttlichen Wesens durchaus würdige. Sie nannten Gott Jehovah: Ich bin, der ich bin, und ich werde sein, der ich sein werde. Die menschliche Vernunft kennt keinen unbedingteren, reineren, vollkommneren Begriff.

Und endlich die christliche Religion, wie sehr sie auch die Gottheit vergeistigte, entsinnlichte und der Welt entzog, dennoch deutet auch sie mit den Begriffen der Allmacht und Allgegenwart Gottes auf sein ewig durch sich bestehendes, Alles in sich erfassendes, vollkommenstes Dasein hin. Diese seine ganze allmächtige Wesensfülle drücken auf's herrlichste einzelne Sprüche des Apostels Paulus aus: Von ihm, in ihm und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. — In ihm leben, weben und sind wir. Wir sind seines Geschlechtes.

Ja in ihm leben, weben und sind wir; er ist das Eine, er ist das Ganze. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Wenden wir uns ihm dem allmächtigen, allwirkenden, ewigen Gotte zu, der in aller seiner Fülle sich uns sichtbar offenbart und verlassen

wir das öde, unfruchtbare Reich des Leeren, wo kaum träumende Einbildungskraft, vielweniger aber die klardenkende Vernunft sich anzubauen vermag. Warum wollen wir dem mehr Glauben schenken, was stets uns unverständlich, unbegreiflich bleiben wird, warum von dem klaren Lichte der Natur unsere Augen wegwenden, den tausend und abertausend ihrer Wahrheit predigenden Zungen unsere Ohren verschließen?

Wir Menschen sind Kinder der Natur; aus ihrem Schooße entsprangen wir, in ihren Schooß kehren wir zurück; ihre Gesetze bedingen uns; nie können wir uns von ihr losreißen, selbst nicht in unseren Gedanken; ewig hält uns die alliebende Mutter umfaßt. Und doch wollten wir ihre Schranken durchbrechen, außer ihr etwas suchen, was nur in ihr zu finden ist und von dessen Dasein nur sie allein den klarsten und sichersten Beweis zu geben vermag?

Wir hätten ein Recht dazu, wenn sie ein finsteres, wildes Chaos todter, unzusammenhängender Stoffe, ein blindes, wüstes Nebeneinandersein sich gegenseitig bekämpfender und zerstörender Kräfte wäre, wenn wir in ihr kein Leben sprießen sähen, wenn sie aller Ordnung, Regel und Gesetzmäßigkeit bar, uns in ihrer Willkür mit Verderben und Tod bedrohte, wenn nur Rettung von der Huld einer übernatürlichen Macht zu hoffen wäre.

Aber sehen wir uns doch um im lebensvollen Reiche der Natur, achten wir doch auf die überall zusammenhängende, wirkende, in sich selbst bestehende Schöpfung! Erblicken wir nicht in ihr die vollkommenste Vereinigung weise geordneter und in der innigsten Wechselwirkung zusammenstimmender Kräfte, die lebendigste Harmonie, die alles von den kleinsten

Atomen bis zu den Millionen in regelmäßigen Bahnen ihr Centrum umkreisenden Sonnen in unaufhörlich fortlaufender Verkettung von Ursache und Wirkung aneinanderschließt. Alles, das Kleinste wie das Größte, je nach den Bedingungen seiner Individualität auf das Vollkommenste bestimmt und umschränkt; Jedes ein vollendetes Ganzes und doch wiederum Jedes mit Jedem auf die mannigfaltigste Weise zu einem größeren Ganzen verwebt. Jegliche Willkür ausgeschlossen, in aller Mannigfaltigkeit Einheit, in allem Entgegengesetzten Zusammenhang herrschend, selbst scheinbare Unregelmäßigkeiten in höhere Ordnung sich auflösend; Alles durch das heilige Band innerer, ewiger, göttlicher Nothwendigkeit zusammengeknüpft, Alles von der belebenden Urkraft durchhaucht.

O, wenn wir's vermöchten mit unserer Phantasie in kühnem Fluge uns zu der unermeßlichen Betrachtung des Weltalls aufzuschwingen, wenn wir diesen unendlichen Kreis unzähliger, von einer Geisteskraft belebter und regierter Welten vor unseren Blicken vorüber rollen sähen, wessen Brust würde da nicht von dem heiligsten Schauer göttlicher Andacht durchrieselt werden, wem würde sich dann nicht das Gottesgeheimniß erschließen?

Ja, diese allschaffende Kraft der Natur, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt, die diese verschiedenen Organisationen der mannigfaltigsten Kräfte hervorbringt, dieser Urquell alles Lebens, aller Bewegung, alles Empfindens und Denkens, diese die ganze Materie durchgeistigende Macht, der überall befindliche Mittelpunkt des Weltenkreises, dessen Gränze nirgends ist, es ist die Gottheit.

Alles Einzelne ist endlich, vergänglich; nach kurzer Dauer

ſchwindet es vorüber, nur das All der Gottheit iſt ewig, unvergänglich, unendlich, durch ſich ſelbſt allein bedingt. Aus Gott entfaltet ſich Alles, zu ihm kehrt Alles zurück, er iſt das endloſe Meer, in dem die einzelnen Wellen auf- und untertauchen; nichts iſt, was nicht in ihm iſt und ohne ihn kann nichts gedacht werden.

Ich weiß freilich wohl, es wird den Meiſten ſchwer, jene erhabene Gottesvorſtellung, die ſie in ihrem Herzen tragen, mit der Materie zu verbinden; man ſchreckt zurück, hält es für eine ſündhafte Entheiligung Gottes, ihn und eine körperliche Maſſe zu identificiren.

Aber wir müſſen doch geſtehen, daß der nothwendig erſte Erkenntnißſatz unſerer Vernunft der iſt, daß, wo ſich eine Wirkung zeigt, auch ein wirkliches, körperliches Daſein einer Kraft als Urſache vorhanden ſein muß. Wenn ſich uns daher überall in der Natur die Spuren göttlicher Weisheit und Vollkommenheit aufdrängen, ſo müſſen wir uns mit Nothwendigkeit ein Weſen denken, das dieſe Werke hervorgebracht hat und ſie erhält. Jedoch dürfen wir uns dieſes Weſen nicht außerhalb der Welt des Körperlichen denken, denn außerdem, daß, wie wir geſehen haben, der Begriff des überweltlichen Leeren und Unkörperlichen aller Vernunft widerſtreitet, vermögen wir uns auch nichts in der Welt Wirkendes zu denken, was nicht von ihr ausgeht, was nicht in ihr ſelbſt liegt. Entweder alſo iſt Alles ein ewiges und unendliches trügeriſches Nichts und alles Daſein ewig und allenthalben unmöglich, da keine körperlich wirkende Urſache des Werdens dabei gedacht werden kann, oder es iſt ein ewiges und unendliches wirkliches Daſein, die Urſache alles Gewordenen und der

Urſtoff alles möglichen Werdens, bei welchem ein Nichts niemals möglich war und nimmer möglich ſein wird.

Der erſtere Fall iſt undenkbar, unſere Sinne, unſere Vernunft lehren uns, daß das Sein kein Gegenſtand bloßer idealiſtiſcher Einbildung iſt, wir ſind darum gezwungen, ein wahrhaftiges ewiges Daſeinsall anzunehmen. Und dieſes nun, obwohl an und für ſich unveränderlich, dennoch in einer ununterbrochenen Folgekette von Wirkungen in ſeinem Urſtoffe anders und anders geſtaltet, dieſes iſt die göttliche Materie, von der wir uns allein einen würdigen, wenn auch immer nach unſerer endlichen Beſchränktheit unklaren Begriff zu bilden vermögen, wenn wir nicht mehr den Blick begränzter Einſeitigkeit auf ſie werfen, der immer nur ihre einzelnen vergänglichen Erſcheinungen, nicht ſie ſelbſt, die doch dieſelben hervorruft, beachtet.

Wir ſind z. B. gewohnt, den einzelnen Naturerzeugniſſen, wenn wir an ihnen eine gewiſſe organiſche Geſtaltung wahrnehmen, Leben zuzuſchreiben, und doch verweigern wir es dem großen Ganzen, weil wir zu kurzſichtig ſind, um ſeine gewiß noch weit vollkommnere organiſche Bildung und Gliederung zu erkennen. Der Erdplanet ſcheint wie der Thautropfen uns todt zu ſein und doch leben ſie beide. Wie vermöchten ſie ſich ſonſt zu runden, wie ſich in ihrem Schwerpuncte zu erhalten? Wären ſie nicht mit Leben erfüllt, ſo würden ſie auseinander fallen, ihre einzelnen Beſtandtheile würden in das Meer der Unendlichkeit zerſtieben.

Wir nennen das Thier, die Menſchen lebendig und tragen auch kaum ein Bedenken die Pflanze von einem innern Leben erfüllt zu denken, weil wir es ja ſehen, daß ſie ſich in ihrem Keime regt und bewegt, daß ſie dem Boden, der Luft, den

Sonnenstrahlen ihre Nahrung entnimmt, immer weiter sich entfaltet, Blätter entwickelt, mit Blüthen sich schmückt, Früchte ansetzt, Saamen bildet und diesen Saamen wieder in den Schooß der Erde einsenkt, damit sie durch ihn und in ihm von Neuem den ewigen Kreislauf beginne. Aber diese nährende Erde selbst, die doch die Grundlage alles Lebens ist, die halten wir für todt, ohne Wechsel ihres Zustandes, ohne selbstständige Thätigkeit, unerfüllt von höherer Kraft. Und doch kehren die blühende Pflanze, das lebendige Thier, ja der denkende Mensch wieder zu ihr zurück, von der sie ausgegangen; sie werden Staub, verfliegender Dunst. Was könnte ihnen das Leben gegeben haben, wenn sie es nicht ihren Brüsten entsaugt hätten, wo sollte ihr Leben bleiben, wenn es nicht in ihren Schooß zurück tauchte?

Es scheint der Stein, den wir viele Menschenalter hindurch ohne alle innere und äußere Bewegung scheinbar unverändert an einem und demselben Flecke liegen sehen, den Sinnen völlig todt zu sein, eine träge regungslose Masse, auf die nur von Außen gewirkt werden kann. Und doch schlummert auch in ihm eine geheime innere Energie, regen sich auch in ihm mannigfaltige Kräfte, zeigt sich auch an ihm der ewige Kreislauf des Lebens, denn sehen wir nicht, wie die Feuchtigkeit aus ihm Moose und Flechten hervorlockt, wie er endlich mürbe wird, verwittert, in andere Gestaltungen übergeht, anderen Kräften sich mittheilt?

In welche Fülle von Lebensäußerungen verwandelt nicht die Gährung den häßlichen Moderhaufen, welch ein Gewimmel organischer Gebilde regt sich nicht in dem angefeuchteten Staube! Und was ist es denn, das den Magneten treibt, verwandte Stoffe an sich zu ziehen? ist es nicht der Drang inne-

ren Lebens? Iſt denn der Blitzſtrahl, der durch die Luft zuckt, nur eine todte Kraft? Nein, er iſt ebenfalls wirkſames Leben, wie flüchtig ſein Daſein auch iſt. So die Wolke, der unſichtbare Sturm, das Feuer, das Waſſer und ſelbſt die einfachſten und feinſten Elemente, ſie ſind alle voll Rege, Leben und Bewegung, denn ſie ſind Ausflüſſe des ewig lebendigen göttlichen Daſeins.

Mit Recht müſſen wir darum den Begriff einer todten Materie verwerfen. Alles was iſt, iſt voll Kraft; in Allem, was wir ſehen, iſt Leben, mag es nun auch in einem Augenblicke, mag es erſt in dem Verlaufe von Jahrtauſenden ſeine Wirkungen offenbaren.

Nun wohl, wirft man uns vielleicht als Einwand entgegen, mag überall Leben herrſchen, mögen in Allem, im Kleinſten wie im Größten, im Einzelnen wie im Ganzen ſich ſchaffende Kräfte regen; wir dürfen darum doch nicht die Welt mit der Gottheit identificiren, denn all dieſes Leben, dieſe Kräfte ſie entſtrömen nur ſeinem ſchaffenden, allwirkenden Geiſte; würden ſie dieſem unverſieglichen Borne nicht mehr entquellen, ſo würde die Materie eine todte Maſſe, ein bewegungsloſer Klumpen ſein. Denn das Höchſte, was wir Menſchen kennen, iſt der Geiſt; Gott alſo als das vollkommenſte Weſen muß ganz Geiſt ſein; die Materie zeigt nur Leben, keinen Geiſt. Der Menſch, was ſeinen körperlichen Zuſtand betrifft, fällt ganz mit der Materie zuſammen; was wir in ihm Leben nennen, das iſt nicht verſchieden von dem, was ſich in der Pflanze, wie überhaupt in allem Geſchaffenen äußert. Aber er iſt ſich in ſich ſelbſt noch ganz anderer Wirkungen bewußt, die nicht die geringſte Verwandtſchaft mit jenen bloß körperlichen Aeußerungen des ſich regenden und

bewegenden Lebens beſitzen. Wir ſind uns bewußt, daß wir denken, daß wir uns über das Sinnliche zu erheben, daß wir uns zu reinen Ideen emporzuſchwingen vermögen und daß dieſe Bildung und Entwickelung überſinnlicher, geiſtiger Ideen in unſerem Denken mit keiner anderen Wirkung, die wir an unſerem oder anderen Körpern wahrnehmen, verglichen werden darf. Wir ſind daher gezwungen, als Urſache einer ſo ganz verſchiedenen Wirkung auch eine dem Körperlichen durchaus fremde Kraft anzunehmen; es iſt der Geiſt, der mit der Materie nicht verwandt iſt, wohl mit ihr eine Zeitlang verbunden ſein kann, aber als etwas ganz Beſonderes für ſich exiſtirt und auch vollſtändig von ihr getrennt, zu dem Urquell, aus dem er entſprungen, wieder zurückfließt. Und wie wir nun aus uns ſelbſt den deutlichſten Beleg dafür ſchöpfen, daß es etwas Höheres als die körperliche Materie gibt, ſo iſt es thöricht, ja es iſt frevelhafte Gotteslästerung, die träge Maſſe mit dem göttlichen Weſen in eine gleichmachende Verbindung zu bringen. Nein, wie ſchon in uns das Geiſtig-Denkende das den Körper beherrſchende Element iſt, ſo iſt der allmächtige göttliche Geiſt der Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltganzen, ohne doch mit ihm zuſammenzufallen; er iſt Gott, aber nicht Welt.

Dieſer Einwand aber, wie mächtig auch aufgebaut, fällt für mich in Trümmern zuſammen; denn ich läugne, daß der Geiſt eine beſondere, unkörperliche Kraft iſt; er iſt nichts anderes denn das Leben ſelbſt. Und geſetzt auch er wäre etwas Höheres, Ueberirdiſches, ſo würde doch gerade durch ihn ſelbſt bewieſen ſein, daß es unmöglich iſt, Gott getrennt von der Welt zu denken. Denn wie der Geiſt ſich nur in dem Menſchen vermittelſt des Körpers zu äußern vermag, wie er

ohne den Körper ein nichtiger, luftiger Hauch wäre, ſo iſt eben Gott nur Gott, weil er der Welt innewohnt; beide ſind nicht zu trennen, die Welt iſt Gott und Gott iſt die Welt; Körper und Geiſt ſind eins.

Ich weiß vom Geiſte nichts, vermag ihn mir nicht vorzuſtellen, wenn ich mir ihn nur getrennt von allem und jedem Begriffe des Körpers denken dürfte; ich weiß von Gott nichts, wenn ich von der Natur wegblicken ſoll, die mir ihn allein zeigt, mir allein ſeine Nothwendigkeit, ſeine ewige und unendliche Exiſtenz offenbart. Nein, Alles iſt in der Natur göttlich, die Natur iſt der allmächtige Geiſt. Ueberall gibt er ſich kund in den verſchiedenſten Erſcheinungen, in den mannigfaltigſten Graden und Abſtufungen, je nach den höheren oder niederen Organiſationen der Einzelweſen. Er zeigt ſich bald als einfache Empfindung ohne Bewußtſein, bald als Empfindung mit Bewußtſein, mit ſinnlichem, mit vernünftigem Bewußtſein, bald endlich auch als ohne Empfindung beſtehendes reines Bewußtſein. So empfindet das magnetiſche Eiſen den verſchiedenen Eindruck ſeiner Pole eben ſo gut, als das Auge des Menſchen die verſchiedenen Eindrücke des Lichtes, aber es bleibt bei ihm bloße Empfindung; es wird ſich ihrer nicht bewußt. Aber ſchon in der Pflanze, die behaglich das erquickende Naß des Waſſers einſaugt, in dem Baume, der mit tauſend grünen Augen lichtdurſtig dem Sonnenſtrahl entgegenblickt, in der Blume, die vor der heißen Gluth des Mittags ihren Blüthenkelch ſchließt, um ihn dem erfriſchenden Abendthaue wieder zu öffnen, dämmert dieſes Bewußtſeinsleben allmählig auf. Höher und reicher entfaltet es ſich im Thiere, das auf den letzten Stufen ſeiner Entwickelung ſchon die äußere Empfindung durch den Ausdruck des

Schmerzes, der Freude erwiedert, das die empfangenen Eindrücke in sich bewahrt und, ihrer bewußt, nachahmend sie wiederholt. Noch höher tritt dieses Leben im Menschen hervor, in dem es sich bis zur edelsten geistigen, selbstbewußten, denkenden Thätigkeit steigert. Und ganz rein entfaltet es sich endlich im Wesen der Gottheit, die alles in ihre unendliche Fülle zusammenfassend, im Einzelnen wie im Ganzen ihres Selbst auf die vollkommenste Weise, ohne Unterbrechung bewußt, ihr ewiges Denken in dem nie versiegenden Leben der unaufhörlich werdenden Natur offenbart.

Erst wenn wir uns so die Gottheit vorstellen, wenn wir die überall wahrnehmbaren Kräfte der Natur als einen Theil, eine Eigenschaft, als die Blüthe ihres göttlichen Lebens, wenn wir uns die das Gesammtall erhaltende Kraft als ihr Wesen denken, erst dann haben wir die richtige Vorstellung von ihr, erst dann vermögen wir mit tieferem, sinnigerem, andächtigerem Blicke in die geheimnißreiche Natur zu schauen; das Räthsel des Lebens löst sich uns auf und wir erlangen von keiner Sache eine innigere, festere Ueberzeugung als gerade von dem Dasein Gottes.

Aber Gott selbst kann vollständig nach seiner hehren Unendlichkeit vom zeitlich und örtlich beschränkten Geschöpfe nicht begriffen oder ergründet werden; wir haben kein Maß mit dem wir ihn messen dürften, nur von seinem Wesen allein kann sein Wesen umfaßt werden. Er allein erkennt sich selbst; er allein ist volle, ewige Wahrheit; der menschliche Geist als ein kleines Bruchstück, ein atomartiges Theilchen seines göttlichen Geistes, als ein Strahl seiner Sonne kann stets nur einen Theil der Wahrheit besitzen, ist zu eng, um die vollständige Vorstellung dessen zu

erfaſſen, der endlos ſich nur mit ſich ſelber mißt. Wir vermögen nur von ihm zu ſagen: Er iſt, denn er wirkt; allein aus ſeiner Schöpfung, aus der Natur, aus der Geſchichte lernen wir ſein Weſen kennen. — Alle Dinge der Erſcheinungswelt ſind flüchtig und vergänglich, ſie bleiben nicht; er aber iſt immer geweſen, er wird immer ſein, er iſt ewig. Jedes Ding für ſich allein iſt unvollkommen, es iſt beſchränkt, von unzähligen anderen bedingt; er aber allein iſt unbedingt, er allein iſt frei, er iſt der Anfang, er iſt das Ende aller Dinge. In jedem Puncte des Raumes wirkt er, in jedem Augenblicke der Zeit übt er ſeine Macht aus, aber Maß und Zahl, Raum und Zeit ſelbſt verſchwinden in ſeiner erhabenen Unendlichkeit. Wenn wir gleich viel ſagen, heißt es beim Sirach, ſo werden wir es doch nicht erſchöpfen, der Inbegriff aller Gedanken, das All iſt er.

Leicht wird der Grund am Strand vom Aug entdeckt,
Doch nie im Meere, wie ſich's müh und übe;
Wohl iſt dort Grund, allein er bleibt verſteckt.*)

Was wir darum im Ganzen nicht vermögen, ſtreben wir es im Theile zu erreichen; achten wir auf die Schöpfung, ſoweit ſie dem Auge und dem Verſtande erreichbar; erſchließen wir uns, ſoweit unſere Kräfte es uns erlauben, immer mehr den heiligen Tempel der Natur. — Je weiter die Menſchheit in ihrer allſeitigen Ausbildung fortſchreitet, je genauer ſie die ſie umgebende Welt in ihren Einzelheiten erforſcht, je mehr ſie der Ordnung der Geſetze nachſinnt, die ſich in dem Weſen aller Dinge offenbaren, je tiefer ſie endlich in den Schacht ihres eigenen Geiſtes niederſteigt und die metallreichen

*) Dante Il Parad. XIX, 61—63.

Adern ſeiner Kräfte und Fähigkeiten auszubeuten und an das Licht des Tages zu fördern beſtrebt iſt, deſto mehr wird auch ihre religiöſe Vorſtellung ſich von den Schlacken des Irrthums reinigen, deſto klarer, deſto erhabener wird ihr Gottesbegriff werden.

Aber ein neuer, feindlicher Einwand drängt ſich hervor, hören wir, wie er lautet. Allerdings ſehen wir, ſagt man, in der Natur ein großes, von ewigem Leben erfülltes und ſich durch ſich ſelbſt allein bewegendes und erhaltendes All, aber dieſes Leben iſt kein ſelbſtbewußtes, geiſtiges, perſönliches, es iſt nur ein durch gegenſeitige Wirkung der Kräfte auf einander hervorgebrachtes, ein unbewußtes. Deine Gottheit iſt ein Unding, ein todter Begriff, ein Sammelname für alle die unzähligen Kräfte, die in den einzelnen Stoffen, Geſchöpfen, Welten wirklich ſind und leben. Die Materie iſt an und für ſich in ihren einzelnen Theilen todt, nur durch die Vereinigung aller wird Leben hervorgerufen; Wirkung und Gegenwirkung ſind die das All erhaltenden Mächte.

Wenn die einzelnen Theile der Materie an und für ſich todt ſind, müſſen wir darauf erwiedern, ſo werden ſie auch nicht belebt in und durch ihre Vereinigung; ja ſelbſt dieſe iſt nur das Reſultat innerer, ſelbſtthätiger Kraft des Einzelnen. Wie vermöchten die einzelnen Subſtanzen der Natur auf einander zu wirken, wenn nicht ſchon vor ihrer Vereinigung ewiges Leben in ihnen ſchlummerte, das nur auf den befruchtenden Anſtoß gewartet hatte, um auch im äußeren Daſein durch lebendige Wirkung die innere Kraft zu offenbaren.

Dieſes geheimruhende Leben aber, dieſe innere Kraft entſtrömt der Gottheit eben nur dadurch, daß ſie Alles, Alles, das Kleinſte wie das Größeſte, das Einzelne wie das Ganze

mit dem Odem ihres Geiſtes durchhaucht, dem Weltall eine ewig gleiche Triebkraft mittheilt und dadurch demſelben das Gepräge höchſter Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit aufdrückt.

Darum nein, die Gottheit iſt kein Unding und die Materie iſt nicht todt; ſie wird ebenſo wenig von einer außer ihr ſtehenden Macht bewegt, als von blind auf einander wirkenden Kräften, die ſich ſtoßen und treiben. Sonſt würden ſie in wilder chaotiſcher Unordnung durcheinander wirbeln, nie aber zu einem Reiche ſchönſten Ebenmaßes, herrlichſter Schönheit ſich ordnen, ſonſt würde der Zufall in der Welt, nicht die weiſe, göttliche Nothwendigkeit, die Willkür, nicht die höchſte Geſetzmäßigkeit, die nur der Ausfluß einer geiſtigen, denkenden Macht ſein kann, überall in der Natur herrſchen.

Und wie iſt es denkbar, daß der Theil vollkommener wäre als das Ganze! Der Menſch, ein im Univerſum verſchwindendes Atom, wäre mit Empfindung, mit Bewußtſein und Vernunft begabt und die alles erhaltende, belebende, lenkende Gottheit ſollte eine todte, blinde, gedankenloſe Kraft ſein? Dann allerdings hätte man Recht, ſich in der Menſchheit die ganze Gottheit concentrirt zu denken, in ihr hätte die Natur ihren Abſchluß gefunden, und ſie verdiente es um ihres geiſtigen Adels willen die Herrſcherin der Welt genannt zu werden.

Doch die Nebel eines ſolchen Gedankens verſchwinden vor der Wahrheit, ſie vermögen nicht den ruhig-klaren Sonnenblick geſunder Vernunft zu trüben. Dieſe lehrt uns Gottes wahrhaftiges Sein, ſie drängt uns, die Fülle des Alls, den Born göttlicher Kraft im göttlichen Weſen zu ſuchen.

Gerade das, was den Menſchen ſo hoch über die übrigen

Creaturen erhebt, der Gedanke, er wohnt in der reinſten, vollkommenſten Weiſe der Gottheit bei; ſie iſt, wie die unendliche Materie, ſo auch der unendliche Gedanke, was uns getrennt, ja entgegengeſetzt zu ſein ſcheint, in ihr lebt es in der innigſten Verbindung beiſammen, in ihr iſt es eins.

Und ſomit iſt auch Gott perſönlich, ja die vollkommenſte Perſönlichkeit, an deren Begriff wir aber nicht den ſchwachen Maßſtab anthropomorphiſcher Vorſtellungen legen dürfen, denn er iſt die Allperſönlichkeit. Man hat zwar, von pantheiſtiſchem Standpunkte ausgehend, der Gottheit die Perſönlichkeit abgeſprochen, aber gewiß mit Unrecht. Dieſer Begriff eben iſt nach meiner Anſicht der nothwendige Stützpunkt des Pantheismus, denn, wenn wir keinen perſönlichen Gott annehmen dürften, ſo müßten wir auch das Selbſtbewußtſein, den Gedanken, den Geiſt, deren nothwendige Unterlage eine beſtimmte, abgeſchloſſene Perſönlichkeit iſt, der Gottheit abſprechen; wir würden dann aber auch nur, ſtatt, wie wir es bezweckten, zur Vergeiſtigung, zur Allgöttlichkeit der Natur, zur Entgeiſtigung derſelben, zum mechaniſchen Materialismus gelangen.

Der Begriff der Perſon, ſagt man, ruht auf der bewußten Verſchiedenheit von einem Anderen; ich denke mich als Perſon, inſofern ich mich in meiner Vorſtellung anderen Individuen gegenüberſtelle, die von meinem beſonderen, für ſich beſtehenden Weſen getrennt ſind, die ihm Schranken ſetzen. Aber warum ſollte denn dieſes nicht auch auf die Gottheit paſſen? Auch ſie denkt ſich den einzelnen Theilen ihres Seins gegenüber, nicht aber dadurch, daß ſie in ihnen einen Gegenſatz, eine Beſchränkung empfindet, ſondern dadurch, daß ſie dieſelben alle in ihre Einheit zuſammenfaßt und ſomit ihres

ganzen Selbſt ſich in der klarſten, vollſtändigſten Weiſe bewußt wird. Der Begriff der Perſönlichkeit endlicher Weſen beruht auf der Beſchränkung des Einzelnen, der der Gottheit auf der Umfaſſung des Alls. Die göttliche Perſönlichkeit iſt darum erſt eine wahrhafte, eine vollkommene; ſie iſt trotz ihrer unaufhörlich weiter drängenden Entwickelung oder Selbſtoffenbarung ewig, unvergänglich, denn ſie entquillt einer unveränderlichen, das All umfaſſenden Weſensfülle. Da kein Außen, kein Fremdes in Gott möglich iſt, ſondern aus ihm ſelbſt alles wird, was und wie es iſt und wie es ſeinem Willen gemäß werden ſoll, ſo iſt Gott, ſo empfindet er, erkennt und wirkt er in vollſtändiger Einheit oder ſein Daſein, ſein Empfinden, Erkennen und Wirken iſt eins und daſſelbe. Sein Empfinden iſt Allgegenwart ſeines Daſeins und ſein Bewußtſein die unmittelbare Allwiſſenheit dieſes allgegenwärtigen Daſeins.

Die menſchliche Perſönlichkeit dagegen iſt während der ganzen Dauer ihrer Exiſtenz in unaufhörlichem, durch äußere Einflüſſe bedingten Wandel begriffen, ſie iſt eine zugleich in und mit dem Strome der Zeit vorüberrauſchende Welle, auf die eine andere folgt, und wiederum eine andere, bis ſie ſich alle wieder in das Meer der Unendlichkeit ergoſſen haben. Und eben weil unſere Perſönlichkeit eine ſo unvollkommene, in jedem Augenblicke durch den Einfluß der Außenwelt veränderte iſt, weil wir eigentlich nie zur wirklichen, bleibenden Exiſtenz gelangen, ſondern dieſelbe, ſowie ſie geworden, auch ſchon wieder in einer anderen werdenden untergeht, ſo beſitzen wir auch nur ein dunkles, ſchattenhaftes, durch die Sphäre der beſchränkten körperlichen Empfindung unſeres Daſeins bedingtes Bewußtſein unſeres Selbſt. Und richteten wir auch

alle unſere Gedanken mit der ſtrengſten Aufmerkſamkeit auf die Erfaſſung unſeres Seins, ſo würde es uns doch nur gehen, bemerkt Montaigne, wie dem, der Waſſer greifen wollte; jemehr er das flüſſige Element in ſeiner Hand zuſammenpreßt, deſto ſchneller wird es ſeiner Hand entfließen.

Wie aber nun der Proceß des göttlichen Selbſtbewußtſeins vor ſich geht, ob in Gedanken oder in der Regung irgend anderer Kräfte, das bleibt uns natürlich verſchloſſen. Wir freilich werden unſeres Selbſt nur inne, indem wir denken; vielleicht aber gehört es zu unſeren Vorurtheilen, daß wir, weil in uns der Gedanke das höchſte Element unſerer Kräfte iſt, auch ihn überhaupt allen anderen Kräften der Natur überordnen, ihn für das erſte halten, aus ihm alles herleiten und auch die vornehmſte Thätigkeit der Gottheit in ihm beſtehen laſſen. Gewiß aber gibt es noch eine höhere Kraft, die die einzelnen Principien wie Schwere, Ausdehnung, Bewegung, den Gedanken und alle die anderen tauſend Kräfte des Univerſums in ſich birgt und als Grund des Ganzen vielleicht von dem Begriffe des lebendigen Daſeins am beſten umfaßt würde. Gott iſt, dürfen wir daher ſagen, ein in ſeinem unendlichen Daſein wirkender Geiſt und er wird ſich ſeines Selbſt bewußt in dem Gefühle ſeines Daſeins. Sein Daſein iſt der Grund ſeines Bewußtſeins und ſein Bewußtſein iſt die fort und fort ſtrömende Aeußerung ſeines Daſeins. Denn Gott gibt ſich nicht einer müßigen, träumeriſchen Selbſtanſchauung hin; es iſt keine Ruhe in ihm, denn Ruhe iſt der Tod, er aber iſt ewiges Leben. Er iſt ohne Anfang und ohne Ende in einem unaufhörlich gleichmäßigen Fortgange des Werdens begriffen und durch dieſen entwickelt er ſeine innere Potenz zu ſtets höherer und vollkommnerer Selbſtoffenbarung.

Dadurch iſt er der Urgrund alles Werdens, ohne doch durch dieſes weder in ſeiner Weſenheit verändert, noch in ſeiner Unendlichkeit vermehrt oder vermindert zu werden. Denn alles Werden iſt kein neu von Außen zu ihm Hinzutretendes; es entfaltet ſich ja aus ihm ſelber, es iſt nur die wandelnde Form einer ununterbrochenen Folgekette von Wirkungen ſeines in ſeinem Urſtoffe ſich unaufhörlich umgeſtaltenden Seins. Dadurch ſteht auch die einzelne werdende oder geſchaffene Erſcheinung in ungetrenntem Zuſammenhange ihres Daſeins und Weſens mit Gott; Gott iſt in ihr. Sie gleicht den wechſelnden Meereswogen, die aus der Meeresfläche auf- und in ſie untertauchen; ſie ſind flüchtig und vergänglich, aber die Meeresfülle, die ſie aus ſich erzeugte, die ſie wieder in ſich zurückzog, iſt ewig eine und dieſelbe unveränderliche.

Dieſes ſich geſtaltende Werden nun nach unverrückbaren Geſetzen, nach einer unabänderlichen Nothwendigkeit fortlaufend geſchieht durch Miſchung und Sonderung, durch Vereinigung und Auflöſung, durch Anziehung und Abſtoßung der Stoffe der Natur. So entſtehen und vergehen Welten und Geſchöpfe; ſo ward die uns ſichtbare Schöpfung, ſo wird jede Welt und ſo werden Welten in nie abreißender, unendlicher Folgekette werden; alle gleichſam ein erſtarrender und ſich wieder auflöſender Gedanke Gottes, der Alles, Ewiges und Zeitliches, Unendliches und Endliches, Unveränderliches und Veränderliches, Sein und Nichtſein, Einheit und Mannigfaltigkeit, Empfindung und Bewußtſein, Körper und Geiſt in ſich vereinigt. Was daher wird im Reiche der Natur, was ſich entwickelt und ereignet im Reiche des Geiſtes, Alles, Alles iſt aus Gott und wirkt nur für

Gott zum Zwecke ſeiner Selbſtoffenbarung. Alles iſt darum auch gleich nothwendig, das Früheſte wie das Späteſte, das Niedrigſte wie das Höchſte; Alles trägt den Adel gleicher Würde an ſich, denn es iſt Alles göttlich.

Da nun aber der Gedanke Gottes ſich trotz ſeiner Einheit in einer unendlichen, vielgegliederten Mannigfaltigkeit ausſpricht und zu höheren und höheren Zwecken der Vollendung emporſteigt, ſo iſt es natürlich, daß ſich auch in der ganzen Natur eine vielfache grad- oder ſtufenweiſe anſteigende Entwickelung von Eigenſchaften, Kräften und Wirkungen offenbart, die alle, an und für ſich gleiche Bindeglieder in dem Kranze der göttlichen Wahrheit, nur in der Art der Zwecke, die ſie erfüllen, verſchieden ſind. Die ſtufenweiſe Entfaltung tritt uns in allen Reichen der Natur entgegen; aus dem Einfachen geſtaltet ſich ein Vielfaches, aus dem Niederen entwickelt ſich ein Höheres, auf das Kleinere folgt ein Größeres und Größeres, bis es ſich in die Unendlichkeit verliert. Aus den elementariſchen Kräften geht der kryſtalliſirte mineraliſche, gleichſam todte Stoff hervor, aus ihm entwickelt ſich der vegetabiliſche Organismus, in welchem das einfache Empfindungsleben der Materie, nachdem es die Pflanzenfiber gebildet hat, ſchon den Act der Keimbildung und Fortpflanzung vollbringt. Im thieriſchen Körper bildet ſich die animaliſche Fiber, das Nervenſyſtem, die Sinnesorgane, durch die das Empfindungsleben reicher und reicher geſtaltet und mehr und mehr mit der Außenwelt in Berührung gebracht wird. Endlich im Menſchen geht dieſes Empfindungsbewußtſein ins Bewußtſein der Vernunft über, erhebt ſich zu der Idee des Ichs und der Perſönlichkeit, und über ſich ſelbſt hinausſtrebend, über die Unendlichkeit des Alls ſich

ausbreitend schwingt es sich zur Gottheit im Denken und Erkennen empor. Aber auch das Menschengeschlecht ist nur ein kleines Erzeugniß der Erde und die Erde ist nur wiederum ein Glied im Sonnensysteme; dieses reiht sich in eine höhere Weltengruppe und von dieser können wir uns in Gedanken so weit emporschwingen, daß wir endlich, ermüdet und unfähig weiter zu schreiten, das Ganze unter dem Begriffe der Gottheit zusammenfassen. Sie durchhaucht das Einzelne, sie belebt das Ganze; im Schmetterlinge, in dem wie aus einem Nichts hervorgegangenen Infusionsthierchen ist ihr Geist so gut wie in der Pflanze, dem mineralischen Stoffe, dem denkenden Menschen, dem leuchtenden Weltkörper. Thöricht und hochmüthig ist darum jener Glaube, daß nur allein in der Menschheit der göttliche Geist wahrhaft wohne, daß sich in ihr die Gottheit allein manifestire. In ihr als dem incarnirten Gotte gelange, meint man, die Gottheit erst zum Bewußtsein und dieses Selbstbewußtsein offenbare sich durch die fortlaufende Geschichte der Gesammtheit der Menschen. Das heißt die göttliche Allmacht verkennen, ihr Schranken ziehen, ihr Fesseln anlegen, wenn nur allein in der Menschheit ihre geistige Blüthe zum Ausbruche kommen sollte, das heißt die Menschheit auf eine ungebührliche Weise über die gesammte übrige Natur erheben, wenn man gewissermaßen nur allein um ihretwillen das All existiren lassen, wenn man in ihr, indem man sie auf den Thron Gottes erhöbe, den höchsten Grad der Vollkommenheit erblicken wollte.

Mit vollem Rechte darf man allerdings von der Menschheit groß denken; sie ist ein erhabener Ausdruck göttlicher Kraft; sie aber auf die Spitze der ganzen Stufenleiter zu stellen vermag nur, wer die göttliche Unendlichkeit nicht zu

erkennen, nicht zu würdigen verſteht. Es verleitet dieſe Anſicht zum Irrthume und zwar dem gefährlichſten, dem der alleinigen Vergötterung des Menſchen, bringt darum auch nur die ſchlechten Früchte des Unglaubens hervor. Soll ich mir die Schlußkette der Natur ſchon im Menſchen abgeſchloſſen denken, ſo fühle ich nicht mehr das Bedürfniß, in frommer Andacht zu einem höheren Weſen meine Blicke emporzurichten; in dem Treiben des menſchlichen Lebens endigen meine Gedanken; der höchſte Troſt, das innigſte Glück, die ſeligſte Befriedigung des geiſtigen Lebens, das iſt die gläubige Gewißheit eines allmächtigen Gottes geht mir verloren.

Und welche Berechtigung haben wir zu dieſer Annahme? Allerdings ſehen wir, daß unſere Erde in ihrer Entwickelung den höchſten Grad der Vollkommenheit im Menſchen, in dem die Gottheit ſich ſelbſt anſchaut, erreicht hat; aber warum denn wollen wir glauben, daß allein auf unſerem kleinen Planeten eine ſolche Vergeiſtigung der Materie ſtattfinde, warum denn gerade uns als die alleinigen Abbilder der Gottheit denken und darſtellen? Spricht ſich ja doch auch nicht bloß im Menſchen der Geiſt aus; nein, wie wir geſehen haben, iſt die ganze Natur durchgeiſtigt, iſt jede ſelbſt die einfachſte Form der lebendige Ausdruck eines geiſtigen Inhaltes, ſtellt jede Pflanze, jedes Thier, von denen ſich der Menſch nicht dem Weſen ſondern nur der Art oder der Form nach unterſcheidet, einen unendlich kleinen Ausdruck des göttlichen Gedankens dar. Und alle die anderen unzähligen Welten, in deren nicht zu ermeſſender Unendlichkeit unſere Erde wie ein atomartiger Punkt ſich verliert, ihnen wollten wir eine ſo göttliche Belebung und Entwickelung abſprechen?

O denken wir nicht zu klein, aber auch nicht zu groß vom Leben und Wirken der Menſchheit; es iſt das eine nicht minder ſchädlich als das andere. Der eine Weg hemmt unſeren Fortſchritt, ſchwächt die volle Kraft unſeres Geiſtes und führt uns auf die Untiefen des Aberglaubens, das andere verdirbt die Blüthen unſerer Entwickelung, leitet unſer Gefühl irre und ſtürzt uns in die toſenden Wirbel des Unglaubens. Man darf, ich ſage es noch einmal, man darf mit Recht der Menſchheit eine hohe Stufe in dem Leben der Natur anweiſen, nur nicht die höchſte; der Menſch hat eine große Aufgabe, eine herrliche, erhabene Beſtimmung, er ſoll durch die Entwickelung aller ſeiner Kräfte und durch ſeine immer weiter fortſchreitende Vollendung eine göttliche Idee in ihrer unermeßlichen Ausdehnung zur Offenbarung bringen; dieſe aber bleibt doch ſtets nur ein kleiner Theil im Leben des göttlichen Geiſtes. Alle Menſchen machen immer nur die Menſchheit, nicht die Gottheit aus; nur alle Kräfte zuſammengenommen bilden eine Welt und alle Welten erſt vereinigen ſich in dem ſie umſchließenden Weſen Gottes.

Das iſt ja eben auch das Mangelhafte aller poſitiven Religionen, daß ſie den rechten Standpunkt des Menſchen ſo völlig verrücken, daß ſie den Menſchen ungebührlich über die übrige Natur erheben, ihn für den allein würdigen Gegenſtand göttlicher Betrachtung halten, nur auf ihn die Radien der Wirkſamkeit Gottes ausſtrömen laſſen. Prüfen wir uns aber doch einmal, bedenken wir unſere Beſchränktheit; wie können wir Gott und die Menſchheit in eine ſolche Verbindung mit einander bringen? O, ſagt man, unmittelbar auch nicht; der menſchliche Geiſt muß erſt eine unendliche Reihe läuternder Bildungsſtufen durchlaufen, bis er würdig wird

dem heiligſten, allervollkommenſten Weſen Gottes ſich zu nähern. — Aber ich läugne eine ſolche Beſtimmung des Menſchen; unſer Daſein iſt nicht das Daſein eines Embryo, einer Chryſallis, die in einem jenſeitigen Leben ſich als goldener Schmetterling entpuppen ſoll. Unſere Aufgabe iſt hier auf Erden, und haben wir ſie erfüllt, dann kehren wir in die gemeinſame Heimath zurück, von der wir ausgegangen. Man muß ſich wahrlich davon entwöhnen, willkürlich den organiſchen Verband der Natur zu zerreißen, darf nicht den Menſchen über die geſammte übrige Erſcheinungswelt ſtellen. Iſt denn die Welt nur für den Menſchen geſchaffen, würde ſie nicht exiſtiren, wenn der Menſch nicht dazu beſtimmt wäre, wie man es meint, ſich durch ihren Gebrauch zur reinen Göttlichkeit emporzuſchwingen? Die flammenden Welten des hohen Himmelsgewölbes, Mond, Sonne und Sterne ſind ſie nur da, ihm Licht, Leben und Wärme zu ſpenden, ſeine Saaten zu befruchten und zu reifen? Der unermeßliche Ocean hat er nur den Zweck ſeine Schiffe zu tragen und ihm die Erzeugniſſe aller Zonen zu ſeinem Genuſſe herbeizuführen? Das zahlloſe Reich der Thiere und Pflanzen, der mineraliſchen Stoffe, der Gaſe u. ſ. w. iſt es nur einzig und allein dazu da, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ihm Luſt, Freude und Annehmlichkeit zu bereiten, kurz bezweckt denn das Ganze nur Nutzen und Frommen der Menſchheit?

Freilich will man den ſtolzen Ausſpruch des Protagoras als wahr gelten laſſen, der den Menſchen das Maß des Univerſums nannte, ſo iſt unſere egoiſtiſche Neigung, alle Dinge nicht anders als nur in Beziehung zu uns und unſeren Zuſtänden zu denken und zu betrachten, nicht zu tadeln, und unſere ſtolze Gewohnheit uns für Halbgötter zu halten nicht

dünkelhaft zu ſchelten. Aber worauf gründen wir denn eigentlich unſer vermeintliches Vorrecht, uns die einzig geiſtigen Weſen im All der Natur nennen zu dürfen, allein fähig zu ſein ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit zu verſtehen und zu würdigen, ihren Baumeiſter zu erkennen, allein die Liebe und Huld der Gottheit, ihre beſondere Fürſorge in der Lenkung unſeres Schickſals zu verdienen, allein endlich der innigſten Verbindung mit ihrem heiligen Weſen theilhaftig zu werden? Was gibt uns ein Recht zu dieſem Glauben? Warum blicken wir doch mit ſo hochmüthiger Verachtung auf die Erde, aus deren Staub wir gebildet ſind, zu deren Staub wir wieder werden, die wir zu beherrſchen wähnen, und die uns doch weit mehr beherrſcht, die wir für todt halten, und die uns doch in dem unaufhörlichen Wechſel ihrer Erſcheinungen, der bunten Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugniſſe, dem ewig regen Getriebe ihrer Kräfte den ſichtbarſten Beweis eines nie verſiegenden Lebens gibt? Und ſind wir denn wirklich ſo erhaben über die übrigen Organiſationen der Natur, daß wir nichts Gemeinſchaftliches, keine Aehnlichkeiten, keine näheren oder entfernteren Beziehungen zwiſchen ihnen und uns wahrzunehmen vermöchten? Zieht ſich nicht vielmehr eine ununterbrochene Kette der innigſten Verwandtſchaft von dem am höchſten ausgebildeten Menſchen bis zu den einfachſten elementariſchen Kräften durch das ganze Naturleben hindurch? Wir ſehen alles darin getrennt, weil unſerer Aufmerkſamkeit die feinen Nüancen, die leiſe die ganze Kette zuſammenknüpfenden Verbindungsglieder entgehen; wir ſtehen auf dem Gipfelpunkte der Pyramide und darum überſehen wir die Baſis, die den ganzen Bau trägt. — Und wenn wir endlich auch unſer Geſchlecht noch ſo

zahlreich, noch ſo verbreitet über alle Regionen des Erdballs denken, was ſind und bleiben wir im Verhältniß zu ihm? Ein kleines Schmarotzergeſchlecht, das einſt nicht dageweſen iſt und auch einſt nicht mehr ſein wird. Die Erde iſt älter als das Menſchengeſchlecht, ſie hat ſeinen Anfang erlebt, ſie wird auch ſein Ende überdauern.

Es darf uns doch ferner nicht entgehen, einen wie kleinen Platz unſer Wohnort unter den die Sonne umkreiſenden Planeten einnimmt, ſollte nun gerade unſere Erde ſo überaus vor ihnen bevorzugt und ſollten alle dieſe Weltkörper nur todte Maſſen ſein, ohne innere Kraft, ohne Ausdruck geiſtigen Lebens? Es iſt undenkbar, wenigſtens, um nur wirken, ſich erhalten, ihre Bahnen durchwandeln zu können, müſſen ſie von einer inneren Energie getrieben werden. — Und was ſagen wir von der Sonne, die von dieſen als der unendlich größere Mittelpunkt umkreiſt wird, ſollte auch ſie nur ein Agglomerat todter Stoffe ſein? Und ſteigen wir noch eine Stufe höher, durchlaufen wir in Gedanken den unendlich größeren Weltenraum, in dem unſer Sonnenſyſtem ſich verhält wie die Erde zur Sonne, ſollte nun in dieſen unermeßlichen Weltenreichen gar kein Leben ſprießen, ſollten ſie nur alle öde Maſſen ſein, bar jeder Spur organiſchen Daſeins? ſollten nicht auch auf ihnen die Grundgedanken der Erde wiederkehren, nicht auch auf ihnen der Hauch höherer Kraft ſich regen? Wenn er es aber thut, in wie viel höheren, ihren größeren Verhältniſſen angemeſſeneren Graden wird ſich nicht die Kraft des Lebens auf ihnen entfaltet, wie viel vollkommnere Weſen gebildet haben, als wir ſind; ſind ſie ja doch alle viel, viel älter als unſer Erdball, und haben darum ſchon weit mehr Evolutionsperioden erlebt als dieſer. Und

ſo könnte ich dann ja immer höher auf der Leiter der Unendlichkeit an den einzelnen Sproſſen der Weltſyſteme emporklimmen, ich müßte mir ſtets höhere Zwecke der Gottheit auf ihnen denken, vollkommnere und mehr durchgeiſtigte Weſen müßte ich auf ihnen vorausſetzen, die ſelbſt die höchſte Potenz menſchlicher Kraft übertrafen wie der Geſtirne Glanz das irdiſche Licht.

Doch laſſen wir ſolche, wenn auch noch ſo wahrſcheinliche, ja auf die Nothwendigkeit des ewigen Entwickelungsganges der Natur ſich ſtützende Hypotheſen, kehren wir zurück zur Erde und wir ſehen, wie ich es ſchon vorhin angedeutet habe, daß dieſelbe dem Princip der unaufhörlich ſich bildenden, entfaltenden und wachſenden Natur gemäß in einer raſtloſen Umwandelung, in einem ewigen Proceſſe des Werdens begriffen iſt; ſie war einſt anders geſtaltet, anders beſchaffen, als wir ſie jetzt erblicken, und auch dieſer Zuſtand wird nicht bleiben, neue Umänderungen werden ihm folgen, es iſt nichts beſtändig in ihr und wie ſie entſtanden iſt, ſo wird ſie auch einſt wieder vergehen, in den Urſtoff wieder zerſtieben.

Wir brauchen nur an die ſich bildenden Kometen zu denken, um uns eine anſchaulichere Vorſtellung von dieſer Geſtaltung und Umwandelung zu verſchaffen; jene ſind in einer jüngeren Entwickelungsphaſe begriffen, die unſere Erde längſt überwunden hat. Gerade wie ſie durch Anziehung und Verdichtung der im Weltenraume verbreiteten Materie entſtandene, noch nicht ausgebildete und von einer großen Atmoſphäre umgebene Kerne ſind, die erſt allmählig durch ihren Lauf zur Sonne einen planetariſchen Character annehmen, ſo war auch unſere Erde unläugbar Anfangs nur ein kleiner,

aus vereinigten Elementarſtoffen gebildeter Kern in flüſſigem Zuſtande, der, aus einer weiten ihn umgebenden Atmoſphäre die verwandten Stoffe an ſich heranziehend ſich allmählig nach einem electriſchen Selbſtverbrennungsproceſſe zu einer compacten Maſſe entwickelte und endlich aus dem excentriſchen Umherſchweifen eines Kometen in den geregelten Lauf eines Planeten überging. Je mehr ſie nun als ſolcher in regelmäßiger Bahn die Sonne umkreiſte, je mehr der tobende Aufruhr ihrer durch einander wirbelnden Elemente ſich legte, je mehr die bisher feindlichen Kräfte ſich friedlich aneinanderſchmiegten, ſich gegenſeitig durchdrangen, deſto feſter ward ihre Bildung, deſto mehr reifte ſie heran, bis ſie endlich die hinreichende Bildungskraft erlangt hatte, um aus ihrem unorganiſchen Daſein die erſten rohen Anfänge eigener lebendiger Erzeugniſſe hervorzurufen. Doch dieſe Erſtlinge ihrer Schöpfung, wie ſie noch unvollkommen waren, wie ſie noch zwiſchen Geſtalt und Ungeſtalt ſchwankten, ſo waren ſie auch ohne Beſtand. In die wilde Gährung ihrer Naturkräfte zurückfallend verſchlang die Erde ſie wieder und neu ſich geſtaltend ſchritt ſie zu neuen Bildungen, die ſchon auf höherer Stufe ſtanden. Auch dieſe zerſtörte ſie wieder und nicht ermüdend ließ ſie von Neuem andere Gebilde aus ihrer Werkſtätte hervorgehen, die abermals das Gepräge höherer Vollendung an ſich trugen. So weiter und weiter fortſchreitend, in beharrlicheren Zuſtand, größeres Ebenmaaß ihrer Verhältniſſe übergehend, langſam und allmählig emporſteigend, von Stufe zu Stufe fortſchreitend, kein Glied überſpringend, ſorgſam eins aus dem anderen entwickelnd bildete ſie endlich die geſammte Kette ihrer Erzeugniſſe.

Dieſen geheimen Gang ihrer ewigen Bildung verrathen

uns die unseren Blicken geöffneten Erdschichten. Und wenn wir auch nicht diese mannigfaltigen stummen Züge, die in ihren hochaufgethürmten Grabstätten als wunderbare Erinnerungszeichen unbenklicher Urzeiten ruhen, alle zu entziffern vermöchten, so lehren sie uns doch so viel, daß der eben geschilderte Bildungsproceß der Erde nicht auf willkürlichen Hypothesen ruht, sondern daß sie nach immer nothwendigen Gesetzen die mannigfaltigsten Revolutionen erfahren hat, daß ihre Gestalt, ihre Bahn, ihr Schwerpunkt unzähligen Wechseln unterworfen und daher auch bei ihrer stets veränderten Oekonomie ihre Erzeugnisse in einer steten Umwandelung ihres Characters begriffen gewesen sind. Da wir nun aber unter diesen erhaltenen Gebilden der Vorzeit keine Spur menschlichen Daseins antreffen, so gewinnen wir dadurch den deutlichsten Beweis, daß erst nach der letzten größeren Erdrevolution, nachdem die Gährung der Erdstoffe vorüber war, das Menschengeschlecht entstanden ist, gewiß aber auch nicht gleich in vollkommener, normaler Blüthe, sondern nur allmählig zur Vollkommenheit heranreifend. Und darum dürfen wir auch schließen, daß auch bei dieser Bildung die Natur nicht stille stehen wird, daß einst wiederum neue Umänderungen eintreten werden, die vielleicht unser Geschlecht begraben und ein anderes, noch höher stehendes, feiner organisirtes an seine Stelle setzen werden; die Consequenz der Natur begünstigt nicht nur, sondern bestätigt die Wahrheit dieser Vermuthung, denn noch nie ruhte ihr Offenbarungsdrang und er wird auch nimmer inne halten. Aber selbst wenn wir auch nur auf das Menschengeschlecht, als die letzte Aeußerung ihres irdischen Entwickelungsprocesses Rücksicht nehmen, was begründet und befestigt mehr unsere Ueberzeugung von der

Allgöttlichkeit, der Geistigkeit der Natur, als diese immer höher emporschreitende Stufenfolge ihrer Erzeugnisse, als diese Schöpfung eines selbstbewußten, nicht mehr dumpffühlenden, nicht bloß sinnlich empfindenden und genießenden, sondern mit Vernunft begabten, denkenden Wesens? Durch sich selbst wird daher der Mensch zur göttlichen Erkenntniß geführt; in ihm erkennt die Gottheit sich selbst wieder, wenn man auch nicht sagen darf, daß sie sich in ihm ihres Selbst bewußt wird; das ist nicht der Fall, die Gottheit weiß und fühlt sich in der Menschheit, aber bewußt wird sie sich nur in ihrer das ganze All, die ewige Unendlichkeit umfassenden Wesensfülle.

Ist nun aber diese erhabene Gottheit, die in dem ganzen Universum ein so mannigfaltiges Spiel ihrer unendlichen Urkraft entfaltet, ist sie, diese Bedingung alles Bedingten, frei, wie alle theistischen Religionen es von ihr aussagen? Ja, gewiß ist sie frei, denn was sollte ihre Freiheit begränzen, da sie allein durch die Nothwendigkeit ihres eigenen Wesens besteht, durch sich allein im Denken und Wirken bestimmt wird? In so fern ist nur sie frei. Versteht man jedoch unter Freiheit eine tolle, blinde Willkür, ein ungehemmtes Hinausschweifen über die Gesetze der Natur, ein brutales Eingreifen in die Regeln des Weltalls, ein Möglichmachen selbst des Unmöglichen, dann müssen wir eine solche Freiheit der Gottheit entschieden absprechen, denn sie wäre ihrer nicht würdig. Wenn sie auch noch so allmächtig ist, wenn auch ihr Wille nur in ihr selbst gegründet ist, wenn Wille und That eins und dasselbe bei ihr sind, so ist doch eben dieser Wille nicht schrankenlos, vermag nicht über sich selbst hinauszugehen, kann nicht verwirklichen, was einen Widerspruch

in sich schließt; er ist nicht anders, als wie ihn die Gesetze seiner Natur bestimmen. Gerade zur unbedingten Vollkommenheit des göttlichen Wesens gehört es, daß es auf diese Weise nicht frei ist, daß es die despotische Willkür des sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas nicht kennt, daß dieselbe überhaupt in dem Reiche des Alls undenkbar ist. Nein, wie jeder einzelne Punkt des Universums an ewig bestehende, unabänderliche Gesetze gebunden ist, so ist auch Gott von ihren Schranken umgeben, die ihn aber nicht äußerlich hemmend begränzen, sondern die eben der Ausfluß seines eigensten, innersten Wesens sind, die er sich selbst in unendlicher Weisheit gegeben hat.

Nirgends in der Natur herrscht darum Willkür, Zufall, blindes Zusammentreffen; die ganze Welt ist eine ewige Verkettung innerer Nothwendigkeit. Ein jedes Ding ist nur gerade so möglich, wie es beschaffen ist; nur so wie seine Individualität bestimmt und begränzt ist, nur so kann es bestehen, nur so seine Thätigkeit ausüben. Durch den ganzen Weltenbau zieht sich ein nothwendiges Band der Ursache und Wirkung hindurch, nichts geschieht ohne Ursache, nichts bleibt ohne Wirkung. Und wollte Gott daher in dem festgegliederten System des Seins auch nur einen einzigen Stein verrücken oder aus ihm herausnehmen, der ganze Bau würde in Trümmern zusammenstürzen, das wüste Chaos würde hereinbrechen.

Und wozu auch sollte Gott eine solche Willkür ausüben? Welches Bedürfniß sollte ihn bewegen, welche Leidenschaft ihn treiben? Er ist ja das ewige All, das die Ursache nicht nur aller seiner Wirkungen, sondern auch seines Daseins in sich selbst allein hat, wie sollte bei dem, der der Inbegriff

aller Kräfte iſt, ein Bedürfniß, eine Abhängigkeit, eine Begierde oder Leidenſchaft möglich ſein? Oder ſollte er vielleicht gar um des leidenden Menſchen willen die heiligen Geſetze ſeines eigenen Weſens übertreten? Er ſollte alſo die ganze Kette der Natur zerreißen, die ewigen Grundſäulen ſeines Daſeins zertrümmern, um an einzelnen Gliedern der Erſcheinungswelt in übernatürlichen Wundern einen Beweis ſeiner allmächtigen Kraft abzulegen? Er ſollte ſich ſelbſt in ſeiner Geſammtheit zerſtören, um einen unendlich kleinen Theil ſeines Alles umſchließenden Weſens aus einer Bedrängniß zu retten, die ein nothwendiges Moment in der Entwickelung des Ganzen iſt? Er ſollte Plane faſſen, ſie vollführen und dann wieder die ſelbſtgefaßten und erſtrebten Zwecke um ſchwächlicher Gefühle willen vereiteln? Wo bleibt da die Gottheit? Iſt das noch ein allmächtiger Gott, den kränkliches Mitleid in der Nothwendigkeit der Weltentwickelung zu hemmen vermag? Doch wozu noch länger fragen, man darf einen ſo nichtigen Gedanken nicht weiter verfolgen, er würde zum Unſinn führen. Allerdings wenn man's vermag, ſich eine höhere, reingeiſtige Macht vorzuſtellen, die eine körperliche Welt aus ſich erſchaffte und die das Geſchaffene aus ihrem leeren Nichtsraum lenkt und marionettenartig ſich bewegen läßt, ſo wird auch der Glaube ſtark genug ſein, in einem unmittelbaren Eingreifen derſelben in das Getriebe und Räderwerk des Weltalls, durch das dieſes zum Stillſtand gebracht, jenes in ſchnellere Bewegung verſetzt wird, nur etwas die menſchliche Faſſungskraft Ueberſchreitendes, nichts Widernatürliches, nichts Unmögliches zu erblicken. Man hat ja eben die Gottheit hoch über die Natur erhoben und es wäre eine Herabſetzung ihrer Würde, wollte

man ſie von den Geſetzen derſelben abhängig machen. — Wir haben aber geſehen, daß ein ſolcher Gedanke unhaltbar iſt, wahrlich wir dürfen einen ſo trüglichen Glauben nicht länger nähren, die klare, ungetrübte Vernunft muß ihn verwerfen, denn er ſteht der Entwickelung unſerer geiſtigen Erkenntniß im Wege. Dieſer einzige falſche Gedanke iſt die Quelle von tauſend Irrthümern, von unzähligen Widerſprüchen, die aller noch ſo reiche Aufwand ſcharfſinniger, byzantiniſcher Dialectik doch nie zu entwirren und zu verſöhnen, nie in das harmoniſch gegliederte Gewebe der Wahrheit einzufügen vermag. Und ſelbſt wenn, ſelbſtſtändig abgetrennt, über der Natur ein höheres Weſen ſtände, ſo würde es wie Epicur's Götter in der müßigen Ruhe des Nichts Ewigkeiten durchträumen, nicht aber die Welt nach ſeiner Willkür beſtimmen und regeln. Auf die Welt wirkt nur, was in ihr iſt, und nichts wirkt in ihr, was nicht ihren Geſetzen folgt.

Entfernen wir darum jeden Gedanken der Willkür, des Wunderbaren aus unſerer Erkenntniß Gottes und der Natur, denn ſie ſtrafen die Natur und den ſie bewegenden und erhaltenden Geiſt Lügen und tödten, weil ſie den Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft nicht erlauben, allen Verſtand und alle Vernunft. Gott kann allerdings Wunder thun, ja alles was er von Ewigkeit her und in jedem Moment der Zeit ſchafft und wirkt iſt ein Wunder. Ewig geht die Natur ihren ſteten, unverrückbaren Gang fort; im Kleinſten wie im Größten herrſcht unzerrüttliche, unabänderliche Ordnung; Kräfte wirken, die wir nicht kennen, vereinigen ſich, trennen ſich; es entſtehen Welten, die nicht waren und die geweſen ſind, vergehen, aber in allem dieſem herrſcht doch die höchſte

Geſetzmäßigkeit, ſtrahlt doch Gottes Weisheit, wenn auch nur im Ahnungsſchimmer uns entgegen; in allen dieſen Wundern vermögen wir doch den Gott wiederzufinden, den wir den Geſetzen unſerer Natur gemäß als den einzig wahren Gott erkennen. Unnatürliche Wunder aber, willkürliche Wunder, die allen Regeln und Ordnungen der Natur Hohn ſprechen, die kann und wird Gott nicht ſchaffen, denn er vermag nicht ſich ſelbſt untreu zu werden, er wird nicht die hehren, unabänderlichen Geſetze aufgeben, die der nothwendige Ausfluß ſeines eigenen Weſens ſind.

Es ſind ſolche Begriffe der Wunder und der Willkür Gottes nur aus dem Gefühle menſchlicher Schwäche und Bedürftigkeit gefloſſen, die jeden Augenblick nach einem helfenden und rettenden Beſchützer ſich umſehen möchte. Aber die Gottheit in ihrer Wahrheit erkennt nicht das ohnmächtig kränkelnde Gefühl, ſondern nur der ſtarke Geiſt, der über die Nebel menſchlicher Schwächen und Vorurtheile ſich hinwegſchwingt, und nicht, was das ſchwache Herz wünſcht, ſondern nur was wirklich iſt, in den Dingen zu erblicken beſtrebt iſt. Und ihm lehrt die Wahrheit der Natur, daß Gottes Allmacht allerdings eine unendliche iſt, aber daß ſie nicht willkürlich, daß ſie eine geſetzmäßige Macht und zwar in der allervollkommenſten Weiſe iſt, daß er nicht das unendliche, ewige Sein, daß er nicht Gott wäre, wenn ſeine Wirkſamkeit eine regelloſe, blinden Antrieben gehorchende zu ſein vermöchte. Denn Willkür iſt Schwäche, nur Freiheit d. h. die höchſte Geſetzmäßigkeit iſt Macht, iſt Allmacht.

Eben ſo wenig iſt es aber auch eine blinde Nothwendigkeit die, mächtiger als Gott ſelbſt, ihn auch wider ſeinen Willen zwingt und treibt, ſondern eben nur eine ſelbſtbewußte,

denkende, allwiſſende Geſetzesregel der höchſten Zweckmäßigkeit, die der innerſten Natur ſeines Weſens entſtrömt, durch ſie iſt, durch ſie wirkt.

Und nur durch dieſe frei und ſelbſtſtändig ſich äußernde und doch wiederum feſt beſtimmte, nothwendige Ordnung, die eben ſo ſehr jeden Zwang wie jegliche Willkür ausſchließt, offenbart ſich die Wahrhaftigkeit Gottes, erſt durch ihre Erkenntniß wird unſere Ueberzeugung von ſeinem ewigen Sein, ſeiner allmächtigen Weisheit und Heiligkeit geweckt, belebt und felſenfeſt gegründet. Wenn ich in jedem Reiche des Seins dieſe innere, Alles bedingende Nothwendigkeit, die Mutter aller Vollkommenheiten, Harmonie und Schönheit erblicke, wenn ich im kleinſten Atom, im Waſſertropfen, in der geringfügigſten Pflanze eine gleichbeſtimmte Verknüpfung unabänderlicher, feſter Regeln wahrnehme, wie in den tauſend Millionen Sonnen, die ewig unverrückt den beſtimmten Kreislauf ihrer Bahnen durchwandeln, wenn ich überhaupt aus dem geſammten Bau der zur Unendlichkeit ſich einenden und verkettenden Weltſyſteme das ſchönſte Abbild höchſter Ordnung, weiſer Vollkommenheit mir entgegenſtrahlen ſehe, da muß ich, wahrlich ich muß an einen hehren Werkmeiſter glauben, der dieſes alles wirket; mit dem Zwange der Nothwendigkeit werde ich auf den Gedanken der Gottheit geführt, denn ihr Werk kann ja nur dies ſein. Und je mehr ich überall in allen Dingen, in der Körperwelt wie im Reiche des Gedankens dieſe innere Wahrheit und Nothwendigkeit zu erfaſſen beſtrebt bin, je mehr ich aus meiner Anſchauung der Natur und der Geſchichte die Vorſtellung blinder Macht, Willkür und Regelloſigkeit entferne und nur harmoniſche Wechſelwirkung als Ausdruck göttlicher Vernunft wahr-

nehme, deſto klarer wird mein Gottesbegriff. Ich erfaſſe dann die Gottheit mit denkendem Geiſte, brauche ſie nicht mehr mit zwar andächtig-frommen, aber nichtigen, inhaltsleeren Gefühlen anzuſtaunen. Ich vermag mit wahrhaft bewußter Ehrfurcht ihre hohe Allmacht zu bewundern; ich liebe ſie dann, bete ſie an. Thöricht, ja unvernünftig muß dann aber auch der Wahn erſcheinen, der viele Menſchen glauben läßt, Gott könne durch Gebete bewogen werden, den Wandel ſeiner Weltentwickelung zu unterbrechen, oder wie man es meint, er könne durch ſie verleitet werden entweder den Lauf ſeiner Gerechtigkeit zu hemmen und das Böſe ungeſtraft zu laſſen oder des leidenden Armen ſich zu erbarmen und ſeine Tugend mit dem Genuſſe äußerer Glücksgüter zu belohnen. Einerſeits iſt ſchon die Anſicht eine durchaus irrige, die ſich Gott nur als den ſtrafenden und lohnenden Richter, Führer und Lenker der Menſchheit denkt; ihm gehört Alles an, Alles wird von ſeinen Planen umfaßt und der Menſch darf ſich keinen Vorzug vor den übrigen Naturerſcheinungen beilegen; andererſeits aber geſetzt daß dieſer Glaube ſich mit der Wahrheit vertrüge, dürften wir wohl eine ſolche Schwäche des Mitleids in Gott, dem allervollkommenſten Weſen vorausſetzen, daß ihn die Noth des Einzelnen jammerte, daß er um ihretwillen höhere Zwecke aufgäbe? Gewiß wäre er dann noch weniger als ein guter Regent oder Richter unter den Menſchen. Nein, Gott iſt frei von aller Leidenſchaft, wie der Freude ſo der Trauer, wie der Liebe ſo des Haſſes, wie des Erbarmens ſo der Rache. Nur ſich ſelbſt liebt er und nur dem Plane ſeiner Weisheit folgt er. Wer daher glaubt, daß er nach unſeren beſchränkten, nur auf unſere menſchlichen oder vielmehr ſtaatlichen Verhältniſſe anwendbaren Begriffen

der Gerechtigkeit die Welt regiere, der irrt, der überträgt menschliche Schwäche auf göttliche Vollkommenheit. Und weil er stets nur das Einzelne, nicht das die vielgestaltete Mannigfaltigkeit in harmonischer Einheit zusammenfassende Ganze zu überblicken vermag, so wird er sicherlich oft an Gottes heiligem Walten irre werden, gleich jenem Diagoras, der aus abergläubischer Frömmigkeit in den strengsten Unglauben verfiel, weil die Götter nicht einen Frevler mit dem Blitze zerschmetterten, der sie zu einer ruchlosen Schandthat angerufen hatte. Aber welchen Trost finde ich dann, ruft man mir entgegen, in dem Glauben an eine Gottheit, von der ich mich nicht liebend umfaßt weiß, die ich mir nicht gütig für mich sorgend, väterlich meiner Noth sich erbarmend denken darf? Wozu dann noch Gebete an sie richten, wenn sie dieselben nicht hört, wenn dieselben fruchtlos bleiben, wenn ich mit ihnen nichts in meinem Leiden zu ändern, nichts für meine Wünsche zu erreichen vermag? Das süßeste Herzensbedürfniß geht mir verloren und ohne Stützpunkt, ohne Hoffnungsanker bin ich den stürmischen Wogen des Lebens preisgegeben. O wenn wir nur darum zu Gott beten, um beständiges Glück und Freuden des Herzens von ihm auf uns herabzuflehen, um selbstsüchtig auf uns vor allen übrigen Creaturen seine ganz besondere Fürsorge zu lenken, dann allerdings können wir es nur unterlassen; denn es frommt uns nichts; Gott hört uns nicht, und es wird stets nur das geschehen, was mit seiner göttlichen Weisheit im Einklang steht. Der regelmäßige Lauf der Natur, die allgemeine Ordnung wird nicht um des Einzelnen willen gestört. Ein wahres Gebet daher, das auch ich als den belebenden Pulsschlag eines religiösen Lebens hochschätze, kann nur im

lebendigen Bewußtſein Gottes, im Gefühle unſerer endlichen Schwäche und Abhängigkeit, in dem thätigen Streben nach Wahrheit, in dem Befeſtigen unſeres Dranges nach höherer Vollendung und Ausbildung aller unſerer Kräfte, in der reſignirenden Hingebung in Gottes heiligen Willen beſtehen; „Herr, Dein Wille geſchehe" muß der wahre Ausdruck deſſelben ſein. Aber eine über die Kräftigung unſeres ſittlichen Gefühles hinausgehende Wirkung dem Gebete beizulegen, gleichſam ein geheimes Zwiegeſpräch mit der Gottheit in ihm zu erblicken, wäre Myſticismus und umſomehr, wenn wir auch durch daſſelbe ein Eingehen derſelben in unſere Pläne und Wünſche herbeizuführen wähnten. Gott iſt ſich freilich unſer Aller bewußt, denn er wirkt ja in uns, wir ſind ein Theil ſeines Selbſt, aber nie wirkt er für uns d. h. für unſere beſonderen, individuellen Zwecke; wir ſollen im Gegentheil nur für ihn wirken, nur ſeine Plane vollführen. An unſerem Wohl und Wehe nimmt er keinen Antheil; er hat uns nicht geſchaffen, daß wir uns im ruhigen Glücke unſeres Daſeins erfreuen, er will weit höhere Zwecke durch uns erfüllen. Auch müſſen wir uns ſein Walten hehrer, erhabener denken, nicht bloß concentrirt auf die Förderung des Menſchenwohles, nicht bloß beſchränkt auf die Regelung unſerer kleinen moraliſchen Welt. Es fügt ſich ja allerdings auch das Leben der Menſchheit in ſeinen Geſammtplan, aber nur als ein ganz kleines Glied, denn das ewige Princip des Zuſammenhangs des ganzen Univerſums iſt Gott. Für das Ganze wirkt er, für das Ganze ſchafft er in der unerſchöpflichen, ewig-gleichen Fülle ſeiner Kraft, Selbſtoffenbarung iſt ſein einziger Zweck und für dieſen muß Alles zuſammenſtimmen.

Verkehrt iſt aber auch des Euripides Ausſpruch:

Die Gottheit lenkt nur das, was groß und wichtig iſt,
Die kleinen Dinge ſind dem Schickſal heimgeſtellt;

wer dieſes glaubt, iſt weit entfernt von der wahren Erkenntniß Gottes. Als wenn es nur möglich wäre, daß er für die Erhaltung und Ordnung des Ganzen Sorge zu tragen vermöchte, wenn er nicht auch für das geringſte Atom dieſelbe Fürſorge hegt, als wenn er nur die großen Himmelskörper ihre Bahnen in ſtetiger Ordnung wandeln laſſen könnte, ohne nicht auch das Leben des kleinſten Wurmes in ſeinen Plan aufzunehmen, als wenn nur ganze Völker, das geſammte Menſchengeſchlecht für ſeine Zwecke zu wirken vermöchten, wenn nicht auch jeder einzelne Menſch, der größte wie der unbedeutendſte von ſeiner Leitung abhängt und nur das wirkt, was mit ſeinem Willen zuſammenſtimmt! Vielmehr iſt ihm nicht nur jedes Daſein und die kleinſte Regung und Wirkung ſeiner Kräfte bewußt, ſondern auch die ganze Folgekette dieſer Wirkungen bis ins Unendliche hin iſt ihm offenbar. Alles, Alles bedingt ſein Wille; Alles, Alles belebt ſein Hauch; Alles geht von ihm aus, entſtrömt ihm wie die Strahlen der Sonne, Alles ſtrebt zu ihm wie die Theile zum Schwerpunkt des Ganzen.

Und wie ein jeder Tropfen in dem Strome ſeine Bedeutung hat, ſo hat auch ein jedes Atom, jeder Menſch, jedes Volk, jede Welt in dem göttlichen Weſen eine beſtimmte Aufgabe zu löſen; in einem jedem erfüllt die Gottheit einen beſonderen Zweck, jedes iſt nothwendig fürs Ganze. Des Menſchen Glück, des Menſchen Noth und Leiden, der Reiche Blühen und Wachsthum, der Völker Fall und Untergang, der Welten Entſtehen und Vergehen, alle die bunten Scenen,

die auf dem Schauplatze der Zeit ſich wechſelnd drängen, alle ſind ſie nothwendige Theile des hehren Dramas der göttlichen Weltentwickelung, nach der von Gott ertheilten Rolle ſpielen ſie ſich ab, werden von ihm verhängt, von ſeinem Willen gelenkt und offenbaren ihn in der ganzen Fülle ſeines erhabenen Weſens.

Und was kann nun wohl tröſtlicher ſein für jeden Menſchen, mag er ſich auch, in welcher Lage er will, befinden, als die gewiſſe Ueberzeugung von dieſem allmächtigen, allgegenwärtigen Willen und Wirken Gottes? Müßte nicht ſelbſt den unglücklichſten Menſchen, der niedergebeugt iſt von der Laſt der ihn erdrückenden Leiden, und der verzweifeln möchte in der Größe ſeines ſeelenpeinigenden Kummers, müßte ihn nicht der Gedanke wieder aufrichten, mit Troſt, Muth und Kraft erfüllen: Auch Du biſt ein Werkzeug in Gottes Hand, auch Du biſt von ihm, aus ihm; aus Millionen hat er Dich herausgewählt, damit Du durch Deine Schickſale, Deine Schmerzen ſeine Zwecke erfülleſt; es iſt nothwendig zum Wohle des Ganzen, daß Du, gerade Du leideſt? Statt kleinmüthig zu verzagen, ſtatt voll Wuth an den Feſſeln zu zerren, die er doch nicht eher abſtreifen kann, als bis ſeine Aufgabe erfüllt iſt, ſtatt mit Gott zu hadern und zu grollen wird er ſich ſeinen unwandelbaren Rathſchlüſſen fromm ergeben, läßt wie Hiob Alles über ſich ergehen und bewahrt doch ſein freudiges Gottvertrauen, beſiegt ſein hartes Loos, das zu ändern menſchliche Ohnmacht ihn hindert, durch Geduld, die ſchönſte Würze des menſchlichen Lebens.

Wiederum der Glückliche, er iſt ſo gerne geneigt, ſich hoch über die übrige Menſchheit, die im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Leben kümmerlich hin friſtet, zu erheben; er glaubt

ſich vielleicht von der Gottheit begünſtigt, oder er dankt dem Zufall, daß er ihn auf die Höhe des Glückrades erhoben. Und doch war es kein Zufall, war es keine Gunſt der Gottheit, die ihm dieſen ſcheinbaren Vorzug einräumte; nein, auch er muß in dieſer glänzenden Lage, umgeben von allen Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens, umſpielt von allen Strahlen ſchimmernden Prunkes, eben ſo wie jener in ſeinem düſterem Unglücke den göttlichen Zwecken als Werkzeug dienen; auch er vermag nicht, wie jener ſeine Leiden zu verkürzen, ſo ſeine Freuden zu erhöhen und zu verlängern, er ſpielt nur ſo lange ſeine Rolle, wie es der Gottheit beliebt; dann tritt er ab von der hellſtrahlenden Bühne, kehrt in den Schatten zurück, von dem er ausgegangen und aller Unterſchied iſt aufgehoben. Der Bettler und der Fürſt, der Herr und der Knecht, der Weiſe und der Thor, ja ſelbſt der Gute und der Böſe, ſie alle ſind in Gottes Augen gleich, ſie ſind ja alle aus ihm, nur die Aufgabe ihres augenblicklichen Erſcheinungsdaſeins iſt verſchieden.

O, wollten wir nur dieſes bedenken, daß wahrlich nicht äußeres Glück oder Unglück die Hauptprincipien unſeres Lebens ſein dürfen; Thätigkeit, raſtloſe Aeußerung unſerer Kraft, Entwickelung der in uns gelegten Fähigkeiten, das iſt unſere Beſtimmung. Glück und Unglück unſerer äußeren oder inneren Lage aber ſind nur die nothwendigen Bedingungen, die ſich, je nach der uns gewordenen Aufgabe, ſo oder anders geſtalten. Was iſt überhaupt Glück, was Unglück, was anders als ein Wort, ein Name, als wechſelnde, flüchtige und vergängliche Erſcheinungen? Wie können z. B. Reichthümer, nach denen die Menge ſo begierig haſcht, wie können ſie unſerem wahren Glücke etwas hinzufügen? Sie ſind ja nur ein

äußerer Glanz für eine innere Last, kein wirkliches Eigenthum, kein eigenster Besitz; in ihnen verwaltet, wer sie hat, immer nur eine zufällige, äußere Gabe, die, wie sie ihm zu Theil ward, ihm auch in jedem Augenblicke wieder entzogen werden kann. Die Reichen behaupten freilich, sagt La Rochefoucault, daß sie glücklich sind; aber sie zeigen uns die Münze ihres Glückes nur von einer Seite, die Kehrseite verbirgt uns alle die Sorgen und Dornen, von denen ihr Herz gepeinigt wird. Und ein anderer berühmter Philosoph Montesquieu äußert scherzhaft, daß die Vorsehung besonders wegen der Art, mit der sie die Reichthümer unter die Menschen ausgetheilt habe, die höchste Bewunderung verdiene. Wenn sie dieselben nur den wahrhaft vorzüglichen Menschen ertheilt hätte, so würde deren Tugend nicht klar genug hervorleuchten; man würde nicht die Nichtigkeit jener Aeußerlichkeiten erkennen können. Wenn man aber prüfe, wie eigentlich die Menschen beschaffen seien, die am meisten mit ihnen versehen, so gelange man, indem man die Reichen verachte, zur Geringschätzung der Reichthümer. Etwas Wahres liegt gewiß in diesen Worten, und es bedarf ganz sicher einer weit höheren Tugendkraft, um das Glück in würdiger Weise zu genießen, als um dem Unglücke sich mit ergebender Geduld zu unterwerfen. Der Unglückliche findet schon in seiner elenden Lage den Sporen, der seine Thatkraft antreibt; wenn aber der Glückliche trotz allen reizenden, aber entnervenden Lockungen des Genusses nach demselben Ziele strebt, so verdient er doppeltes Lob, und wenn er es erreicht, hat er den schwersten Sieg errungen.

Wenn aber auch durch äußere Güter wahres Glück nie gewonnen wird, wenn sie auch der höheren Sittlichkeit so oft Abbruch thun, wenn sie so leicht sich unserem Thätigkeits-

triebe hemmend entgegenzuſtellen vermögen, ſo bin ich doch weit entfernt zu verkennen, daß nicht auch ſie im Leben und in der Entwickelung der Menſchheit eine große Rolle ſpielen und ſpielen müſſen; ſie ſind das treibende Rad unſerer menſchlichen Beſtrebungen, ſie winken aus der Ferne und ein Jeder trachtet nach ihrem Beſitze; er eilt dem Ziele entgegen, wo er ſie zu finden hofft, und wenn er ſie erlangt, ſo ſind ſie die Mittel geweſen, durch die der höhere Zweck ſeiner Thätigkeit erfüllt iſt. Es iſt auch ſicher, daß, wie einmal unſer Leben geſtaltet iſt, ſelbſt die Ausübung jeder Tugend einiger äußerer Hülfsmittel und Unterſtützungen bedarf, daß ſelbſt das einzig wahre Glück, welches dem Menſchen zu Theil werden kann, nicht ganz dieſe Grundlage zu entbehren vermag. Der Beſitz als Frucht des Fleißes gibt jene glückliche Zuverſicht und Sicherheit, welche die Seele aller Thätigkeit iſt, er macht frei und unabhängig; ohne jedes Eigenthum aber verliert das Leben an Werth, uns entgeht die Möglichkeit, das Höhere und Edlere in ihm zu erlangen und wir ſind ſeinen rauhen Verletzungen zu ſehr preisgegeben. Es iſt darum auch gewiß dieſes allgemeine Streben, eine feſte Grundlage zu gewinnen, auf der wir in ruhiger Sicherheit den Bau unſerer Thätigkeit höher emporführen können, ein den höchſten Geſetzen unſerer Natur gemäßes, und der Menſch darf ſich wohl anſtrengen, das zu erwerben, dem er auch die Mittel zu ſeinem innerem Glücke verdanken will. Aber man darf nur nicht, wie es in unſeren Tagen ſo häufig der Fall iſt, mit neidiſchem Scheelblicke auf die beſſere Lage ſeines Nachbars hinblicken und jenem mißgönnen, was uns, wenn wir nur mit fleißiger Hand ans Werk gehen, auch zu Theil werden kann; wir dürfen nicht einen müßiggängeriſchen Ehrgeiz hegen, nicht ein

arbeitſcheues Streben nach Bereicherung nähren. Wer ſich auf eines Anderen Tiſch verläßt, ſagt Jeſus Sirach, gedenkt ſich nicht mit Ehren zu nähren.

Ich weiß freilich, daß auch jene merkwürdigen, hiermit verwandten Tendenzen unſerer Gegenwart zu etwas Gutem führen werden, denn ſonſt wären ſie nicht zum Vorſchein gekommen; aber das Gute, das aus ihnen fließt, wird ſicherlich nicht dadurch entſtehen, daß man ſie gewähren läßt, ſondern dadurch daß man ſie theils bekämpft, theils ſie geläutert in ein ſicheres Strombett leitet.

Wenn heutzutage Alles nach Gleichheit ſchreit, wenn die Alles nivellirenden Forderungen angeſtammter Menſchenrechte ſich laut hören laſſen, wenn alle Mannigfaltigkeit in eine lähmende, uniforme Einheit umgewandelt werden ſoll, ſo kann man gewiß ohne noch dieſe Tendenzen in ihrer ganzen Ausdehnung und vielleicht folgenreichen Wichtigkeit zu überblicken, doch das mit feſter Beſtimmtheit behaupten, daß das Princip von dem ſie ausgehen, daß der Zweck, den ſie ſich ſtellen, beide gleich falſch ſind. Denn die Natur kennt keine einförmige Gleichheit, nirgends, ſelbſt nicht in dem geprieſenen Zuſtande roher Unnatur; die einzige Gleichheit, die dem Menſchen zu Theil werden kann, die findet er im Staate, in dem die Geſetze als oberſte Richtſchnur des Lebens eine gleichmäßige Herrſchaft über alle von ihm umfaßten Glieder ausüben, aber eine andere Gleichheit darf es auch in ihm nicht geben. „Die Gleichheit ſcheint eine Regel der Gerechtigkeit zu ſein, ſagt Ariſtoteles, aber ſie iſt es nur für Perſonen, die einander gleich ſind. Auch das Ungleiche kann gerecht ſein, wenn es nämlich Perſonen widerfährt, die ungleich ſind.“

Und ungleich ſind die Menſchen, nur dadurch entfalten ſich die Zwecke des Lebens der Menſchengattung.

„Die ſogenannte Gleichheit der Menſchen iſt, ſagt Burke, eine phantaſtiſche Grille, welche dem, der die dunklen Wege eines arbeitſamen Lebens wandeln ſoll, falſche Ideen und eitle Erwartungen vorſpiegelt, und ihm die reelle, unvermeidliche Ungleichheit erſchwert und verbittert, welche die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft mit gleich wohlthätiger Hand für den zur Niedrigkeit beſtimmten und für den zu einem höheren, aber darum nicht glücklicheren Stande Berufenen vorſchrieb," und an einer anderen Stelle: „Die, welche Alles eben zu machen ſuchen, werden nie alles gleich machen. In jeder Geſellſchaft, die aus verſchiedenen Claſſen beſteht, müſſen einige Claſſen nothwendig obenaufſtehen. Die Gleichheitsapoſtel verändern und verkehren daher bloß die natürliche Ordnung der Dinge. Sie überlaſten das Gebäude der geſellſchaftlichen Verbindung, indem ſie das, was der gründliche Baumeiſter im Fundamente liegen läßt, hoch in die Luft aufthürmen."

O, wenn nur dieſes jene bedenken wollten, welche ſo laut mit ihren Gleichheitsforderungen daherſtürmen, wenn ſie nur zu erkennen vermöchten, daß ſie einen widernatürlichen Eingriff in die Prärogative der Natur wagen, daß ganz nothwendig Unterſchiede ſtattfinden müſſen, daß wie es Reiche gibt, ſo auch ihr Gegentheil die Armen nicht fehlen dürfen, daß, wenn der eine das Steuer lenkt, der andere nicht müßig das Ruder aus der Hand legen darf. Was würde daraus werden, wenn jedem einzelnen Gliede des ſtaatlichen Vereines trotz ſeiner unendlichen Verſchiedenheit eine ganz gleiche Befugniß eingeräumt würde, würde nicht mit einem Male alles

ſtille ſtehen, würde nicht die bodenloſeſte Verwirrung den ganzen Staat zerrütten? „Wahrhaftig ich glaube, ſagt ein Bürger im Coriolan von ſich und der übrigen Bürgerſchaft, wenn all unſer Verſtand aus einer Hirnſchaale ausginge, ſo würde er nach Oſten, Weſten, Norden und Süden fliegen und die Uebereinſtimmung einen und denſelben Weg einzuſchlagen, würde darin beſtehen auf einmal allen Richtungen des Compaſſes zu folgen.“ Gewiß das würde die Folge gleicher Berechtigung Aller an Allem ſein, es würde ein vollſtändiges Chaos roher, ungeſelliger, ſtreitender Elemente erfolgen aus dem aber doch wiederum nach kürzerer oder längerer Gährung jene ausgeprägten Verſchiedenheiten hervorgehen würden. Die göttliche Natur hat einmal dieſe weiſen Unterſchiede veranſtaltet, und wir müſſen ihrem Fingerzeige folgen, dürfen uns nicht gegen ihren Willen empören; ſie würde mit ihrem Blitze die ohnmächtigen Titanen zerſchmettern, die mächtiger und weiſer als ſie ſein wollen.

Blicken wir doch nur einmal auf den Bau des menſchlichen Körpers! Muß nicht ein jedes ſeiner verſchiedenen Glieder und Gefäße eine verſchiedene Function verrichten? Kann wohl das Haupt ſein, wo die Füße ſind, und darf die Hand behalten, was der Magen empfangen ſoll? Darf wohl das Ohr riechen und das Auge ſchmecken wollen? Nein, nur durch das ſtrengſte Beharren eines jeden Gliedes in ſeinen geſetzmäßigen Schranken, nur durch ihre wohlvertheilte Ueber- und Unterordnung, nur durch ihre gegenſeitige, freundlich ſich ergänzende und unterſtützende Wechſelwirkung kann friſches, wohl zubereitetes Blut gewonnen werden und Leben und Kraft durch alle Adern rollen. So iſt es auch im ſtaatlichen Organismus; auch in ihm muß eine wohlgegliederte Ver-

ſchiedenheit ſtattfinden, der eine muß herrſchen, der andere muß dienen, der eine muß rathen, der andere muß ausführen, der eine muß genießen, der andere muß arbeiten; nur ſo kann Allen gemeinſames Leben und je nach ihrer Stellung gemeinſames Wohlergehen zu Theil werden, nicht aber bei einer völligen Gleichheit, bei einer regelloſen Willkür aller einzelnen Glieder, durch die nicht nur der ganze Leib in ſeine beſonderen Beſtandtheile zerfallen und verderben, ſondern auch wahrlich jedes einzelne Glied verdorren oder vermodern müßte.

Es heißt in den indiſchen Vedas: Als der erſte Menſch aus den Händen Gottes hervorgegangen war, ſprach er zum Schöpfer: Es wird auf Erden verſchiedene Beſchäftigungen geben; alle ſind ſie nicht für alle geeignet, wie ſoll man ſie unterſcheiden? Und Gott antwortete ihm, „die, welche mit höheren Geiſtesgaben und größerer Liebe für die Tugend geboren ſind, als die anderen, ſollen die Braminen ſein. Diejenigen, welchen Ehrgeiz und Tapferkeit zu Theil wurde, ſollen die Krieger ſein; die, welche Gewinnſucht und Betriebſamkeit erlangten, das ſollen die Kaufleute, und endlich die, welche mit dem ſtärkſten Körperbau, aber nur geringen Geiſtesfähigkeiten verſehen ſind, das ſollen die Arbeiter ſein, denen die niedrigeren Beſchäftigungen des Lebens obliegen.“ Mit dieſen Worten ſind die vier indiſchen Kaſten bezeichnet und wenn auch die Abgrenzungen hier zu ſcharf gezogen ſind, vielmehr die mannigfaltigſten Nüancen die eine mit der anderen verbinden, ſo muß man doch im Grunde eingeſtehen, daß ſie für das Leben aller Völker Geltung finden, daß nur durch dieſen Unterſchied der Thätigkeit das geſellſchaftliche Leben zu beſtehen vermag. Und was kann anders dieſen Un-

terſchied bedingen als eben die urſprüngliche Verſchiedenheit der Naturgaben; nach ihnen müſſen ſich die Anſprüche der Menſchen auf ihre Stellung im äußeren Leben regeln; weil ſie nicht gleiche Fähigkeiten mitbringen, ſo müſſen ſie ſich gliedern, weil ihnen die Natur nicht denſelben Stempel gleicher Kraft und gleicher Tüchtigkeit aufgeprägt hat, ſo müſſen ſie ſich über- und unterordnen.

Endlich und vor Allem muß man bedenken, daß wir nicht um unſertwillen für das Leben geſchaffen ſind, daß uns die Genüſſe deſſelben nicht als Zwecke, ſondern nur als Mittel zur Fortführung unſeres Daſeins beſtimmt ſind und daß überhaupt in Allem, im Kleinſten wie im Größeſten alle Lebensthätigkeit nur auf die Darſtellung und Erhaltung des Ganzen hinwirken ſoll und daß dieſem Ganzen ſich das Einzelne unterordnen muß. Darum ich ſage es noch einmal, damit der Staat nicht zerfalle und dahin ſchwinde, damit die durch ihn und in ihm mühſam erworbenen Schätze des geſellſchaftlichen Lebens erhalten, damit zu ihnen noch ſchönere, größere erworben werden, damit kein Rückſchritt ihn von ſeiner Bahn ablenke, ſondern ein ſtets höher emporringender Fortſchritt ihn den Zwecken ſeiner Aufgabe näher und näher entgegenführe, darf keine Gemeinſchaft der Güter, darf keine gleiche Vertheilung äußerer Vorzüge ſtattfinden. Erziehung und Geſetzgebung nur müſſen Allen die Schranken der Arena öffnen und nun laufe, wer laufen kann, ringe, wer Kraft zum Ringkampf beſitzt; dem wird der Sieg zu Theil, der die meiſten Fähigkeiten zu entfalten, der die meiſten Kraftanſtrengungen zu entwickeln vermag. Wer aber aus Schwäche zurückbleibt, der füge ſich, der fordere nicht die Palme, die jener errungen hat; er begnüge ſich mit der Strecke, die auch er hat durch-

eilen können; er blicke nicht nach dem, der am Ziele steht, sondern er schaue zurück, und er wird sehen, daß immer noch welche hinter ihm sind, die eine noch geringere Bahn durchmessen haben, denen ein noch schlechteres Loos als ihm zu Theil ward. Streben sollen wir Alle, nur aber nicht Alle erreichen wollen, was immer nur Einzelne gewinnen können; man füge sich als dienendes Glied in das große Ganze und wirke für dieses in muthiger, resignirender Thätigkeit. Man bedenke, daß Alles Gottes Zwecken folgt, und daß der niedrigste Baustein im Tempel eben so wichtig ist, eben so gut wirkt für den ganzen Bau wie der, welcher seine Zinne schmückt. Diejenigen Finger, sagt Plutarch, die zum Schreiben oder Zitterschlagen nicht geschickt sind, sind darum nicht gleich unbrauchbarer als die anderen, die dazu taugen; sie bewegen sich alle zusammen und helfen sich einander und wohlbedächtig hat die Natur sie ungleich gemacht und um den größten und stärksten herumgesetzt, damit sie denselben unterstützen können.

Und glaube man nur nicht, daß der äußere höhere oder niedere Stand, die größere oder geringere Menge äußerer Güter auch schon allein unser Glück bedingt; das Glück, das einem jeden zukommen kann, das findet er in dem wohlthuenden inneren Gefühle erfüllter Pflicht, die rastlos strebende Thätigkeit gewährt es ihm. Wollen aber die Menschen noch glücklicher werden, dann mögen sie streben, zu erkennen; aus der Erkenntniß der Wahrheit, aus der Versenkung in das göttliche Wesen, aus dem Bewußtsein der innigsten Verknüpfung unseres geistigen und körperlichen Seins mit dem Dasein der ganzen Natur sprudelt die einzige Quelle wahren Glückes, aber nur durch nie ermüdende Arbeit gewinnen wir

das Recht aus ihr zu ſchöpfen, Arbeit iſt die erſte Bedingung des Lebens, Weisheit das ferne Ziel und Glückſeligkeit der belohnende Preis. Je mehr wir darum durch mühvoll errungene Erkenntniß die Gottheit in unſere Seele aufnehmen, je eifriger wir ihren Zwecken entgegenſtreben, je geduldiger wir ihrem Willen uns beugen, je mehr wir das Leben wahrhaft zu würdigen trachten, das Große nicht darin ſuchen, ſondern es darin zu legen verſtehen, deſto glücklicher werden wir. Sucht man aber anderswo das Glück, entweder in dem Reize ſinnlicher Genüſſe, in dem Kitzel kurzſichtiger Begierden, oder in dem erſchlaffenden Vergnügen ſchwächlicher Ruhe, oder in den lieblichen Bildern gläubiger Hoffnung oder endlich in den Phantomen des ſüßtönenden Ruhmes, der ſchmeichelnden Ehre, ſo mag man vielleicht für einzelne Augenblicke Befriedigung durch ſie empfangen, ein wahrhaft bleibendes, für das ganze Leben ausdauerndes Glück gewinnt man durch ſie nicht.

Doch ſchon zu lange habe ich mich auf Seitenwege verirrt, die ich aber nicht ganz meiden durfte, weil ich ſpäter keine Gelegenheit gefunden haben würde, in ſie einzutreten; kehren wir aber jetzt wieder aus den Einzelnheiten des menſchlichen Lebens zurück zu der Geſammtheit der Gottheit.

In Beziehung auf ſie iſt alles gleich, Glück und Unglück, Gutes und Böſes und deshalb fällt auch jeder Einwand hinweg, der hinſichtlich der göttlichen Gerechtigkeit gemacht werden könnte. Dieſer Begriff darf überhaupt gar nicht auf die Gottheit übertragen werden, denn er geht aus den Verhältniſſen des menſchlichen Lebens und den mannigfaltig verwickelten Beziehungen deſſelben hervor, dieſe laſſen ſich aber nicht auf den Geſammtplan der göttlichen Thätigkeit aus-

dehnen. Gott kennt, wie in der ihn offenbarenden Natur nichts gut und nichts böse oder vielmehr alles nur gut genannt werden darf, weil alles gleichen göttlichen Ursprunges ist, so auch keinen Unterschied moralischer Kräfte, die er belohnen oder bestrafen müßte; ihm dient vielmehr der Böse wie der Gute und in Bezug auf ihn hat der Letztere keinen Vorzug vor dem Ersteren zu erwarten. Es wäre ungereimt und widerspräche dem Begriffe göttlicher Heiligkeit in seiner eigenen Natur etwas unbedingt Böses anzunehmen; gäbe es etwas absolut Böses, so könnte Gott nicht sein, denn Gott und Böses, wie Gott und Nichts sind unvereinbare Gegensätze. Nur in Beziehung auf das einzelne Geschöpf darf dieser Unterschied des Guten und des Bösen stattfinden, aber auch hier ist das Böse, das von uns wegen des vorübergehenden, augenblicklichen Scheines der Unvollkommenheit so genannt wird und so gedacht werden muß, an sich das weiseste und heiligste Mittel zur Erfüllung der Zwecke der göttlichen Oekonomie.

Fast alle Religionen haben den Gedanken des Guten und Bösen, der Sünde und der Tugend zu ihrem Ausgangspunkte genommen, indem sie den vermeintlichen Widerspruch dieser zwei entgegengesetzten Principien des Lebens in harmonischer Weise zu lösen versuchten. Fast in allen ist der Anfang der Weltentwickelung in ein goldenes Zeitalter verlegt, wo alles noch gut war, wo die Menschen in lauterer Vollkommenheit, selig wie die Götter, in Unschuld und sorgenfreier Sicherheit lebten; ohne Mühe und Beschwerden erfreuten sie sich ihres Lebens, in verschwenderischer Fülle bot ihnen die nicht bebaute Erde ihre Gaben dar, Leiden der Krankheit peinigten sie nicht, von den Beschwerden des Alters waren sie nicht gedrückt, kein Krieg, keine Zwietracht wütheten unter ihnen, allgemeine

Freiheit und Gleichheit herrſchte in ihrem friedlichem Vereine. Doch, entweder die Schuld des menſchlichen Uebermuthes oder der Neid feindlich geſinnter Mächte warf das Gift des Böſen in die Welt, und von nun an begann in ihr ein raſtloſer Kampf des Guten und Böſen, der erſt am Ende aller Tage durch den Triumph des Guten ſiegreich beendet werden wird. — Dieſe beiden Begriffe der ſich bekämpfenden Principien des Guten und Böſen verkörperten ſich in der Religion des Zoroaſter als Ormuzd, der Gott des Lichtes und Ahriman, der Geiſt der Finſterniß, bei den Egyptern geſtalteten ſich aus ihnen jene wunderbaren Sagen vom Oſiris und Typhon, bei den Griechen veranlaßten ſie jene Dichtung von der Büchſe der Pandora, aus der das ganze Heer aller feindlichen Uebel hervordrang und ſich über die Erde und das Menſchengeſchlecht verbreitete, und in der nur noch zum Troſte der Sterblichen die freundliche Hoffnung zurückblieb. Auch nach der chriſtlichen und der ihr vorausgegangenen jüdiſchen Tradition enthielt die Schöpfung, weil ſie urſprünglich in vollkommener Reinheit aus den Händen Gottes hervorging, nichts Böſes, ſondern alles war gut. Die Erde war ein glückliches Eden, das der Menſch bewohnte in leiblicher und geiſtiger Vollkommenheit blühend, und des unmittelbaren Verkehrs mit der Gottheit gewürdigt. Aber Gott hatte ihn frei geſchaffen mit dem ſelbſtſtändigen Gebrauche aller ſeiner Kräfte; mißbrauchte er ſie im Ungehorſam gegen die göttlichen Gebote, ſo hörte er auf gut zu ſein, mußte er der Sünde anheimfallen. Und leider er that es; ſchwach gegen die lockenden Reize der Sinnlichkeit ließ er ſich durch die Einflüſterungen der gleißneriſchen Schlange, des Principes des Böſen verführen, er brach die Pflicht des Gehorſams gegen

den göttlichen Befehl, er verlor dadurch den urſprünglichen Stand der Unſchuld. Und nicht nur über ſich brachte er Verderben, ſein Abfall warf auch in die geſammte Natur den zerſtörenden Keim der Sünde, ſie ward verderbt gleich dem ganzen Menſchengeſchlechte, das von nun an unter dem Fluch der einen Unfolgſamkeit ſeines Urvaters das Verderben der Erbſünde durch's ganze Leben fortſchleppen mußte. Gott jedoch empfand Mitleid und Erbarmen mit den leidenden Menſchen; er weihte ihnen ſeinen eingeborenen Sohn, als heiliges Sühnopfer der Sünde; durch deſſen Tod ward die Menſchheit von den Folgen jenes urſprünglichen Sündenfalles befreit, mit Gott wieder verſöhnt und durch die gläubige Hingabe an Chriſti Lehre zum Anſchauen Gottes und zur ewigen Seligkeit verklärt.

Wäre die hierbei zu Grunde liegende Vorſtellung der Gottheit die richtige, wäre das dabei gedachte Verhältniß zwiſchen ihr und der Menſchheit das der Wahrheit gemäße, und wären endlich unſere iſolirten Begriffe menſchlicher Sittlichkeit auf das Ganze des göttlichen Weltplanes anwendbar, ſo wüßte ich wahrlich keine Lehre, die den ſcheinbaren Zwieſpalt zwiſchen Gut und Böſe auf ſo edle Weiſe löſte und verſöhnte, wie gerade dieſe, deren Kernpunkt eben in der Beſiegung des Böſen durch göttliche Vermittelung und in der Aneignung des Guten durch gläubige Hingabe an ihre heilige Macht beſteht. Allein es iſt der menſchlich-moraliſche Standpunkt, den dieſe Lehre einnimmt, nicht der der Gottheit, unſere Begriffe der Gerechtigkeit und Sittlichkeit ſind zu kleine Maßſtäbe, die ihr unendliches Weſen nicht ermeſſen.

Und ſelbſt auch nur vom rein-menſchlichen Standpunkte aus betrachtet iſt denn der Stütz- und Ausgangspunkt dieſer

Lehre, der Sündenfall, mit den Begriffen höchster, heiligster Gerechtigkeit, die sie doch voraussetzt, so ganz vereinbar? und vollends wie besteht mit ihr die Vollkommenheit, Weisheit, Heiligkeit und Allmächtigkeit Gottes? Er sahe an, heißt es in der mosaischen Urkunde, alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Und doch schaffte er so schwache Werke, daß nicht nur der einzelne Mensch böse werden, sondern daß auch die ganze Schöpfung von dem verderblichen Aussatze seiner Sünde angesteckt und in das Verderben des Todes herabgezogen werden konnte? War denn eine solche Schöpfung wirklich vollkommen, die auch überhaupt nur die Anlage zum Bösen, nur die Möglichkeit der Sünde in sich trug? Mußte Gott nicht in seiner Allwissenheit erkennen, als er den Menschen schuf, daß er in diesem Dasein in Schwäche und Sünde verfallen, daß er der Lockung des Bösen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte? Es mußte also offenbar sein Wille sein, daß er sündhaft und böse würde und doch machte er ihn dafür verantwortlich, daß er freilich durch sich selbst, aber doch immer unter seiner göttlichen Zulassung, die Kraft, welche er ihm gegeben und von der er wußte, wie er sie anwenden würde, mißbrauchte? Und nicht nur dieses schwache Geschöpf, das verführt, nicht durch eigene Triebe zum Bösen verleitet, seine Gebote übertrat, straft er mit Verderben, sondern auch das ganze künftige Menschengeschlecht, die gesammte übrige Natur mußten einen Fehler büßen, an dem sie vollkommen unschuldig waren. War nicht vielmehr Gott dafür verantwortlich, daß er seinem Geschöpfe eine Freiheit schenkte, die es noch nicht zu gebrauchen verstand, die statt seine Vollkommenheit zu erhöhen, sie vielmehr gefährden, ja zerstören mußte? Und gesetzt auch, der Mensch wäre

wirklich schuldig gewesen, durfte denn die allgütige Gottheit so zürnen, daß sie durch nichts als durch blutige Opfer des Todes versöhnt werden konnte? Und ist denn nun, nachdem Christus für die Menschheit den stellvertretenden Tod erlitten, ist denn nun die Menschheit rein und lauter, frei von aller Sünde geworden, ist denn das Böse wieder aus der Natur gewichen und alles in den ursprünglichen Zustand vollkommener Unschuld zurückgekehrt? Ist endlich denn überhaupt, selbst wenn wir uns nur an das Wort der jüdischen Tradition halten wollten, erst mit dem Sündenfalle des ersten Menschen das Böse in die Welt getreten? War nicht vielmehr die Schlange oder der Satan, das Princip des Bösen, schon früher vorhanden trotz Gott, als eine ihm feindliche Macht, die hinterlistig in seine neue Schöpfung den Keim des Verderbens zu pflanzen und die Saat der Sünde auszusäen bestrebt ist und die zu vernichten selbst die göttliche Allmacht zu ohnmächtig ist? Der Zwiespalt war also schon ein vorweltlicher — gelangen wir also nicht auch hier zu dem Dualismus feindlicher Gottheiten?

Doch lassen wir diese kindliche Anschauungsweise eines orientalischen Volkes, das auf diese Weise sich die dunklen Räthsel des Daseins zu lösen versuchte, sehen wir ab von allen positiven Religionen, die stets nur den Menschen zum Mittelpunkte der Schöpfung machen und seine vereinzelten Beziehungen auf ihre Gesammtheit übertragen, erheben wir uns auf den höheren Standpunkt der Natur, die keinen so unvollkommenen Gott kennt, in dessen Schöpfungen etwas Böses, ihm Feindliches zu bestehen und zu wirken vermöchte.

Wir haben vorhin gesehen, daß die auf wirkliche, der Natur entnommene Erfahrungen sich stützende Vernunft uns

mit Nothwendigkeit zwingt, das ewige, unendliche und vollkommene Daſein Gottes als die Grundlage, den Urquell von Allem, was iſt, zu denken. Alles daher, was wird, geſtaltet ſich aus ihm, aber ſtets nur als ein größerer oder kleinerer Theil; ſein ganzes Daſein vermag er keinem einzelnen Erſcheinungsweſen mitzutheilen, denn es kann nicht wiederum ein zweiter Gott aus ihm hervorgehen. Nur gleichſam durch Bruchſonderungen ſeiner einfachen Kraft entſtehen daher aus ihm Geſchöpfe, die aber, weil ſie nur beſchränkte Einzelheiten ſind, zwar des göttlichen Seins theilhaftig ſind, jedoch nicht nach ſeiner univerſellen Perſönlichkeit, ſondern nur als ein Theil, ein Tropfen ſeines Geſammtſeins. Es ſind alſo auch alle aus der Einheit Gottes heraustretende Erſcheinungsformen an ſich, ihrer individuellen Kraft und Wirkung nach, begränzt und unvollkommen, da ſie aber mit allen übrigen Erſcheinungen der Natur in unaufhörlichem Zuſammenhange ſtehen, mit ihnen in gegenſeitiger Wechſelwirkung ſich ergänzen, und in einer unendlichen Verkettung ſich zu dem vollkommenen, unbegränzten, allmächtigen Weſen Gottes vereinigen, ſo iſt es klar, daß ihre an ſich betrachtet mehr oder minder unvollkommenen Wirkungen, aus dem Geſichtspunkte des Ganzen erfaßt, von gleicher Vollkommenheit wie alles übrige und, weil eben durch die Nothwendigkeit des göttlichen Willens erzeugt, weſentlich gut ſind. Wenn alſo in ihnen wirklich etwas Böſes wäre, oder von ihnen etwas Böſes vollbracht würde, ſo müßte natürlich, weil ſie, wie die Strahlen aus der Sonne oder die Wellen aus dem Meere, ihr Weſen und ihre Kraft nur aus Gott ſchöpfen, entweder Gott ſelbſt ein böſes Weſen ſein, oder als ein gutes, vollkommenes Weſen etwas Böſes bewirken können. Beides aber

enthält einen Widerſpruch in ſich; Gott iſt vollkommen, iſt nichts als Gutes, will nichts als Gutes, ſchafft nichts als Gutes; er und das Böſe dürfen darum nicht zuſammengedacht werden; das Böſe iſt in Bezug auf ihn nothwendig eben ſo wie der leere Raum oder wie die aller Zeit vorherhende Nichtszeit ein Unding. — Es geſchieht alſo auch nichts Böſes im Reiche der Natur; es erſcheint nur dem blöden Auge des Menſchen als ſolches, iſt aber an ſich eben ſo vollkommen wie alles Andere. Ein abſolutes Böſes wäre nur möglich bei der Annahme eines zweiten feindlichen Principes des Daſeins, aber wo ein allmächtiger Gott iſt, der unendliche Urquell alles Daſeins, die Einheit aller Kraft, die Urſache aller Wirkung kann kein ihm feindlicher Widerſacher herrſchen.

Auch lehren uns ja, wenn wir auch nur auf die materielle Natur blicken, die ſie erforſchenden Wiſſenſchaften, daß alles, was wir böſe nennen, aus denſelben Kräften erfolgt, welche alles Gute in der Körperwelt, alles, was zur Erhaltung, zur Nahrung, zum Wachsthum, zur Vermehrung und Fortpflanzung der Körper erfordert wird, bewirken, daß alles, was wir Uebel nennen, nur eine Schranke, ein Gegenſatz oder ein Uebergang iſt, daß alles, was der Conflict der Naturkräfte zerſtört, bloß die Form, nicht das Weſen trifft, daß endlich ſelbſt das nach der Meinung der meiſten Menſchen größte Uebel der Tod nur ein Scheideproceß iſt, durch den ein zuſammengeſetzter Körper wieder in die einfachen Stoffe, die ihn durch ihre Vereinigung bildeten, aufgelöſt wird, daß er keine Vernichtung, keine völlige Zerſtörung, ſondern ein Wechſel des Daſeins, ein Kreislauf derſelben ewig lebendigen Kräfte iſt. Nur durch dieſen chemiſchen Zerſtörungsproceß

erfüllt ſich der Zweck neuer Bildung, nur aus der Auflöſung, aus dem trennenden Tod entquillt wieder friſches, neues Leben. Es gibt darum auch in der ganzen Schöpfung keinen Tod, in ihr iſt nur Leben; was wir ſo nennen, iſt eine Verwandelung, in der nach ewig-nothwendigen Geſetzen jedes Ding der Natur unaufhörlich ſein organiſches Gewand umändert. Ohne dieſen ſcheinbaren Tod aber wäre alles in der Schöpfung wahrer Tod d. h. eine träge, müßige, lähmende Ruhe, in der alle Kraft des Lebens vergehen, jedes wirkende Daſein aufhören würde. Aber durch dieſe unaufhörliche Verwandelung ihrer Organe bleiben alle Kräfte in ewig-raſtloſer Wirkſamkeit, gehören ſie beſtändig dem Daſein an, tritt nimmer ein Stillſtand im Getriebe der Natur hervor.

Alles muß deshalb auch dieſen Geſetzen der Umwandelung gehorchen, jedem Dinge haucht ſchon bei ſeiner Geburt die Natur mit dem Athem des Lebens auch zugleich den Keim der Zerſtörung ein, damit es, nachdem es erſchienen und ſeine Zwecke erfüllt, auch wieder verſchwinde. So hat Alles in dieſem unaufhörlichen Kampfe der Vernichtung und der Wiedererzeugung, des Lebens und des Todes ſeinen Anfang und ſein Ende, alle Welten, die größten wie die kleinſten, haben ihr Beginnen und ihr Aufhören; auf das Gute folgt in unmerkbarem Uebergang das Böſe und aus dem Böſen keimt wieder das Gute hervor, wie der Tag durch die Dämmerung ſich in Nacht verliert und aus der Finſterniß wieder das Licht hervorſtrahlt. Der höchſte Gipfelpunkt des Guten iſt auch immer der Anfang zum Böſen, wie die Früchte, wenn ſie die vollkommene Reife erlangt haben, auch wieder anfangen, in der Fäulniß ſich aufzulöſen; wie die Blume, nachdem ſie die höchſte Entfaltung ihrer Schönheit erreicht hat, auch wieder

verblüht; ihre Farben verblassen, sie verhaucht ihren Duft, sie verschwindet scheinbar, nicht aber um zu sterben, sondern um abermals in anderer, neuer Blüthe an das Licht des Lebens zu treten. Der Saame, den sie zurücklässt, empfängt ihre befruchtende Kraft und ihr Leben, in ihm erhält sie ihr Bild, setzt sie ihr Dasein fort. Auch des Menschen Leben verblüht, er stirbt nach kurzem Bestande, aber ebenfalls nur um in anders gestalteter Daseinsform neu zu erstehen; auch der gestrige Tag starb, aber er erzeugte den heutigen, der heutige gebiert wieder den morgenden; das Holz vergeht in dem verzehrendem Leben des Feuers, das Feuer verschwindet in der erzeugten Luft und endlich der Tod der Luft bedingt wieder das Entstehen des Wassers.

Und da nun in allen Erscheinungen der Natur solche Verwandelungen vorgehen, in allen sich der ewige Kreislauf des Lebens offenbart, so erkennen wir daraus, daß alles, was wir unvollkommen und unregelmäßig nennen, nur scheinbar so ist, daß alle die den einzelnen Wesen allerdings fühlbaren Uebel an sich gut sind, denn sie erzeugen ein neues Gutes und lösen sich in dem größeren Ganzen in Schönheit und Vollkommenheit auf. Alles ist vollkommen und gut, alles von der Gottheit wohl geordnet, wenn gleich diese Vollkommenheiten, diese Ordnungen sich in so unendlich vielen Graden, höheren und niederen ausprägen, daß uns in unserer kurzsichtigen Beschränktheit nur die höheren als gut, die niederen als Uebel erscheinen; aber sie sind es nicht, sie sind eben so gut an sich als die höheren, die gleichfalls wieder zu niederen werden, weil über sie sich wieder andere Stufen stellen, denn es gibt keinen Stillstand oder Rückschritt in der Natur, sondern ein ewiger Fortgang herrscht in ihr, ein nie endendes

Fortrücken vom Guten zum Beſſeren, von niedriger Ordnung zu höherer Ordnung.

Und wo alles iſt, muß auch ſein Entgegengeſetztes ſein; das Süße darf nicht ohne den Gegenſatz des Bitteren, das Sanfte nicht ohne den des Rauhen, das Harte nicht ohne das Weiche, das Dunkle nicht ohne das Helle beſtehen; nur aus ihrer gegenſeitigen Durchdringung, aus ihrem Gleichgewichte geht das Gute hervor, wie ſich die Griechen die Harmonie als die Tochter der Venus und des Mars dachten, wie der Muſiker nur aus der Miſchung hoher und tiefer Töne den entzückenden Gleichklang hervorlockt. Nur dadurch daß ein jedes Ding einen ſolchen Gegenſatz hat, daß überhaupt in dem ganzen Reiche der Naturkräfte beide entgegengeſetzte Principien der Liebe und des Haſſes herrſchen, daß freundliche und feindliche Wirkungen die Kräfte aneinander binden und voneinander trennen, daß alles ſich anzieht, ſich abſtößt und dadurch ſich in jedem Dinge ein Gleichgewicht, ein Schwerpunkt herſtellt, iſt eine Welt möglich, voll von Güte und Schönheit, in der ſich das Mannigfaltige zur Einheit ordnet und das Entgegengeſetzte in harmoniſchen Zuſammenhang tritt. — Eben ſo iſt es auch im moraliſchen Leben der Menſchheit, auch hier fällt für die Gottheit jeder Unterſchied des Böſen und Guten, der für uns ein weſentlich nothwendiger iſt, ein gerade auf den beſtimmten Gang unſerer Entwickelung berechneter, hinweg. In Gottes Plan gehört nicht minder der Böſe wie der Tugendhafte, das Recht nicht minder wie das Unrecht. An ſich weſentlich gute und nur dem Zwecke der göttlichen Weisheit gemäß beſchränkte Kräfte ſollten im einzelnen Menſchen ein momentanes Böſes bewirken, das für die Menſchen allerdings als ein Uebel erſcheint und von ihnen

durchaus nicht anders angesehen werden darf, das aber für Gottes Zwecke unendlich mehr Gutes zur Folge hat, als durch jede andere Kraft bewirkt zu werden vermöchte, der ein solches in jenem Menschen erzeugte Böse nicht vorherging. Dieses Böse ist das einzige Mittel, durch welches unsere Kräfte gleichsam zur Entfaltung entbunden zu werden, durch das wir der Stufe der Vollkommenheit entgegen geführt zu werden vermögen, welche die Gottheit durch sich in ihrer Menschheit zu erreichen strebt. Denn um es noch einmal zu wiederholen, wir dürfen nimmer vergessen, daß wir in keinem anderem Gegensatze zur Gottheit stehen, als dem des Theiles zum Ganzen, daß wir in Gott bestehen, aus ihm sind, zu ihm gehören, für ihn wirken und besonders daß wir nicht frei sind. Das moralische Böse ist daher im Reiche des Geistes dasselbe, was das physische Uebel in der Körperwelt ist, die größten Verbrechen und Schandthaten müssen wir wie fürchterliche Erdbeben, wie tobende Ungewitter, wie Pest und Seuchen, wie den Tod und die Verwesung und alle die anderen zerstörenden Kräfte der Natur betrachten; auch diese erscheinen in der Gegenwart dem, der von ihnen betroffen wird, als die schrecklichsten Uebel, aber die Zukunft lehrt, wie heilsame Folgen ihnen entsprossen. So wirken auch jene moralischen Uebel zur Erzeugung höheren Gutes, und man darf ungescheut behaupten, daß aus jedem unter den Menschen hervortretenden Laster eine immer höher steigende Vollkommenheit der Menschheit hervorgeht. Statt daß daher, wie die meisten Religionen lehren, das Böse der Fluch der Welt ist, die Sünde das Verderben der Menschheit, wird vielmehr das Böse die unentbehrliche Grundlage aller menschlichen Entwickelung, erst durch das Böse wird der Mensch wahrhaft zur

Erkenntniß und Aneignung des Guten geführt, wie der Wein erst durch das Mittel der Gährung sich zu läutern, wie der Keim sich erst durch die Fäulniß zur Pflanze zu entfalten vermag.

Ueberhaupt wird der Begriff der Menschheit nur dadurch erschöpft, daß alle die zahllosen Verhältnisse seines Inhaltes in eben so vielen Individuen sich verwirklichen, daß jede Möglichkeit einer menschlichen Eigenschaft ihre besonders ausgeprägte Vertretung findet. Mannigfaltigkeit ist das Grundgesetz der Natur, sie bleibt es auch in der Menschheit; nur durch die unendlichste Verschiedenheit anders und anders gestalteter Kräfte eilt der menschliche Entwickelungsgang in ewig ungehemmtem Fortschritt weiter und weiter, ganz gleichförmige Gestaltung aller würde einen vollkommenen Stillstand verursachen. Wie es daher nicht lauter Weise und auf der höchsten Stufe geistiger Entfaltung stehende Menschen geben kann, wie der stumpfsinnige Idiot eben so wenig fehlen darf wie der geistreiche Gelehrte, oder der vollendete Künstler, der Thatkräftige eben so wenig wie der Schwächling, der Tapfere eben so wenig wie der Feige, so müssen auch die moralischen Kräfte der Menschen ebenfalls weit von einander abweichen; die Menschen dürfen nicht alle tugendhaft sein, denn in einem Verein, der nur aus tugendhaften Menschen besteht, gibt es keine Tugend mehr, erst der Gegensatz des Lasters bringt sie zur Geltung.

Endlich aber finden erst in den für die Ausbildung der Menschheit nothwendigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Vereines beide Eigenschaften die Bedingung ihrer Existenz; erst im staatlichen Leben kommen sie zum Vorschein, außer ihm gibt es weder Tugenden noch Laster, sie sind gleichsam

der, erſt aus ihm ſelbſt erzeugte, Mörtel ſeiner fortſchreitenden Geſtaltung.

Dieſer Verein ſtaatlicher Geſellſchaft kann nämlich ohne eine Regel, nach der die Verbindung und das Verhältniß ſeiner einzelnen Glieder geordnet iſt, kann ohne Geſetze, ohne Pflichten nicht beſtehen. Jedes einzelne Glied ſoll durch Gehorſam gegen dieſe Geſetze und durch die Erfüllung der ihm zukommenden Pflichten zur Erhaltung und zum Wohle deſſelben beitragen, nur unter dieſer ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Bedingung hat es einen Platz in der Geſellſchaft und das Recht auf den Genuß aller der Vortheile, die aus ihr hervorgehen, erlangt. Als Glied dieſes Ganzen hat es allen Anſprüchen auf die natürliche, unbeſchränkte Souveränität über ſeine Handlungen entſagt, darf nicht mehr der Willkür ſeiner Laune folgen; was Recht und was Unrecht iſt, hängt nicht mehr von der Entſcheidung ſeines körperlichen Wohles ab, der allgemeine Geiſt der Geſellſchaft, der ſeinen Ausdruck im Geſetze findet, entſcheidet es. Wo aber ein Geſetz beſteht, kann es auch übertreten, wo eine Pflicht gefordert wird, kann ſie verletzt werden, und wird ſie es, ſo entwickelt ſich aus dieſem Ungehorſam gegen die Vorſchrift des gemeinſchaftlichen Geſetzes das, was wir böſe nennen. Da nun aber der geſellige Verein die Grundlage unſerer Entwickelung iſt, da der Menſch nach allen ſeinen Anlagen auf ihn berechnet iſt, da wir nur Einzelnheiten ſind, die allein im Verein mit Anderen zu vollkommnerem Daſein gelangen, ſo darf derſelbe auch nicht durch das Böſe, das eine Empörung gegen die Bedingungen ſeiner Exiſtenz iſt, erſchüttert werden. Er muß es unterdrücken oder er muß gegen das aus ihm entſprungene Uebel ein Heil- oder Sühnmittel anwenden,

der Verletzung ſeiner Geſetze durch ein anderes Uebel, ein Gegengift d. h. durch Strafe entgegenwirken. Hier alſo findet der Begriff der Strafgerechtigkeit ſeine volle Anwendung, aber auf das göttliche Walten darf er nicht übertragen werden. Gott und Strafgerechtigkeit ſind unverträgliche, ſich unmittelbar widerſprechende Begriffe. Gott ſteht nicht als ein ſtrafender, zürnender Richter Geſchöpfen gegenüber, die ſich ſeinem Willen zu widerſetzen vermöchten, ſondern er ſteht in ſeiner Geſammtheit ſich ſelbſt in ſeinen einzelnen Erſcheinungen gegenüber, die nicht frei wirken und handeln, ſondern die durch ihn und in ihm zum Handeln beſtimmt werden. Aber wohl muß der Staat dieſes Richteramt ſeinen einzelnen Gliedern gegenüber verwalten, nur dadurch gewinnt er die Mittel, das in ihm und durch ſeine Verhältniſſe ſich erzeugende Böſe zum Zwecke höheren Gutes anzuwenden. Wäre keine Strafgerechtigkeit im Staate, ſo würde die Entwickelung der Menſchheit, das Streben derſelben nach höherer Vollkommenheit eben in ſeiner Grundbedingung, dem Staate, vernichtet werden. Denn die ſchrankenloſe Willkür, die nicht anders als durch zwingende Gewalt zurückgedrängt, durch einen lenkenden Zaum auf den rechten Weg geleitet zu werden vermag, würde, wenn dieſer fehlte, wenn alles erlaubt wäre, wenn keine Beſchränkung ſtattfände, kein Unterſchied zwiſchen Gutem und Böſem gemacht würde, alle Blüthen, die der ſtaatlichen Verbindung zu entſprießen vermöchten, vernichten; der Menſch würde jedem Antriebe ſeiner ſinnlichen Luſt nachgeben, würde auf der Stufe des Thieres ſtehen bleiben, der bellum omnium contra omnes würde, im Staate fortgeſetzt, dieſem nie aus der Rohheit des Naturzuſtandes herauszutreten erlauben. Wenn aber auch

wiederum kein Uebergriff des Böſen im Staate ſtattfände, ſo würde ebenfalls keine höhere Entwickelung möglich ſein, alles würde ſeinen erſten gleichmäßigen Gang fortwandeln, die ſpornende Bedingung energiſcher Thätigkeit würde mangeln. Denn gerade das iſt das Gute des Böſen, daß es der organiſchen Kraft der Geſammtheit des Staates einen höheren Impuls verleiht, daß es ſie gleichſam düngt, und daß durch die Gährung ſich das höchſte Gute erzeugt und zur Reife kommt.

Die ganze mannigfaltige Entfaltung des Staates hängt von den unzähligen Colliſionen ſeiner Glieder, dem Stoß und Gegenſtoß ſeiner einzelnen Kräfte, dem Kampfe der verſchiedenen Intereſſen, dem Ringen des Böſen mit dem Guten ab, aus dem, ſo lange wie der Staat nur ſeinem Weſen entſpricht, doch endlich ſtets das Gute als durch den Kampf geſtärkter und gekräftigter Sieger hervorgeht. Das Böſe darum aus dem Staate hinweg wünſchen wäre eben ſo thöricht wie es aus der geſammten Natur verbannen wollen; es iſt nothwendig hier wie dort, denn wie durch den Kampf der wild durcheinander tobenden Elemente im Ungewitter ſich eine reinere, geſundere Luft erzeugt, ſo ſprudelt auch aus der Quelle der verwirrendſten, ſtörendſten Mißverhältniſſe das kräftigſte, geſundeſte geiſtige Leben hervor. Bedenke man überdies nur immer, daß die Gottheit dieſen Kampf leitet, der endliche Ausgang muß alſo ſtets ein guter ſein. Daß der Verbrecher gegen den Geiſt des Staates frevele, daß er durch ſeine Handlungen dem Geſetze verantwortlich werden kann, geſchieht nach dem Plane der Gottheit; ſie will durch das dem Staate augenblicklich nachtheilige Uebel ein höheres Gutes, ein neues Mittel zur weiteren Vollendung der

menſchlichen Kräfte fördern. Denn glaube man nur nicht, daß der Menſch ſich ſelbſt böſe macht, nein es liegt in der nothwendigen Verknüpfung der in ihm liegenden und der ihn umſchließenden Verhältniſſe, daß gerade er das Böſe that. Der Frevler ward durch die Geſetze ſeiner beſonderen, zwar beſchränkten, aber doch immer göttlichen Natur getrieben, wie ebenfalls wieder der die Verletzung ahndende Staat nur den Geſetzen ſeiner Natur der Nothwendigkeit der Selbſterhaltung folgte, indem er ſtrafte; beide Factoren gehören alſo weſentlich in die Oekonomie Gottes. Der Verbrecher that das Böſe nicht um des Böſen willen, denn es gibt keinen abſolut ſchlechten Menſchen; Macchiavelli behauptet mit Unrecht, daß die Menſchen ihrer Natur nach ſchlecht wären, wenn ſie nicht gezwungen würden, gut zu handeln; im Gegentheile ſie würden vielmehr alle nur gut handeln, wenn nicht die Verhältniſſe ſie zur Ausübung des Böſen drängten. Dadurch verräth eben der Menſch ſeinen göttlichen Urſprung, daß in ſeinem Geiſte eben ſo wie in der Natur das allgemeine Princip nur das Gute iſt. Kein noch ſo abſcheulicher Menſch beging je um des Böſen willen ein Verbrechen, ſondern ſtets nur um des Guten willen, das er ſelbſt in der Sünde zu finden wähnte. Beſchränkte Einſicht, falſche Begriffe und Grundſätze, Vorurtheile, Irrthümer, Leidenſchaften, die Lockung ſinnlicher Luſt täuſchen ihn, reizen ihn, drängen und treiben ihn und laſſen ihn in dem, was böſe iſt, wenigſtens für ihn nur Gutes oder wenigſtens mehr Gutes als Böſes, nur den Vortheil erblicken, den er ſich von ſeiner verbrecheriſchen Handlung verſprechen darf. Könnte der Mangel ſeiner Erkenntniß ergänzt werden, vermöchte er mit völliger Gewißheit der Erfahrung alle Folgen und Wirkun-

gen seiner Handlungen zu übersehen, könnte er seinem Temperamente, seinen Begierden ihren Einfluß auf seine Vernunft und seine thätigen Kräfte rauben, so wäre keine Strafe nöthig, denn der Böſewicht würde nicht den Pfad des Rechts verlaſſen; die Gewißheit der ſeiner böſen Handlung folgenden Nachtheile würde ſeine Liebe zum wahren Guten vergrößern. Wenn die Kopfſchmerzen, ſagt Montaigne, ſich vor der Trunkenheit einſtellten, wir würden uns wohl hüten, zu viel zu trinken, aber das Vergnügen, um uns zu täuſchen geht voran und verbirgt uns das, was folgt.

Je mehr ſich aber nun die Menſchheit ausbildet, je höher ihre Entwickelungsbahnen emporſteigen, je vielgegliederter und verwickelter ihre Verhältniſſe und Beziehungen werden, in deſto mannigfaltigeren, feineren Nüancen geſtaltet ſich auch dieſer Unterſchied des Guten und Böſen. Auch hier treten wie in allen übrigen Naturerſcheinungen dieſelben Bedingungen alles Fortſchrittes und aller Entwickelung hervor, aus einer jeden Wirkung folgt beſtändig eine andere und zwar höhere; was auf einer niederen Stufe gut war, wird auf der höheren zum Böſen, und was in jener ein gährendes Böſes war, verklärt ſich hier zu der ſchönen Geſtalt des Guten (virtutes ex tempore mutant genus). Und wie Tugenden zu Laſtern, Laſter zu Tugenden werden, ſo erzeugt auch von Anfang an das Recht ſein Gegentheil das Unrecht und wiederum tritt aus der Nacht des Unrechtes der Tag des Rechtes an's Licht hervor. So wie das Intereſſe des Staates ſich ändert, nimmt auch die Geſtalt des Guten in ihm einen anderen Schein an; dieſelben Geſetze, dieſelben Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten werden nach einander nützlich und ſchädlich, und den auf ſie folgenden geht es nicht beſſer, es hat

nichts bleibenden Beſtand; die unaufhörliche Verkettung des Werdens zieht ſich wie durch das Leben des einzelnen Menſchen, ſo durch das der Völker und der ganzen Natur hindurch und darum werden auch jene Gegenſätze, mögen ſie ſich nun auch anders und anders umformen, ewig beſtehen, denn ſie ſind die nothwendige Grundlage alles phyſiſchen und geiſtigen Daſeins.

Wer daher die Wahrheit erkennen will, darf ſeine Blicke nicht vom Böſen hinwegwenden; es hat die gleiche Berechtigung wie das Gute; es iſt ſo nothwendig wie der Schmerz des phyſiſchen Körpers; ſie ſind beide Förderer kräftigeren Lebens. Ruhe wäre nur dann, wenn das nach menſchlichen Begriffen allein Gute das einzige Princip des ſtaatlichen Lebens wäre; eine ſolche Ruhe aber wäre das Ende aller höheren Ausbildung, der Anfang der Barbarei; hat der Körper aufgehört für den Schmerz empfänglich zu ſein, dann iſt der Zeitpunkt der Auflöſung gekommen. Heraclitus machte daher geradezu den Krieg zum Vater, König und Herrn aller Dinge und tadelte den Homer, daß er durch ſeinen Wunſch: „O würde doch unter den Menſchen die Zwietracht vertilget„ unbewußt dem Urſprunge aller Dinge fluche, die nur durch Streit und Feindſchaft entſtanden wären.

Schelten daher auch wir nicht die Natur, die nicht ohne dieſen Gegenſatz zu beſtehen vermag, als verdorben und ſündhaft; laſſen wir ſie nicht das Spiel ſich feindlich bekriegender Gottheiten ſein; nein, erheben wir uns höher, ſuchen wir auf dem Wege der Naturforſchung und Geſchichte einzudringen in den geheimen Plan der Weltregierung und was uns entgegengeſetzt zu ſein ſchien, wir finden es vereinigt im Weſen der Gottheit ſelbſt. Werfen wir nun einen einzigen

Blick in die Geſchichte, wie viel Böſes hat ſich in jeder Periode ihrer Entfaltung ereignet, wie viele entſetzliche Grauſamkeiten, welche unerhörten Frevel ſtehen nicht mit blutiger Schrift auf ihren Blättern verzeichnet, welchen Jammer, welches Elend haben nicht zahlloſe Irrthümer über die Menſchen verbreitet, welche Verwüſtung hat nicht oft durch die maß- und zielloſe Herrſchſucht und Ruhmgier wilder Eroberer ganze Völker, ja Welttheile getroffen! — Würde aber wohl einer zaudern, einzugeſtehen, daß all dieſes Unheil und Verderben nothwendig war im Verlaufe der ſich entwickelnden Menſchheit, daß es den Mörtel darreichte, durch den die einzelnen Bauſteine ihrer Bildungsphaſen miteinander verbunden wurden? Freilich der unmittelbaren Gegenwart erſcheint es nie ſo; ſie liebt nur die ſtillen Tugenden; erſt der Zukunft ſtrahlt die höhere Weisheit der das Ganze lenkenden Vorſehung in vollem Glanze entgegen. Was der geſammten Menſchheit zu Gute kommt, auf Unkoſten der Individuen muß es geſchehen; den einzelnen Menſchen trifft es oft ſchwer, aber er muß leiden, das Leben iſt ernſt, Wohlſein iſt nicht ſein Zweck. Jeder muß leiden, wenn die Nothwendigkeit es ſo fügt, und wer nicht will, wer ſich ſträubt, der wird gezwungen, der reißende Strom erfaßt ihn und er muß weiter treiben oder er wird zerſchmettert an den brandenden Klippen. Wohl daher dem, der ſich geduldig fügt, der willig dem leitenden Fingerzeig folgt, er darf ſich der ſüßen Zuverſicht hingeben, die Gottheit verſtanden, in ſelbſtbewußter Kraft ihrem Willen gemäß gehandelt zu haben. In dieſem Bewußtſein aber weiß er auch den Stürmen des Lebens eine kecke Stirne, eine muthige Bruſt entgegenzuſtellen, im Streben für das Gute, im Kampfe für das Wahre und Rechte,

im Ringen nach dem Schönſten findet er ſeinen Beruf, fühlt er den höchſten Genuß. Denn jedes Gute, das in der Welt hervortritt, unter Kampf, Streit, Anfechtung und ſchweren Mühen muß es ſich ſeine Rechte erkämpfen und je gewaltiger es iſt, je größere Folgen es herbeiführt, deſto größere Schwierigkeiten hat es zu überwinden. Aber zuletzt ſiegt es, denn Gott läßt es nicht untergehen, er wirkt ja ſelbſt in der Welt, er ſelbſt ſchafft die Geſchichte und darum gelangt alles zum Guten. Wir aber, wir Menſchen, wir müſſen aus dem vollen Vertrauen in ſeine allmächtige, heilige Leitung Muth und Kraft ſchöpfen, um in dem Lebenskampfe, ſoweit wir es vermögen, zum Siege der höheren Vollendung beizutragen; das Gute ſei unſer Zielpunkt, nach ihm müſſen wir blicken und ſtreben, nach dem Höchſten müſſen wir ringen, aber auch vor dem Böſen und dem Unglück, wenn es auf unſerer Lebensbahn uns begegnet, nicht erſchrecken, nicht zaghaft zurückweichen, vielmehr die keimende Frucht des Beſſeren aus ihm entwickeln.

Aber wie, äußern vielleicht Manche, ſollte nicht die Grundlage aller Sittlichkeit, ſollte nicht alle heilige Ordnung durch dieſe Lehren zerſtört werden können, die alle Beweggründe, welche den Menſchen von böſen Handlungen abzuhalten, ihn zum Guten, zur Tugend hin zu lenken vermöchten, hinwegnehmen? Was hält den Menſchen noch ab, allen ſeinen Lüſten zu fröhnen, ſeinen wildeſten Begierden Befriedigung zu verſchaffen, Recht, Geſetz und Sitte mit Füßen zu treten, wenn er weiß, daß Gott ihn nicht richtet, daß er von ihm keine Strafe zu fürchten hat, daß er ſich kaum zu verantworten braucht für verübte Verbrechen, ja daß er ſich hinter dem Schleier der göttlichen Nothwendigkeit verſtecken

kann? Wenn er nicht mehr frei handelt, wenn er nur getrieben wird zum Guten oder Böſen, wenn die göttliche Kraft ſeinen Arm führt, ſeine Hand leitet, dieſes oder jenes zu thun, wenn endlich Gott ihm die Gedanken des Laſters oder der Tugend in die Seele legt, welch Verdienſt hat er dann, wenn er in höherer Thätigkeit ſich auszeichnet, welche Strafe darf ihn treffen, wenn er ſeine Pflichten zu erfüllen ſäumt? Das ganze Leben wird durch ſolche Lehren verwirrt, auf einen bloßen Schein, einen Trug unſerer Sinne zurückgeführt, alles wird zur Lüge, es gibt keine Wahrheit mehr. Alle höheren Güter, die der Menſch aus dem Schiffbruche dieſes Lebens zu retten wähnte, ſie werden ihm entzogen; hienieden hat er Kummer, Noth und Pein auszuſtehen, unter raſtloſen Mühen fliehen ſeine Tage dahin, aber der Gewinn, der Erſatz dafür bleibt ihm aus, auch die Hoffnung eines jenſeitigen, ewigglücklichen Lebens wird ihm geraubt, das goldene Ziel unſterblicher Seligkeit löſt ſich in trügliche Nebel des Nichts auf. Wer ſollte dann wohl noch Bedenken tragen, das Leben ſo auszubeuten, wie er vermag, den Becher ſeiner Genüſſe bis auf die Hefen zu leeren; wer ſollte wohl noch Scheu vor der Heiligkeit und Allmacht Gottes hegen, wenn er weiß, daß ſein Zorn uns nicht trifft, wie unſere Trübſal ihn nicht rührt? Was hat überhaupt das Daſein noch für einen Werth für die Menſchen, wenn es ein hohles, nichtiges Spiel iſt, in dem ſie wie die Schauſpieler auftreten, ihre Rollen abſpielen und nach kurzer Erſcheinung auf immer wieder in das grauſige Dunkel des Naturſchooßes zurückfallen?

Es wird gewiß Mancher ſo ſprechen, aber mag er ſich nur beruhigen, ſeine Einwürfe ſind nur ſcheinbar gegründet; was wir im Laufe dieſer Abhandlung darauf erwiedern, wird

hoffentlich den Vernünftigen zu überzeugen vermögen, daß von allen seinen Befürchtungen auch keine einzige wirklich in Erfüllung gehen kann und wird. Denn die wahrhafte Erkenntniß vom göttlichen Sein, von der Nothwendigkeit des Lebens, die macht den Menschen nicht schlechter; im Gegentheile sie veredelt ihn, sie erinnert ihn an seinen göttlichen Ursprung, an seine höhere Würde und spornt ihn an, durch würdige Thaten derselben zu entsprechen. Wer Gott in Allem sieht und sich in Gott weiß, der kann nicht schlecht handeln, er findet vielmehr gerade in seiner Erkenntniß und Ueberzeugung den besten Schirm und Schutz wider das Schlechte. Ueberdies glaube man nur nicht, daß die bloß gläubige Annahme einer noch so erhabenen religiösen Lehre, die in der Glorie übernatürlicher Offenbarung den Menschen entgegentritt, sie auch schon vor aller Uebertretung zu bewahren vermag. Die Geschichte weist das Gegentheil nach. Welche Religion hat wohl die unbedingte Ergebung, Sanftmuth, Geduld und heiligen Frieden in prägnanterer Weise gepredigt, als eben die christliche, die ja selbst in ihrem Stifter das reinste und erhabenste Urbild dieser Tugenden aufgestellt hat, und doch welche Religion hat wohl mehr die Leidenschaften aufgeweckt, welche Lehre ist wohl schmählicher zur Fröhnung der verworfensten Begierden, zur Verübung der größten Frevel gemißbraucht worden als eben sie, welche die allgemeine Menschenliebe geboten und die das Mittel der Zwietracht, des Hasses, der Unterdrückung und grausamsten Verfolgung geworden ist? Blicke man nur hin auf Rom, auf Konstantinopel! Wo wohl mehr erhoben sich um der abstrusesten Subtilitäten, der nichtigsten Punkte des christlichen Dogmas willen die wildesten Aufstände? wo wütheten

ſchrecklicher die bis zum leidenſchaftlichen Wahnſinn erregten Menſchen gegen einander? Die herrſchende Partei verdammte die unterliegende zur Verbannung, zum Kerker, zum Tode, zur Marter ewiger Höllenſtrafen und gelang es dieſer ſich wieder zu erheben und den Fuß des Siegers jener auf den Nacken zu ſetzen, ſo rächte ſie ſich mit gleichen Waffen. Blicke man nur hin auf die Leiden der Albigenſer, Waldenſer, auf die blutige Verfolgung der Huſſiten, auf die Schrecken der Inquiſition, die Gräuel der Bartholomäusnacht, die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges und alle die anderen Unthaten, die unter dem Banner der Heiligkeit und mit dem Schwerte des Glaubens verübt wurden! welche andere Religion iſt wohl ſo übel angewandt worden von der Leidenſchaft verblendeter Menſchen, als gerade ſie, die ſanftmüthigſte, friedfertigſte und ſittlich-reinſte? Sie ſelbſt trägt nicht die Schuld dieſer Frevel, denn ſie würde ſchon auf Erden den reinen Himmel ſeliger Unſchuld herſtellen, den ſie den ihr gläubig ſich Ergebenden verſpricht, wenn ſie ganz ihren Vorſchriften nachgingen oder vielmehr nachzugehen vermöchten. Ich halte auch alle dieſe Thaten für nothwendig, weil ſie eben geſchehen ſind, und auch nur unmittelbar für böſe, weil unendlich viel Gutes wieder ihnen entkeimt iſt; aber ſie geben doch den allerdeutlichſten Beweis, daß das Böſe nicht durch dieſes oder jenes religiöſe Gebot vermindert oder getilgt werden kann, ſondern daß eben das Böſe in der Entwickelung der menſchlichen Natur ſeine beſondere Bedingung hat, daß es ein wahrhaft nothwendiges Element iſt und nicht anders beſiegt oder unterdrückt werden kann, als durch das Gute, welches aus ſeinem Schooße hervorblüht. Der ganze Entwickelungsverlauf der Menſchheit zeigt bei aller Verſchieden-

hoffentlich den Vernünftigen zu überzeugen vermögen, daß von allen seinen Befürchtungen auch keine einzige wirklich in Erfüllung gehen kann und wird. Denn die wahrhafte Erkenntniß vom göttlichen Sein, von der Nothwendigkeit des Lebens, die macht den Menschen nicht schlechter; im Gegentheile sie veredelt ihn, sie erinnert ihn an seinen göttlichen Ursprung, an seine höhere Würde und spornt ihn an, durch würdige Thaten derselben zu entsprechen. Wer Gott in Allem sieht und sich in Gott weiß, der kann nicht schlecht handeln, er findet vielmehr gerade in seiner Erkenntniß und Ueberzeugung den besten Schirm und Schutz wider das Schlechte. Ueberdies glaube man nur nicht, daß die bloß gläubige Annahme einer noch so erhabenen religiösen Lehre, die in der Glorie übernatürlicher Offenbarung den Menschen entgegentritt, sie auch schon vor aller Uebertretung zu bewahren vermag. Die Geschichte weist das Gegentheil nach. Welche Religion hat wohl die unbedingte Ergebung, Sanftmuth, Geduld und heiligen Frieden in prägnanterer Weise gepredigt, als eben die christliche, die ja selbst in ihrem Stifter das reinste und erhabenste Urbild dieser Tugenden aufgestellt hat, und doch welche Religion hat wohl mehr die Leidenschaften aufgeweckt, welche Lehre ist wohl schmählicher zur Fröhnung der verworfensten Begierden, zur Verübung der größten Frevel gemißbraucht worden als eben sie, welche die allgemeine Menschenliebe geboten und die das Mittel der Zwietracht, des Hasses, der Unterdrückung und grausamsten Verfolgung geworden ist? Blicke man nur hin auf Rom, auf Konstantinopel! Wo wohl mehr erhoben sich um der abstrusesten Subtilitäten, der nichtigsten Punkte des christlichen Dogmas willen die wildesten Auf[illegible]? wo wütheten

ſchrecklicher die bis zum leidenſchaftlichen
Menſchen gegen einander? Die herr
die unterliegende zur Verbannung
zur Marter ewiger Höllenſtrafen
wieder zu erheben und den Fuß
Nacken zu ſetzen, ſo rächte ſie ſich
man nur hin auf die Leiden der
die blutige Verfolgung der
Inquiſition, die Gräuel der
wüſtungen des dreißigjährigen
Unthaten, die unter dem
Schwerte des Glaubens verü
gion iſt wohl ſo übel angewan
verblendeter Menſchen, als
friedfertigſte und ſittlich-reinſte
Schuld dieſer Frevel, denn
reinen Himmel ſeliger Unſch
gläubig ſich Ergebenden ver
ſchriften nachgingen oder
Ich halte auch alle dieſe Thor
geſchehen ſind, und auch
unendlich viel Gutes wieder
doch den allerdeutlichſten
dieſes oder jenes religiöſe
den kann, ſondern daß
der menſchlichen Natur
es ein
beſte

heit moraliſcher und religiöſer Begriffe und Lehrgebäude unter allen Völkern dieſelben Fehltritte und Laſter, daſſelbe Schwanken zwiſchen Gutem und Böſem, denſelben Kampf der Rechtes und des Unrechts, wenn gleich in verſchiedenen, den Verhältniſſen der Völker gemäßen Formen, in höheren oder niederen Graden. Zu keiner Zeit iſt die Menſchheit ihrem menſchlichen Charakter untreu geworden, und wird es auch nie; ſie wird ihn ſtets bewahren trotz allen Veränderungen ihrer äußeren Geſtaltung, trotz allen Verſchiedenheiten ihrer dogmatiſchen Ueberzeugungen, weil er ihr eben von der Gottheit als nothwendig zur Erfüllung ihrer Beſtimmung aufgeprägt worden iſt. Wenn daher in gewiſſen Perioden der Geſchichte in dem einen Volke größere Tugenden, in dem anderen größere Laſter geherrſcht haben, ſo war das ganz beſtimmt nicht bloß bei dem einen die Folge des Mangels an dogmatiſcher Frömmigkeit und bei dem anderen die Frucht größerer Herrſchaft poſitiver Offenbarungsnormen, ſondern die verſchiedenen Geſtaltungen ihrer mannigfaltigen Verhältniſſe, anders und anders wirkende Einflüſſe ihrer phyſiſchen, geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtände bedingten hier dieſen, dort jenen nationalen Charakter. Der religiöſe Glaube eines Volkes iſt nie das allein herrſchende Moment, ſondern ſtets nur ein Factor in den Elementen ſeiner Entwickelung; dieſe iſt noch von unzähligen anderen Bedingungen abhängig. Ich bin aber weit entfernt, beſtreiten zu wollen, daß nicht die religiöſen Lehren und die von ihnen verbreiteten moraliſchen Grundſätze eine wahrhaft beglückende Wirkſamkeit auszuüben, daß ſie nicht in der That unendlich viel des Guten, was in der menſchlichen Natur liegt, zu erwecken, zu nähren, zu erhalten und zu fördern, daß ſie nicht

die Menſchen auf eine ſehr hohe Stufe ſittlicher und geiſtiger Vollkommenheit zu erheben vermögen, aber nur das bezweifele ich, und ich glaube mit Recht, daß ſie den Menſchen vor jeder Colliſion ſittlicher Pflichten zu bewahren, daß ſie ſeine Leidenſchaften zu vernichten, ſeine Begierden zu tilgen im Stande ſind — daß ſie jemals den höchſten Zweck, welchen ſie ſich geſetzt haben, erreichen werden nämlich: durch Begünſtigung der Gefühle des Herzens auf Unkoſten des Verſtandes die Menſchen zu unſchuldigen, reinen, des Himmels würdigen Weſen umzugeſtalten. Der Menſch ſoll immer Menſch bleiben, ſeine Kräfte am Böſen beſtändig üben, ſeinen Feind innerlich und äußerlich behalten, bis er im Kampfe mit ihm erſtarkt iſt, bis er in der Erkenntniß des Geiſtes die ihn beſiegenden Waffen gewonnen hat. Durch äußere Gebote laſſen ſich ſeine Leidenſchaften kaum zurückdrängen, nie zerſtören; denn die Natur will ſie nicht miſſen; ſie bewirken, wenn ſie auch oft das Böſe erzeugen, in viel höherem Grade das Gute. Zur wahrhaft erhabenen Heldenthat ſind nicht die friedfertige Ruhe, die leidende Geduld, die Demuth, die alles über ſich ergehen läßt, fähig, es gehört dazu die Kraft der Leidenſchaft, wie der Zephir mit ſeinem linden Säuſeln nicht die Luft zu reinigen vermag, ſondern nur der ſtürmiſche Orkan, das tobende Gewitter die ſchädlichen Miasmen tilgen und eine friſche, geſunde, dem Leben wohlthuende Luft erzeugen. „Zerſtört in einem Menſchen, ſagt Helvetius und ich glaube mit Recht, die Leidenſchaft, die ihn beſeelt, und ihr nehmt ihm in demſelben Augenblicke ſeine Kraft, deren Sinnbild der Haarwuchs des Simſon iſt; ſo lange es ſein Haupt ſchmückte, war Simſon ein Held, ſo wie er es verlor, war er nur ein gewöhnlicher, ſchwacher Menſch.“

Allerdings iſt in Rückſicht auf den von ihr ergriffenen Menſchen eine jede Leidenſchaft gleichſam eine Krankheit, die der Seele ihren normalen Geſundheitszuſtand raubt; ſchon ihre Benennung zeigt es an, daß der von ihr Ergriffene ſich in einem leidenden Zuſtande befindet, daß er nicht der denkenden und überlegenden Vernunft freiwillig, ſondern blinden Antrieben dunkler Gefühle gezwungen folgt, und daß er von ihr hingeriſſen nie ſich zu jener höheren Klarheit, jener Harmonie des Seins zu erheben vermag, die des Menſchen edelſtes Beſitzthum iſt. Und wie ſtürmiſch auch die Leidenſchaften aufwogen, wie heftig ſie auch ihrem Ziele entgegenſtreben mögen, ſie ſind meiſtens in Gefahr, dieſes Ziel zu verfehlen, weil ſie es geblendet in vergrößertem, täuſchendem Maßſtabe erblicken und weil ſie nicht den richtigen Weg zu finden vermögen, der allein zu ihm führt. Während die Vernunft, weil ſie ſtets nur das Erreichbare, das wahrhaft Zweckmäßige erſtrebt, weil ſie ſtets die rechten Mittel wählt, ſich auch, ruhig wandelnd, keinen Schritt zu raſch, aber auch keinen zu langſam vorwärts ſetzend, bald am Ziele des Sieges erblickt. Die Leidenſchaft gleicht dem Sturme, die Vernunft der Sonne. Einſt hatten heißt es in jener alten, bekannten Fabel, Sonne und Sturm einen Wettſtreit mit einander; ſie wollten verſuchen, wer von Beiden die größte Macht über den Menſchen auszuüben vermöge. — Je größere Gewalt der Sturm gebrauchte dem Menſchen ſein Gewand zu nehmen, je ungeſtümer er blies, deſto mehr raffte dieſer ſein Kleid zuſammen. Nach dem Sturme ſchien die Sonne, erſt warm, dann aber ſo heiß, daß der Menſch Ober- und Unterkleid zuſammen auszog.

Aber dieſe ruhig überlegende und dadurch mächtige Ver-

nunft, ſie kann nicht in allen Menſchen herrſchen, ſie ſind nicht alle fähig, ſich zu ihrer Höhe zu erheben, ſie ſind in großer Anzahl vermöge ihrer Organiſation und der ſie umgebenden Verhältniſſe dem Irrthum ausgeſetzt und den Stürmen der Leidenſchaft unterworfen. Und dieſer ſcheinbare Mangel lag in der Abſicht der Natur, die Kraft der Leidenſchaft ſollte ſie über das gewöhnliche Niveau ihrer Gefühle und Vorſtellungen erheben, gleichſam die Schwächen ihrer Vernunft ergänzen und ſie zur Vollbringung der größten folgenreichſten Thaten entflammen. Wenn daher nur ſtets, wie es ſein ſoll, das Beſſere, die Vernunft im Staate herrſcht und den Ungeſtüm der Leidenſchaften zu zügeln vermag, wenn ſie mit ihrer bedächtigen Ruhe die brauſende Bewegung jener mäßigt, wenn ſie ihnen das Ziel zeigt und mit den Schranken des Geſetzes ihre Bahn begränzt, ſo wird gewiß für den Staat ſtets etwas Gutes aus der erhöhten Thätigkeit ſeiner Glieder hervorgehen. Nur wenn der Staat nicht in ſeinen Inſtitutionen die Kraft beſitzt, das Spiel der Leidenſchaften zu überwachen, wenn er ſie nicht, wie es ſeine Pflicht iſt, zügelt, wenn er ſie den Damm des Geſetzes durchbrechen läßt, vermögen ſie gefährlich zu werden, ſchädlich zu wirken; ſonſt ſtärken ſie ihn, tragen zu ſeinem Wachsthum bei, fördern ſeine Kraft, Größe und Macht. Wahrhaft gefährlich iſt nur dem Leben der Geſellſchaft, wie dem des Einzelnen die unbedingte Ruhe; tritt ſie ein, ſo erſchlafft die Kraft und alle höheren Tugenden verblühen. Der Steuermann hat viele Mittel ſich gegen die ſtürmiſchen Winde in Sicherheit zu ſetzen, hat aber einmal der Wind nachgelaſſen oder ſich ganz gelegt, dann iſt Niemand im Stande, ihn wieder zu erregen.

Abgeſehen alſo auch von der an dem Willen der Natur ſcheiternden Unfähigkeit der religiöſen Vorſchriften, die Leidenſchaften zu zähmen, wie wenigen Menſchen ſtehen überhaupt die Gebote der Religion in lebendiger Schrift vor der Seele, wie wenige erfaſſen mit denkender Vernunft ihre höheren Glaubenslehren! Bei den Meiſten ſind ſie ein todtes Dogma, leere Gefühle, bei denen man ſich beruhigt, Worte, mit denen die Thaten nichts gemein haben, die keinen unerſchütterlichen Glauben, keine felſenfeſte Ueberzeugung, nicht edle Grundſätze und beharrlichen Willen zum Guten erzeugen. Es hat ſich ewig beſtätigt, was, wenn ich nicht irre, Swift bemerkte, daß die Mehrzahl der Menſchen wohl Religion genug hat, um Unruhe zu empfinden, wenn ſie Unrecht thun, aber nicht genug, um auch wirklich vom Unrecht abgehalten zu werden. Die Lehre einer richtenden Gerechtigkeit Gottes, jenſeitiger Verantwortung und Vergeltung, die Verheißung ewiger Seligkeit; der Fluch unrettbarer Verdammniß, nie endender Höllenſtrafen — für die Wenigſten ſind ſie ein Sporn zum Wahren, Guten und Rechten, für die Wenigſten ein Zügel des Böſen. Haben ſie wohl jemals, wenn ſie nicht von anderen fördernden Bildungsmitteln begleitet waren und von dem fruchtbaren Boden einer gut organiſirten Natur aufgenommen wurden, die ſchlimmen Triebe des Herzens zu beſiegen vermocht? Haben ſie wohl jemals den, deſſen innerer moraliſcher Sinn ſtumpf, deſſen Natur gleichſam mehr mit dem Sauerteige des Böſen verſetzt iſt, in der Stunde der Verſuchung, wenn der lockende Reiz erhoffter Vortheile und Genüſſe ihn ſtachelte, mit ihrem leiſen memento vor dem Sündenfalle bewahrt, dem Drange ſeiner wilden Gelüſte, den hoch ſich aufthürmenden Fluthen ſeiner zügelloſen Begierden

einen undurchbrechbaren Damm entgegenzusetzen vermocht? Um so weniger, wenn er im Hintergrunde seiner schwachen Glaubensdämmerung noch die allerbarmende Liebe Gottes hervorschimmern sieht, die auch des reuigen Sünders huldvoll sich annimmt. Diese Cardinallehre des Christenthums vom Versöhnungstode des Erlösers und dem unendlichen Verdienste desselben für die Sünden der Menschheit wird sie nicht oft als ein Förderungsmittel des Bösen dienen, da sie den Verbrecher trotz allen seinen Freveltaten immer noch die Hoffnung hegen läßt, vor seinem richtenden Gotte Erbarmen und Gnade zu finden, wenn er sich nur noch vor dem Tode bekehrt, wenn er nur noch in den letzten Augenblicken seines noch so ruchlosen Lebens seinen Sinn den religiösen Lehren und Verheißungen öffnend, gläubig im Herrn stirbt? Wird er wohl diesen leidigen Trost im Herzen an Besserung und Veredelung denken? Wird er nicht ewig fortfahren den Staat in seiner Ruhe zu bedrohen? — Vielleicht auf schwache, kleinmüthige Seelen, die wohl das Böse möchten, aber die Strafe fürchten, die ihrer einst wartet, vermögen diese Lehren eine zügelnde Gewalt auszuüben. Aber haben sie denn in solchen Gemüthern etwas wirklich Gutes bewirkt, haben sie ihnen wohl edlere Gesinnungen, wahre Freude und Wohlgefallen am Guten, sittlichen Abscheu vor dem Bösen eingepflanzt? Nur die Hoffnung zukünftiger Seligkeit, nur die Furcht vor der Strafe einer anderen Welt zwingen dieselben einer äußerlichen Sittlichkeit treu zu bleiben, ohne diesen Buchstabenglauben würden sie, weil er die einzige Norm ihrer Handlungen ist, sicherlich aller Tugend entsagen, würden sie der Lust des Lasters sich freudig ergeben. Und eine solche auf nichtige Aeußerlichkeiten sich stützende Hoffnung, eine so feig

vor der künftigen Strafe erbebende und durch sie allein bestimmte Furcht wird man doch unmöglich edle, würdige Gefühle heißen? Muß man nicht eigentlich den wirklichen Sünder viel höher achten, der wenigstens Kraft der Seele besitzt, der Energie im Bösen zeigt und dessen Energie bei besserer Erkenntniß in gleicher, ja in höherer Stärke dem Guten zugewandt werden kann? Wenn daher den auf übernatürliche Offenbarung gegründeten Glaubenssatzungen durch Ueberzeugungen, die sich auf die Wahrheit der Natur stützen, widersprochen wird, wenn gerade die Hauptlehren derselben durch diese bestritten werden, so braucht man nicht gleich zu befürchten, daß nun alles Verderben über die Menschheit hereinzubrechen drohe, sobald sie der Stimme der Natur Ohr und Sinn zuneigen würde; im Gegentheil, ich spreche es als meine wahre, feste und innigste Ueberzeugung aus, daß nur eine von jeder vorgefaßten Meinung befreite und ganz allein aus der göttlichen Natur, wie sie sich in der über alle Gebiete menschlicher Kraftentwickelung sich erstreckenden Geschichte, wie sie sich in dem Reiche des Seins offenbart, entschöpfte geistige und sittliche Ueberzeugung die Menschheit auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben vermag, daß durch sie gerade das, was wir von unserem beschränkten Standpunkte aus böse nennen müssen, immer mehr so weit es möglich ist, sich auch für den Menschen in Gutes verwandeln und wenigstens durch die wahre Erkenntniß seiner Beschaffenheit und seiner Nothwendigkeit für ihn erträglich werden wird.

Denn wenn ich auch mit Recht behauptet habe, daß es an und für sich nichts Böses gebe, so bin ich doch weit entfernt gewesen, auch nur im mindesten zu läugnen, daß es nicht für uns Menschen in der Gegenwart des Gefühles sich als ein

Uebel erweiſe. Für uns gibt es eben ſo mächtige phyſiſche wie moraliſche Uebel, die vollkommen von uns als ſolche anerkannt werden müſſen, denn nur dadurch, daß wir ſie als ſolche fühlen, ſie als ſolche anerkennen, werden wir fähig ſein ſie in etwas Gutes umzuwandeln, durch ſie unſere Bildung zu erhöhen, durch ſie den Zweck unſeres Daſeins und der iſt fortſchreitende Entwickelung und Vervollkommnung aller unſerer Kräfte zu erreichen. Das Thier beharrt auf derſelben Stufe in der durch alle Zeiten ſich hindurchziehenden Folgekette ſeiner Geſchlechter; es hat keinen anderen Beruf als einen einzelnen durch ſeine Exiſtenz ſchon erfüllten Gedanken der Natur zu offenbaren und dem Menſchen, ſo weit er ſeiner bedarf, als Mittel zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu dienen. Es wird daher auch von keinen anderen Uebeln betroffen als denen, die in dem Weſen der wechſelnden und veränderlichen Erſcheinung der phyſiſchen Natur begründet ſind. Es wird allerdings auch von Schmerzen, von Krankheiten, Seuchen u. ſ. w. befallen, aber dieſe ſind für daſſelbe keine eigentliche Leiden, weil es ſich derſelben als ſolcher kaum bewußt wird, es iſt auch dem Tode unterworfen, aber dieſen von den meiſten Menſchen ſo gefürchteten Tod, auf den ſie während ihres ganzen Lebens mit einer leiſen Angſt hinblicken, es empfindet ihn nicht in der Pein des Bewußtſeins. Der Löwe fühlt er ſich ſchwach, er kriecht in ſeine Höhle, ſenkt das Haupt und verhaucht ruhig den letzten Lebensathem; die Lerche ſchwingt ſich hoch in die Luft, trillert ihr Lied und mitten in ihrem Lebensjubel ereilt ſie ihr Ende, ſtürzt ſie todt zur Erde nieder. — Alle Bedürfniſſe ferner befriedigt die Natur den Thieren; überall läßt ſie ſie Speiſe und Trank finden, gibt ihnen Kleidung und Wohnung und läßt ſie ihres

Daſeins ſich in müßiger Ruhe erfreuen. Nichts als ihr phyſiſches, bald befriedigtes Bedürfniß treibt ſie zur Thätigkeit an, oder der Menſch, der ſie zu Werkzeugen ſeiner eigenen Wirkſamkeit benutzt; iſt jenes Bedürfniß befriedigt, zwingt ſie der Menſch nicht, ihn hülfreich zu unterſtützen, ſo laſſen ſie ruhig und ſtill an ſich die Zeit vorüberziehen, ohne die Länge derſelben als eine ſchwere Laſt zu fühlen, ohne den ſpornenden Drang der Beſchäftigung zu empfinden. Daher bleibt aber auch das Thier ſtets innerhalb derſelben Gränzen, die einmal die Natur ihm gezogen hat; die Adler bauen noch heute ihre Neſter, die Bienen ihre Zellen, die Biber ihren Bau, wie im Anfang ihrer Erſchaffung; ſie ſind der Entwickelung der Cultur unfähig.

Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Menſchen; ihm tritt die Natur, während ſie die Thiere liebreich begünſtigt, als eine feindliche Macht entgegen; nackt und hülflos wirft ſie ihn in das Daſein, tauſend Uebeln gibt ſie ihn Preis, mit tauſend Schranken beengt ſie ihn. Aber warum? Weil die Gottheit mit ihm höhere Plane verknüpft hat, weil er ſelbſt erringen ſoll, was den Thieren gegeben ward, weil er alles durch ſich ſelbſt werden ſoll, weil er nur durch Schwäche und durch Drangſale ſtark und muthig, weil er nur unter Mühe und Noth, unter oftmals fehlgeſchlagenen Verſuchen zur Anwendung und Ausbildung aller in ihm liegenden Kräfte, zur Erreichung des höchſten Zieles der Vollkommenheit fähig zu werden vermag. Die Beſchränkung, das Böſe iſt darum, ſtatt daß es durch den Ungehorſam und die verlorene Unſchuld vollkommener Menſchen oder durch eine der Gottheit feindliche Macht in die Welt gebracht iſt, vielmehr gerade der ſprechendſte Beweis der höchſten Weisheit

der Gottheit, es ist das Erziehungsmittel der Menschheit von jeher gewesen und wird es ewig bleiben; durch seine Ueberwindung soll sie sich zum Guten und immer höherem Guten erheben. Durch seine physischen Bedürfnisse, durch seine hülflose Lage ward der Mensch getrieben, im Anschlusse an seines Gleichen sich Schutz gegen den feindlichen Andrang der Naturkräfte zu verschaffen; nur so bildete sich der gesellige Verein oder der Staat, die einzige Bedingung, die nothwendige Grundlage menschlicher Kraftentfaltung. Der einzelne Mensch ist ohnmächtig, nur die gesellschaftliche Vereinigung stützt ihn, stärkt ihn, bildet ihn; ohne sie würde er nicht einmal zu einem klaren und deutlichen Bewußtsein seines Selbst und seiner Anlagen gelangen, viel weniger würde der Begriff der Menschheit in ihm zur Entwickelung und Gestaltung gekommen sein. Und wie ihn der Zwang der Bedürfnisse in den Staat hineinwarf, so drängten sich auch wieder in diesem Kreise weil eben der Mensch nie ruhen darf, weil Streben und immer höher greifendes Streben seine Aufgabe ist, neue Uebel hervor als neue Anforderungen zum regen Gebrauche seiner Kräfte. Die Cultur weit entfernt, ihn in Freiheit zu setzen, entwickelte nach jeder Kraft, die sie in ihm ausbildete, neue Bedürfnisse. Während er früher nur die Feindseligkeiten der physischen Natur zu bekämpfen hatte, bringen jetzt moralische Uebel auf ihn ein, die als eine nothwendige Frucht dem Zusammenleben verschiedener, auf ihren besonderen Vortheil bedachter, Menschen entwachsen mußten. Er wird jetzt gezwungen, wie er früher seine körperlichen Kräfte üben, bilden, vervollkommnen und durch künstliche Mittel vermehren mußte, um der feindlichen Naturgewalt eine künstliche Kraft entgegensetzen zu können, so nun auch die Werkzeuge seines

Geiſtes zu bilden und zu gebrauchen, um in den Conflicten des geiſtigen Lebens ebenfalls ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten. Und je mehr dieſer Kampf ſittlicher und geiſtiger Kräfte ſich ſteigerte, je vielſeitiger die ſie umſchlingenden und bewegenden Intereſſen ſich geſtalteten, je verwirrender ſie ſich durcheinanderſchlangen und auf je weitere Gebiete ſie ſich ausdehnten, deſto größere Reſultate entwuchſen dieſem Wettkampfe; wie die Erde mit ihren organiſchen Gebilden aus dem durcheinandertobenden Chaos hervorging, ſo entſproßte ihm die Tugend mit allen ihren hehren Töchtern. Und nie verliert ſich dieſe gährende Kraft; ſie geſtaltet ſich nur anders und anders, aber ſie wirkt ewig im Leben der Menſchheit; was dieſe Großes, Schönes, Erhabenes und Göttliches zu ſchaffen vermag, ihr verdankt es ſeinen Urſprung.

Und wenn wir nun von dieſem Geſichtspunkte aus das Leben der Menſchen betrachten, welch einen ganz anderen Ausdruck gewinnt es dann, welch eine harmoniſche Löſung gewinnen nicht alle ſeine mannigfaltigen ſcheinbaren Widerſprüche. Jetzt erkenne ich den leitenden Finger Gottes in den menſchlichen Schickſalen, alle die Ungleichheiten, die wechſelnden Lagen der Menſchen, die ich früher mit der Gerechtigkeit jenes überirdiſchen Gottes nicht zu vereinigen wußte, ſie erſcheinen mir als die weſentlich nothwendigen Glieder eines unendlichen Baues, der nicht aus lauter Eckſteinen beſtehen kann. Das äußere Glück es reizt nicht mehr meinen Neid, das Unglück es drückt mich nicht mehr zu Boden, das Böſe es ſchrecket mich nicht, ich ſchaue ſchon den Keim des künftigen Guten in ihm und dieſes wahrhaft bleibende Gute ich ſchätze es doppelt, denn es iſt der Gewinn der unendlichen Beſtrebungen der ganzen Menſchheit, es iſt der Ausdruck ihres

göttlichen Urſprungs. Und nun entbrennt mein Geiſt im Drange des Strebens; auch ich fühle mich als ein Glied, einen darſtellenden Theil der Gottheit, auch ich will mich derſelben würdig beweiſen, will meine Kräfte zu ihrer Verherrlichung gebrauchen, will die Fähigkeiten, je nach dem Maße, in dem ſie dieſelben in mich gelegt hat, zur höchſten Entwickelung und Ausbildung bringen.

Und wenn erſt der größere Theil der Menſchen von der immer reiner, immer voller der Natur entſprudelnden Wahrheit zur Durchleuchtung des Geiſtes, zur Leitung des Willens Beſitz zu ergreifen vermag, wenn es immer weniger des Sporn es des Böſen bedarf, um ſie zum Guten zu führen, wenn nicht mehr der Reiz des Lohnes nöthig iſt, um ſie vom Böſen abzuhalten, wenn nicht der Irrthum ſondern die Wahrheit ſelbſt ſie zu immer höherer Wahrheit emporträgt, wenn nicht der Eigennutz ſelbſtſüchtiger Intereſſen, ſondern die aufopfernde, hingebende Liebe fürs Ganze, nicht die ſtürmiſchen Leidenſchaften ihrer Gefühle, ſondern der geklärte Trieb ruhiger Energie, mannhafter Willensſtärke ſie zur Anſtrengung aller ihrer Kräfte, der höchſten ihnen von der Gottheit verliehenen Fähigkeiten anzufeuern vermag, wenn nicht der Genuß, ſondern die That, nicht das Leben, ſondern das durch das Leben Erreichte und Gewirkte ihr Zielpunct iſt, dann wird die Menſchheit die Gottheit wahrhaft vertreten, ſich als den würdigſten, höchſten Ausdruck des göttlichen Weſens auf Erden erweiſen. Und ſollte es nicht dahin kommen? Sollte nicht einſt der Tag erſcheinen, wo die Sonne der Vernunft alle Nebel durchbricht, wo im hellen, reinen Sonnenſtrahl die Wahrheit alles beſtrahlt und wo die Menſchheit ihre Aufgabe gelöſt hat?

Und dieſer Wahrheit führen auch die eben beſprochenen Anſichten näher; ſie müſſen die Stufe ſein, von der ein. friſcher, warmer Blick ins Leben geworfen wird; ſie ſind vielleicht noch nicht deutlich genug dargelegt, noch nicht hinlänglich geklärt und geläutert, aber es wird geſchehen, wenn mehre, wenn höher begabte Menſchen ſie theilnehmend aufnehmen, ſie in ſich durcharbeiten und ebenfalls dann ihre cryſtalliſirten Ueberzeugungen mittheilen. Laſſe man ſich aber nicht durch die vermeinte Gefährlichkeit ihrer Verbreitung von ihnen zurückſchrecken, die Gefahr droht wahrlich immer nur vom Irrthum, die Wahrheit iſt dem Böſen entrückt.

Wenn auch allerdings hier dem Verbrecher geſagt wird, daß er Gott wegen ſeiner Thaten verantwortlich ſei, daß er nichts dafür könne, wenn er ſündige, weil dieſe Schwäche, dieſe Neigungen und Triebe, die ihn dazu anſtachelten, eben ſeiner Natur anhafteten, und daß er trotz allem Böſen, was er thue, dennoch eben ſo unfehlbar Gottes Willen erfülle als der Gute, der in Gottes Augen durchaus keinen Vorzug vor ihm habe, wenn er auch dieſes hört, ſo wird er doch auch belehrt, daß alles Böſe nur Folge des Irrthums iſt, daß es beſiegt wird vom Guten, daß dieſes allein den Menſchen wahrhaft zu beglücken vermag, daß aller Rauſch der Sinne, alle Luſt und aller äußere Glanz des Lebens nur täuſchende, trügliche Güter ſind, die es nicht werth ſind, ihretwegen etwas Unrechtes zu thun. Es iſt ihm ferner geſagt, daß nothwendig allem Böſen die Strafe auf dem Fuße folge, weil die Aufgabe des Staates darin beſtehe, nur das Gute zu fördern, das Böſe aber mit allen Mitteln der Gewalt zurückzudrängen. Er wird es ſelbſt empfinden, daß das Böſe ſchon

in sich selbst seinen Stachel trägt, daß es, wenn es auch nicht entdeckt und gestraft wird, doch das Gewissen beunruhigt und peinigt; er wird erkennen, daß das kurzdauernde Vergnügen über den erlangten Vortheil nicht die ängstliche Besorgniß, die beständige Furcht vor der Zukunft, die traurige Erinnerung der Vergangenheit, und das qualvolle Gefühl der eigenen Verachtung aufzuwiegen vermag. Endlich hat er auch gehört, welch einer Natur er angehört, und daß die wahre Würde des gottentstammten Menschen in segensreicher Wirksamkeit bestehe und daß der wahre Genuß des Lebens, wahres Glück ewig unvereinbar mit dem Bösen ist. Und wenn alle diese Rücksichten den Bösewicht nicht von verderblichen Handlungen abzuhalten vermögen, dann ist es die Aufgabe des Staates, durch den die Menschheit sich entwickeln soll, und der ohne Gesetze und ohne gegenseitige strenge Pflichterfüllung nicht zu bestehen vermag, die gegen die Sicherheit, Ruhe und den Geist des gesellschaftlichen Vereines streitenden Handlungen durch die unnachsichtlichste Strenge der Bestrafung zu sühnen. Denn das ist allerdings wahr, je mehr der Religionsstaat in den Hintergrund tritt und dem Rechtsstaate Platz macht, je mehr die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen sich Geltung verschafft, desto strenger müssen, wie auch Montesquieu lehrt, die Strafen der Gesetzes sein, desto wachsamer die Aufsicht des Staates, damit, wenn es Menschen gibt, die vermöge ihrer Organisation getrieben werden, ihren Begierden rücksichtslos zu fröhnen, doch der Zaum des Staates sie davon zurückhält oder seine Peitsche, ja selbst sein Schwert sie dafür züchtigt.

Wenn jeder Mensch auf den Staat als seinen höheren

Richter hingewiesen ist, wird er auch diesen und seine Institutionen mit viel ernsterer Aufmerksamkeit betrachten, er wird, von der Nothwendigkeit seines Daseins überzeugt, seine Einrichtungen und Satzungen ehren und achten, ja die Heiligkeit des Rechtes und der Gesetze wird sich in ihm mit den edelsten sittlichen Gefühlen verschwistern, er wird aus ihnen als einer Quelle der Moral seine Lebensgrundsätze schöpfen und nicht bloß die äußeren vom Gesetze ihm auferlegten, sondern auch die inneren Pflichten des Gewissens erfüllen, und nicht bloß ein guter Bürger, sondern auch ein biederer, edler Mensch werden. Vermag eine solche Gesinnung unter der Mehrzahl der Bürger Wurzeln zu schlagen, dann wird, wie es Burke so schön von seinem Vaterlande rühmte, sich die Constitution des Landes mit den theuersten häuslichen Banden verflechten, die Fundamentalgesetze des Staates finden Aufnahme in dem Schooß der Familien und in einer reinen Flamme, einer unzertrennbaren und wechselseitig erhöhten Liebe werden der Staat und der Heerd, die Grabmäler und die Altäre umfaßt. —

Und weil diese Lehre uns nicht mehr auf ein künftiges Leben unserer gegenwärtigen Persönlichkeit hinblicken läßt, als ein höheres Ziel, gegen welches das irdische Leben in gleichgültiger Nichtigkeit verschwindet, weil wir erkennen, daß wir nur in dieser jetzigen Phase unserer Erscheinungsform den ihr gemäßen Zweck zu erfüllen vermögen, daß wir später zurückkehren, von wo wir ausgegangen sind, zu dem Schooße der Gottheit, um in anderer Gestalt wieder anderen Zwecken zu dienen, so werden wir uns mit freudiger Hingebung der Erfüllung dieser Aufgabe widmen; wir werden nicht mehr den trägen, müßigen Genuß, sondern eine wahrhaft blei-

bende, folgenreiche, der Gottheit würdige Thätigkeit für das unſerer Natur und unſerem Daſein allein entſprechende Streben halten.

Wir werden aber auch die Gränzen unſeres Seins und Wirkens erkennen; es wird uns nicht ſchmerzen, daß wir nicht alles zugleich zu umfaſſen, daß wir aus dem großen Füllhorn der Wahrheit nur immer wenige Früchte und Blüthen zu erhaſchen, daß wir nur immer wenig zu leiſten vermögen; wir ſind beruhigt, denn wir wiſſen, daß der einzelne Menſch nur ein untergeordnetes Glied eines größeren Ganzen iſt, daß er beſtimmt iſt, in dem Ocean der Menſchheit als Tropfen zu verſchwinden, daß er aber auch als ſolcher immer ſeinen Werth und ſeine Geltung behält, denn der Ocean, woraus beſteht er denn anders als aus lauter einzelnen Tropfen?

Und wird nicht dieſes Gefühl enger Beſchränktheit reichlich aufgewogen durch den Gedanken unſerer Einheit mit der unendlichen Gottheit? Wir erkennen uns zwar als Geſchöpfe, aber eben weil wir uns als ſolche zu erkennen vermögen, ſind wir gewiß, daß der göttliche Geiſt des Schöpfers auch in uns wohnt. Wir erheben uns mit der Kraft unſeres vernünftigen Bewußtſeins zu der Alles umſchließenden Gottheit, zu der Alles ſchaffenden, tragenden, leitenden, mit ihrem Geiſte durchhauchenden Urkraft. Wir fühlen uns als Glieder ihres Leibes und als die Theilnehmer ihres ewigen Daſeins. Das Gewirre des Lebens beengt uns jetzt nicht mehr; wir fühlen uns nicht mehr hülflos und verlaſſen, denn von der Gottheit wiſſen wir uns geſtützt, von ihr unſer Schickſal beſtimmt und geleitet. Was darum uns trifft, wir nehmen es hin in Geduld, ſei es Freude, ſei es Leid, denn es kommt von Gott, darum iſt es gut; und ſelbſt das uns Schrecklichſte,

unſere Vernichtung, unſer Tod, es hat ſeinen furchterregenden Schein verloren, dem Tode iſt ſein Stachel genommen, denn er führt uns in ein anderes Daſein, er leitet uns einem anderem Zwecke der Gottheit entgegen, in der wir ewig, ewig fortleben. — —

Wer daher dieſe Anſichten vorurtheilsfrei prüft, der muß geſtehen, daß ſie, wenn ſie auch vielleicht nicht mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmen, darum doch nichts in ſich tragen, was der Menſchheit Schaden zu bringen vermöchte, vielleicht wird er ſogar erkennen, daß nur ſie uns wahrhaft befähigen, unſerer menſchlichen Aufgabe in höherem Sinne Genüge zu thun. Sie gehen von Gott aus und führen zu ihm zurück; ſie verleihen dem Leben ſeinen wahren Werth, ſchätzen es nicht gering, achten es aber auch nicht zu hoch; ſie laſſen den Menſchen ſeinen Urſprung, ſein Weſen und ſeine Beſtimmung erkennen; verbinden ihn mit der Natur, der allgewaltigen und allgöttlichen, durchforſchen ihre Reiche, löſen ihre Geheimniſſe und laſſen den Schimmer ihrer göttlichen Wahrheit ahnen. Was daher Leibnitz von einem jedem philoſophiſchem Syſteme fordert, daß es baue und weiter führe, nicht zurück ſchreite und zerſtöre, die hier vorgetragenen Anſichten ſie erfüllen es; und wenn ſie auch nicht, *als ſchwache Verſuche*, ſeinem Wunſche, daß man lieber den Römern gleichen möge, welche die herrlichſten Werke voll Kunſt und Schönheit ſchufen, zu entſprechen vermögen, ſo gleichen ſie doch auch nicht jenem Könige der Vandalen, dem ſeine Mutter rieth, daß er, weil er nicht hoffen dürfe, etwas jenen erhabenen Bauwerken Gleiches zu ſchaffen, ſie lieber alle zerſtören ſollte. Sie widerlegen freilich, ja ſie verwerfen liebgewordene und werthgeſchätzte Glaubensſätze eines großen

Theiles der Menschheit, aber sie sind auch gegen sie gerecht; sie erkennen auch in ihnen das freilich verdunkelte Gepräge göttlicher Wahrheit an, und wenn sie zerstören, so bauen sie auch wieder auf; sie nehmen einen wesenlosen, im leeren Reiche des Nichts hausenden Gott, aber dafür öffnen sie den heiligen Tempel der Natur und offenbaren den allgewaltigen, allmächtigen Geist, der in ihm wohnet.

Wahrlich ich halte nichts für unseliger und verderblicher als ein so corrosives Zernagen des Bestehenden, bis es sich in Nichts aufgelöst hat, ohne daß etwas Neues aus diesem chemischen Processe hervorginge; ich würde es dann noch für besser halten das Bestehende, wenn es sich auch schon als schwach und schwankend ausweisen sollte, zu lassen, wie es ist, würde es lieber durch Stützen und Klammern zu befestigen suchen, als daß ich das ganze Gebäude zertrümmerte, ehe ich für neue Baumaterialien gesorgt, ehe ich mich nach Grundrissen und Mustern von entschiedener Vollkommenheit umgesehen, um einen schöneren, besseren, zeitgemäßeren Bau an seiner Stelle aufführen zu können. Bayle hat behauptet, daß es besser sei ein Atheist zu sein, als ein Götzendiener, das heißt mit andern Worten, daß es weniger gefährlich wäre, gar keine Religion zu besitzen als eine durch Irrthümer getrübte. Ich vermag dieser Meinung eben so wenig beizustimmen, als ich im staatlichen Leben die Anarchie dem Absolutismus vorziehen würde, denn aus der ersteren geht immer wieder der letztere hervor, diesen aber prägt die Zeit endlich in eine vernunftgemäße Regierung um. So ist auch, was vielleicht Manchem paradox erscheinen mag, der Unglaube weit mehr mit dem Aberglauben verwandt, als der unklare, mit Falschem vermischte Glaube. Die ärgsten Religions-

spötter werden gemeiniglich, wenn das Unglück an ihre Pforte klopft, um sie zu prüfen, die verzagtesten Frömmler. Caligula, der überall die frechste Verachtung und die verworfenste Verhöhnung der Götter zur Schau trug, erbleichte bei den schwächsten Donnerschlägen, verhüllte sich zitternd das Haupt, wenn der Blitz durch die Lüfte zuckte und kroch unter das Bett, wenn der Sturm des Gewitters stärker anschwoll, damit die Götter ihn nicht finden und ihn für die Verleugnung ihrer Macht strafen möchten. Der Ungläubige ist allen Schwankungen sittlicher Begriffe unterworfen; er hat nichts Festes, woran er sich zu halten vermöchte; er weiß sich keine Rechenschaft zu geben, warum er das Gute gut und das Böse böse nennt, denn die dafür erforderlichen Begriffe oder Maßstäbe können nur einer festen Ueberzeugung entnommen werden. Er bleibt ewig ein Spielball des Zufalls, augenblicklicher Eindrücke und Stimmungen, empirischen Haschens und Versuchens, und wenn er nichts Böses thut, so ist seine Schwäche daran Schuld, die ihn die üblen Folgen fürchten läßt, und wenn er etwas Gutes thut, so treibt ihn jedes andere Motiv eher als das allein würdige, das Gute um des Guten willen zu thun. Wer aber mit wahrhafter Ueberzeugung einen religiösen Glauben in sich aufgenommen hat, der besitzt in ihm einen Anker, der sein Schiff in den Stürmen des Lebens am sicheren Grunde festhält; er ist sich bewußt warum er gut handeln will, er hat feste Principien, die ihm als höhere Vorschriften in der Führung des Lebens hülfreich zur Seite stehen. Und solche Vorschriften liegen einer jeden Religion zu Grunde und sind, mag sie nun sein, welche sie wolle, mag sie mit oder ohne götzendienerische Ceremonien verknüpft sein, immer edel und rein und wenn

ihnen gefolgt wird, ein sittliches Leben bedingend und für die bürgerliche Gesellschaft eine Quelle reichen Segens. Wenn ich daher auch von meinem Standpunkte aus die höhere Wahrheit des Christenthums durchaus und entschieden bestreiten muß, so bin ich doch weit davon entfernt, nun auch schon gleich die Art der Vernichtung an den Baum dieser Lehre gelegt zu wünschen; ich halte es im Gegentheil noch für das einem großen Theile der Menschheit nothwendige Bildungsmittel, für die Stufe, auf der sie sich allein zu einer höheren Wahrheit zu erheben vermögen. Fast zwei Jahrtausende hat es als ein wesentliches und göttliches Moment der geschichtlichen Menschenentwickelung gewirkt, und es ist auch noch jetzt nicht die Zeit, wo seine Aufgabe vollständig erfüllt ist. Es lebt noch und wird noch lange leben, wenn auch nur, wie ein, zwar noch nicht unkräftiger, aber schon alter Baum, von dem schon einige Wurzeln abgestorben sind und der von allen Seiten den wilden Angriffen des Sturmes bloß gestellt ist. — O, ich weiß auch, daß diese edelste, diese reinste unter allen sogenannten offenbarten Religionen, die keinen anderen Zielpunkt oder Gegenstand ihres Strebens als das Glück eines anderen Lebens der Unsterblichkeit zu haben scheint, daß sie auch wirklich schon auf Erden wahrhaftes Glück unter den Menschen zu verbreiten vermag; ich liebe die reinen, erhabenen und edlen Gesinnungen, von denen alle ihre Lehren durchhaucht sind; ich weiß daß sie die Gefühle und Wünsche des Menschen zu läutern, von den Schlacken niedrigen Eigennutzes zu befreien, daß sie die Unschuld und Reinheit des Herzens zu bewahren, in Leiden zu beruhigen, in Trübsal und Krankheit zu trösten, Liebe und Hingebung an die Gottheit, Demuth, Geduld und Hoffnung

zu nähren vermag, daß sie mit einem Worte die Menschen sittlich gut zu machen und mit vielen Tugenden zu schmücken im Stande ist. Ich würde darum wahrlich ihr unbedingt den höchsten Preis zuerkennen, wenn unser irdisches Dasein nur eine vorübergehende Prüfungsperiode für ein jenseitiges, unvergängliches Leben wäre, wenn der Mensch nur die Bestimmung hätte sittlich gut zu werden, und nicht thatkräftig zu handeln, zu streben und zu wirken; wenn nur sein Herz und nicht vielmehr sein Geist mit allen seinen Kräften und Fähigkeiten der Mittelpunkt seines Wesens wäre, wenn ich endlich in der Gottheit eine überweltliche Macht annehmen dürfte, nur erfüllt von geistiger Kraft, erhaben über die todte Materie.

Aber gerade diese Ausgangspunkte des Christenthums vermag ich nicht für die richtigen zu erkennen. Die christliche Lehre will ein vollkommener, unabänderlicher Ausfluß des göttlichen Wesens sein, aber nichts was im irdisch-endlichen Leben in die Erscheinung tritt, darf auf unbedingte Vollkommenheit Anspruch machen, es ist ein Werdendes, Fortschreitendes; die Wahrheit offenbart sich nicht auf einmal, sondern nach und nach; der ganzen Menschheit Kraft bedarf es, um ihren Schleier ganz zu lüften. Das Christenthum setzt Gott über die Welt; er ist aber in ihr, wirkt durch sie, ist sie selbst; es setzt ein Jenseits voraus und das gibt es nicht, kann es nicht geben; es nennt den Menschen frei und er ist doch durch den göttlichen Willen gebunden; es weist nur immer auf das Elend und das Mangelhafte der menschlichen Natur hin, und gerade diese Schwäche ist nothwendig,

um den Menſchen zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung zu befähigen. Es bleibt nur Sache des Gefühles, bewegt ſich nur in den Reichen der Phantaſie, aber der Verſtand, die fortſchreitende Vernunft werden nicht befriedigt, ſie werden von ihm unterdrückt in ihrem berechtigten Streben. Die von ihm aufgeſtellten wichtigſten Glaubensſätze vertragen nicht die Prüfung der Vernunft, ſie hüllen ſich in dämmernde Feierlichkeit, in heiligen Rauch, in nebelhafte, verſchwommene Dunkelheit, ſie vermögen ſich nicht zur erkannten Wahrheit zu geſtalten, entſpringen nicht dem eigenen denkenden Bewußtſein. Jede Wahrheit aber muß, wenn ſie ſich wirklich fruchtbringend für die höhere Entwickelung des Menſchen bewähren ſoll, von ſeiner Vernunft klar erkannt werden, um als ſein geiſtiges Eigenthum in ſeinem Bewußtſein Wurzeln zu faſſen, ſein ganzes Daſein zu durchdringen, nicht bloß ſein Herz zu beleben und ſeine Gefühle zu läutern, ſondern auch ſeinen Geiſt zu erhellen, ſeinen Verſtand zu bilden, ſeine Vernunft dem Höchſten immer näher zu führen. Und endlich, das iſt die Hauptſache, das Chriſtenthum faßt den Menſchen immer nur von ſeinem individuellen Standpunkte auf, es ſtellt ihn der ganzen übrigen Welt entgegen, bringt ihn ganz allein für ſich mit der Gottheit in die nächſte Beziehung und doch iſt der Menſch herausgeriſſen aus der ihn umgebenden Welt gar nichts, er iſt nichts für ſich, er hat nur eine Bedeutung in Bezug auf die Gemeinſchaft, der er entſproß, der er angehört, für die er wirken ſoll, die Menſchheit; es handelt ſich nicht um ſeinen perſönlichen Zuſtand an ſich, ſondern nur in ſo fern, als er ſeine Thätigkeit bedingt. Daher kommt es aber auch, daß des Chriſtenthums Tendenz nur die iſt, des Menſchen ſittliche Eigenſchaften zu pflegen, zu ver-

vollkommnen, ſie dem Leben und deſſen anſteckenden, verführenden Berührungen zu entziehen, ſie für ein höheres, beſſeres Daſein vorzubereiten. Darum lehrt und gebietet es alle dieſe Tugenden des Duldens, der Demuth, des Ueberſichergehenlaſſens, darum dieſes Zurückziehen aus dem Leben und deſſen mannigfaltigen Ausdrücken, als etwas Sündhaftem, darum dieſes Begnügen mit dem Glauben und ſubjectiver Frömmigkeit. Wäre daher das Chriſtenthum nur das einzige Moment in der Bildung der Völker geweſen, wir würden noch auf derſelben Stufe ſtehen, auf der die Zeitgenoſſen ſeiner Stiftung ſtanden, denn es hindert, wenn es wirklich nach der Strenge ſeiner Lehren und Gebote erfaßt wird, den Fortſchritt, es macht unthätig und unkräftig; Ruhe und Frieden, ascetiſche Entſinnlichung, inhaltsleere Vergeiſtigung ſind ſeine Elemente. Dieſer, vom menſchlichen Standpunkte, aber auch nur von dieſem aus betrachtet, ſo wunderbar erhabene Grundgedanke der Liebe, der es vom Anfange bis zum Ende durchweht, der jedes Böſe mit Gutem überwindenden Liebe, welche die Menſchen zu einem in harmoniſcher Eintracht lebendem Brüdergeſchlechte, zu Kindern Gottes, zu Heiligen umwandeln möchte, iſt er wohl ganz auf das Leben und ſeine Geſtaltung anwendbar? wird er wohl eine geſunde und ſtarke Menſchheit erzeugen? Es iſt gewiß, daß auch die Liebe ein wichtiges Moment der Welt in ihrer Entwickelung iſt, daß gar viele Pflichten des Lebens an ſie gebunden ſein müſſen, aber es darf doch auch ihr Gegenſatz nicht fehlen, wie der Südpol nicht ohne den Nordpol zu denken iſt, ſo darf auch das Princip der Liebe nicht ohne das des Haſſes, der Feindſchaft ſein, beide zuſammen erſt erwirken, erzeugen und erhalten ein harmoniſches Ganze. Für die Liebe, die

Ruhe, den Frieden ist stets nur der kleinste Theil der Menschheit bestimmt, der größere Theil darf nicht in müßiger Beschaulichkeit, in der Unschuld des Friedens sein Leben verbringen. Der thätige Kampf ist unsere Aufgabe, durch ihn und in ihm sollen wir unsere göttliche Bestimmung erreichen. Die Gottheit hat nicht die mancherlei Uebel des Lebens über uns ausgeschüttet, damit wir unsere Geduld an ihnen üben und prüfen, daß wir im unthätigen Leiden unsere ohnmächtige Stärke beweisen, nein wir sollen uns wider sie empören, sie zurückdrängen, sie besiegen und aus scheinbaren Uebeln höhere Güter herausbilden.

Sein oder Nichtsein, das ist die Frage;
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend wider eine Welt voll Plagen
Durch Widerstand sie enden. *)

Wir dürfen uns nicht in uns selbst verschließen; wir sollen heraustreten in die Arena, um den würdigsten Platz in ihr kämpfen, nach dem höchsten Preis in ihr streben; ein thätiges Leben ist unser bestes Gebet, es ist der der Gottheit wohlgefälligste Gottesdienst. „Auf die Hausfrömmigkeit, sagt Goethe, gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf denn auch zuletzt die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich-menschliche Gesinnung in einem practischen Bezug ins Werk zu setzen, und nicht nur unseren Nächsten fördern, sondern auch zugleich die ganze Menschheit aufnehmen." Und diese Weltfrömmigkeit, die man aber nicht mit einem verschwommenen Kosmopolitis-

*) Hamlet III, 1.

mus verwechſeln darf, ſie kann nur einer von jedem Vorurtheile befreiten Erkenntniß der Natur entſpringen, ſie kann ſich nur äußern durch eine über alle Kreiſe des Lebens ſich ausbreitende, allſeitige Thätigkeit, aber ſie verlangt große Seelen, und dieſe ſind nicht die, welche mehr häusliche Tugenden beſitzen als die gewöhnlichen Menſchen, ſondern die, welche höhere Plane zu erfaſſen, welche größere Kräfte zu entwickeln vermögen, deren Gedanke ſich nicht um die kleine Achſe ihres beſchränkten Ichs dreht, ſondern die dem Ganzen ſich hinzugeben, ihm ihre volle Perſönlichkeit zu widmen, in ihm aufzugehen verſtehen. Und je bewegter ihr Leben iſt oder wird, deſto größer geſtaltet ſich ihre Kraft, je höher die ſie umwirbelnden Wogen anſchwellen, deſto feſter wird ihr Muth; ſie ergeben ſich nicht muthlos den auf ſie eindringenden Stürmen, laſſen nicht verzagt das Steuerruder ſinken, ſondern ſie gleichen jenem griechiſchen Schiffer, der als ein heftiger Sturm das Meer peitſchte, und als die berghohen Wogen ſein Schiff zu zertrümmern drohten, ausrief: O Neptun, Du kannſt mich verderben, wenn Du willſt, Du magſt mich retten, wenn es Dir gefällt; ich aber, ich werde ſtets mein Steuer recht lenken. Als Montaigne, dieſer Philoſoph der Ruhe und des ſtillen, ſelbſtgenügſamen Friedens, eine Aeußerung Ciceros in ſeinen tusculaniſchen Geſprächen*) las, die ein ſo unermeßliches Streben des menſchlichen Gei-

*) Cic. Tusc. Quaest. LI, c. 26. Die Philoſophie, die Mutter aller Künſte, was iſt ſie anders, als wie Plato ſagt, ein Geſchenk, wie ich, eine Erfindung der Götter? Sie lehrte uns zuerſt die Gottheit verehren, lehrte uns dann Recht üben im menſchlichen Vereine, hauchte uns beſcheidene Demuth, hochherzige Geſinnung in unſer Herz; ſie iſt es gleichfalls die von den Augen unſe-

ſtes in's Unendliche des Gedankens und der That mit der höchſten Begeiſterung rühmt, meinte er: „Iſt es doch, als ſpräche er von dem ewig lebendigen und allmächtigen Gotte. Und doch haben tauſend arme Weibchen in ihrem Dorfe ein glücklicheres, ruhigeres, gleichmäßigeres Leben geführt als ſeines war.“ — O gewiß wenn ein ſtilles, müßiges, ſtagnirendes Daſein das werthvollſte wäre, wenn ein phyſiſches Wohlſein unſeres Lebens Zweck ſein dürfte, dann wäre ſicherlich ein eng beſchränkter Kreis und eine niedrige Stufe der Erkenntniß und der Bildung ſtets vorzuziehen; das aber darf nicht ſein. Wir müſſen mit unſerem Geiſte die Schranken der Gegenwart zu durchbrechen ſtreben, wir müſſen uns im Ringen nach dem Höheren über die in den Bedürfniſſen des Augenblickes befangene Menge hinwegzuſchwingen wagen, das epicureiſche λάθε βιώσας ſteht dem Fortſchritte der Menſchheit entgegen. Auch Cyneas, der Freund und Rathgeber des Pyrrhus dachte ſo; als dieſer König ſeinen Feldzug nach Italien unternahm, fragte er ihn, um ihn die nichtige Eitelkeit ſeines Ehrgeizes fühlen zu laſſen: Zu welchem Zwecke rüſteſt Du Dich zu dieſer Unternehmung, mein König? Um mich zum Herrn von Italien zu machen, antwortete jener raſch. Und dann, fragte Cyneas weiter, wenn Dir nun dieſes gelungen? So werde ich nach Gallien und Spanien ziehen. Und hernach? Werde ich Africa unterwerfen, und endlich, wenn ich die ganze Welt unter meine Botmäßigkeit gebracht haben werde, werde ich mich ausruhen auf meinen

---

res Geiſtes die Nebel der Finſterniß ſcheuchte, ſo daß wir Alles im Himmel und auf Erden, Erſtes und Letztes, Aeußeres und Inneres zu durchdringen vermögen. —

Lorbeeren und zufrieden die letzten Tage meines Lebens in heiterem Genusse zubringen. O, bei den Göttern, rief jetzt Cyneas aus, sage mir doch, was hindert Dich denn nicht schon jetzt diese Ruhe zu genießen? Warum willst Du Dich nicht jetzt schon dessen, was Du Dir als das Endziel Deiner Unternehmungen vorgesetzt hast, erfreuen und so viele Mühen, Beschwerden und Gefahren Dir ersparen? Die Geschichte gibt die Antwort darauf, sie fordert den Drang rastloser Thätigkeit, sie verlangt es, daß die Menschen sich weit ausgreifende Plane vorsetzen, sich hohe Zielpunkte stecken, sie will nicht, daß persönlicher, augenblicklicher Genuß unser Zweck ist; nein, wir sollen als ihre Werkzeuge wirken, wir sollen durch unsere Wirksamkeit sie zur Entfaltung bringen. Freilich glauben die meisten Menschen, indem sie wirken, daß sie für sich wirken, indem sie etwas erreichen, daß sie es für sich erreichen; aber sie dienen nur, sie vermitteln nur; eine höhere Macht lenkt ihre Zwecke, erntet ihre Früchte.

Damit wir uns aber nicht im Gewirre des Lebens selbst verlieren, damit wir über die ins Spiel gesetzten Leidenschaften die Herrschaft bewahren und nicht von ihnen beherrscht werden, ist es nöthig, daß unsere Seele von dem wahren Begriffe der Gottheit erfüllt ist, daß wir die volle Wahrheit, so weit sie uns erreichbar ist, besitzen. Eine Wahrheit, die nicht bloß einen unfruchtbaren, todten Glauben, sondern eine lebendige und Leben zeugende, dem Wissen erwachsene Ueberzeugung gewährt, die nicht in unnützer Beschaulichkeit auf die nackte Idee Gottes gerichtet ist, sondern die in die Fülle des Lebens werkthätig eingreift, die Gott und die Welt, Zeit und Ewigkeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit ihren Kreisen umfaßt. Der vereinigten Thätigkeit aller geistigen

Kräfte muß ſie entſpringen, um auch die vereinigten Bedürfniſſe dieſer Kräfte befriedigen zu können. Sie darf nicht das edelſte Beſitzthum des Menſchen, die ihn allein zu höherer Vollkommenheit befähigende Vernunft in Feſſeln ſchlagen, um die Gefühle, die einſeitigen Wünſche des Herzens mit partheiiſchem Vorzuge zu begünſtigen; ſie darf nicht ein Hinderniß zu weiterem Fortſchritte werden, ſondern ſie muß im Gegentheile die Grundlage eines höher und höher emporſtrebenden Ringens nach allſeitiger, mächtiger und mächtiger ſich entfaltender Vollkommenheit ſein. Eine ſolche Wahrheit erweckt Liebe zu allem Guten und Schönen, tilgt kleinlichen, lohnſüchtigen Eigennutz, ſchafft die innigſte Liebe zu Gott, das vollſte, hingebendſte Vertrauen in ſeine unerforſchlichen Plane und ermuthigt bei gänzlicher Reſignation in allen von der Gottheit verhängten und durch den Lauf der Weltentwickelung bedingten Schickſalen zum redlichen, unabläſſigen Streben nach höherer Vollendung.

Der Menſch.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken;
Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Goethe.

Obwohl ich es nicht vermeiden konnte, ſchon bei der Betrachtung des von der Gottheit umfaßten Alls mancherlei Blicke auf das Weſen, die innere und äußere Natur des Menſchen und die ſeine Ausbildung bedingenden Verhältniſſe zu werfen, ſo iſt es doch nöthig, dieſe vorweggenommenen Beziehungen einer genaueren und ſchärferen Unterſuchung zu unterwerfen und durch näheres Eingehen auf das Einzelne manches früher als bewieſen Vorausgeſetzte tiefer zu begründen.

Der Grundgedanke der Natur, der Offenbarung des unendlichen göttlichen Weſens iſt Einheit in unermeßlicher, alle Möglichkeit erſchöpfender, Mannigfaltigkeit. Darum iſt in ihr das Größte und das Kleinſte, das Schwächſte und das Stärkſte, die geringſte und die höchſte Vollkommenheit, ein ganzes Meer verſchieden geſtalteter Wellen, aber alle dieſe zahlloſen Verſchiedenheiten durch eine einzige erhaltende und belebende Kraft zu einem Eins, zu einem Ganzen, zu dem vollkommenſten Organismus geordnet und verbunden.

Und dieſes unendliche Syſtem von Kräften, die in inniger Verbindung einem herrſchenden dienen, wie es ſich in dem ganzen Weltall ausſpricht, ſo wiederholt es ſich auch wieder in jedem einzelnen, beſonderen Daſein; auch die kleinſte Erſcheinungsform iſt ein Syſtem, ein Spiegel des Weltalls.

So ſind in einem Baum die Wurzeln, der Stamm, die Zweige, die Blätter, die Früchte, alles verſchiedene Syſteme und alle wieder durch einen wechſelſeitigen Einfluß zum Ganzen der Pflanze verbunden. So ſtrömen im thieriſchen Körper alle die verſchiedenen Theile und Glieder, die Kanäle ſeines Nahrungsſaftes, die Blutgefäße, die Nerven, Muskeln und Drüſen u. ſ. w. als eben ſo viele Syſteme ihre Radien in jene höhere, ſie alle erhaltende Kraft aus, die man nun Leben, Seele oder Geiſt nennen mag. So iſt endlich auch der Menſch, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechtes, wie er an jedem Punkte des Raumes der Mittelpunkt des ihn umkreiſenden Horizontes iſt, die Sonne der ganzen irdiſchen Natur, um die alle die zahlloſen Planeten ihrer übrigen Erzeugniſſe in weiteren und engeren Kreiſen ſich dienend bewegen. Ihr Mittelpunkt iſt er, aber gerade deshalb nicht weſentlich anderer Natur als ſie; denn alle die Kräfte, die in ihm ſind, ſie ſind auch in allen anderen Erſcheinungsformen, nur ſind ſie in ihm zu ihrer höchſten Entfaltung gelangt; er iſt gleichſam der vollendete, alle die unzähligen Stufenfolgen umfaſſende und beſchließende Gedanke der göttlichen Natur auf Erden. Derſelbe Geiſt, der in ihm lebt, er lebt auch im Polypen, er regt ſich auch in der Pflanze; denn alle Erſcheinungsformen der Natur, ſie ſind Ausflüſſe des göttlichen Geiſtes. Nur trägt in dem Menſchen dieſer Geiſt die vollendeteſte Organiſation und darum muß er in ihm ſo viele höhere Wirkungen hervorbringen, als in jenen.

Werfen wir daher noch einmal einen flüchtigen Blick auf die ganze Kettenreihe der irdiſchen Naturerſcheinungen, denn es iſt weſentlich nothwendig, daß wir uns den Menſchen aufs innigſte mit ihnen verknüpft, nicht von ihnen getrennt denken.

Alle auf eine angebliche Offenbarung ſich ſtützende Religionen erfaſſen den Menſchen als ein ganz beſonderes Weſen, das kaum halb und nur den unedleren Beziehungen nach mit der übrigen Natur zuſammenhängt; ſie konnten darum aber auch nur zu ſolchen Satzungen und Lehren gelangen, welche den denkenden Geiſt nicht zu befriedigen vermögen. Es gibt kein Geſchöpf der Ehre und keins der Unehre im Haushalte Gottes; es trägt alles in der Natur den gleichen Adel des Urſprunges an ſich, es dient alles dem göttlichen Zwecke und wenn auch vorübergehend unter den mannigfaltig geſtalteten Erſcheinungen eine Rangordnung zu herrſchen ſcheint, ſo findet doch dieſes eben nur für die kurze Zeit ihrer individuellen Exiſtenz ſtatt, denn an ſich ſind ſie gleich, gleiche Beſtandtheile des göttlichen Weſens, ſeine nothwendigen Glieder, die in harmoniſcher Wechſelwirkung ſich zu der Einheit eines unendlichen Ganzen zuſammenreihen. Der geheime Lebensproceß der unterſten Gattungen des Seins entzieht ſich freilich zu ſehr unſerer Beobachtung, als daß wir uns weit über Vermuthungen hinauswagen dürften, allein ſo viel wiſſen wir doch, daß auch ſie nicht todte Kräfte ſind, ſondern daß ſich auch in ihnen eine freilich beſchränktere und langſamer wirkende, faſt an das Lebloſe gränzende, aber doch immer lebendige Energie zeigt. Offenbart nicht das Sandkörnchen eine Geſtalt, und iſt nicht die Geſtalt ein ins Leben getretener Gedanke? Und wie mannigfaltige Formen oder Geſtalten finden ſich nicht in der ſcheinbar unorganiſchen Welt und unter ihnen wieder wie viele Abſtufungen vom Niederen zum Höheren, Abſtufungen, die endlich in täuſchender Nachahmung der höheren organiſchen Welt den Uebergang aus dem Erdreiche in das Pflanzenreich vermitteln.

Und dieſelben Principien des Haſſes und der Liebe, die das Leben und die Entwickelung der ganzen Schöpfung, der phyſiſchen wie geiſtigen Natur bedingen, treten ſie uns nicht ſchon in dieſer unteren Region entgegen? Was iſt die Empfindung des Magneten anders als der geheime Ausdruck derſelben? Iſt es nicht die Kraft der Liebe, welche die Mineralien ſich aus ihren Elementen bilden, die in geſtaltender Thätigkeit an den einen Kernpunkt alle verwandten Stoffe heranſchießen läßt?

Und betrachten wir nun die Pflanzen. Innerlicher, geiſtiger geſtaltet ſich in ihnen das Leben, die Empfindung wird mannigfaltiger, die Wirkungen vielfacher. Erblicken wir nicht ſchon in ihnen den Anfang ſelbſtſtändiger Lebensregung, wenn ſie in beſtimmten Zeitpunkten z. B. wenn die Sonne untergeht, ihre Blüthen ſchließen und niederſenken, und ſie wieder erheben und öffnen, wenn ſie aufgeht, alſo gleichſam einſchlafen und wiedererwachen; wenn ſie die ganze Bahn der Sonne von Oſten nach Weſten verfolgen und ſich ſtets nach der Richtung hinneigen, in der die Sonne oben am Himmel ſteht; wenn ſie ſich empfindlich gegen äußere Berührung zeigen und ſich derſelben durch Zuſammenrollen ihrer Blätter zu entziehen ſtreben, wenn ſie in ſympathetiſcher Zuneigung an beſtimmte Arten ihrer Gattung ſich anſchließen und in enger, liebevoller Umarmung ihr flüchtiges Daſein hinblühen?

Und treten wir nun in das Thierreich ein, ſteht denn das ſo abgeſchloſſen für ſich da? Vermögen wir nicht die einende Brücke zu finden, die das Glied der höheren mit dem der niederen Stufe verbindet? Sind doch die Polypen halb Pflanzen, halb Thiere, unentſchieden zwiſchen beiden Reichen ſchwankend, noch am Boden feſt angewachſen, in ihm pflan-

zenartig wurzelnd und familienartig gleich Zweigen und Sprößlingen aus dem gemeinschaftlichem Stamme des alten Polypen hervorwachsend. Erst in den Würmern, die sich an sie anschließen, gestaltet sich ein rein-animales Leben; hier zeigt sich schon ein deutlicheres Nervensystem; das Bedürfniß des Athmens, besondere Sinnesorgane, Geschlechtsverschiedenheit treten hervor. Noch reger ist das thierische Leben in den Insecten entwickelt; sie sind mit höher und schärfer ausgebildeten Sinnesorganen versehen, ihr Athmen ist kräftiger; sie zeigen sich schon in mannigfaltigen Kunsttrieben vorsorgend für die Zukunft; besitzen schon einen Verstand, der Zwecke kennt und in geselligem Leben mit bestimmter gesetzmäßiger Ordnung, in gemeinsamem Wirken an einem für eine ganze Gemeinschaft bestimmten Ganzen sich äußert. Bei den Fischen bilden sich die ersten Anfänge des Gehirns, die Sinne werden zahlreicher, das Nervensystem vollkommener und zwischen ihnen als der letzten Klasse der kaltblütigen Thiere und den warmblütigen Thierklassen stehen wieder vermittelnd die Amphibien, bei denen das Gehirn sich in Hemisphären zu entwickeln anfängt, der Kopf sich vom Rumpfe scheidet und mit dem Sinne des Geschmackes sich die Reihe der Sinne abschließt. Auf sie folgen die Vögel; beide Hemisphären des Gehirns sind hier weiter ausgebildet; die edelsten Sinne, das Auge und das Ohr, sind ungemein scharf entwickelt, mit einem vollkommenem Athmen ist ein vollkommener Blutumlauf verbunden, der Bau der inneren und der äußeren Theile verräth die äußerste Aehnlichkeit mit dem der Säugethiere, und das hier zuerst in ausgeprägter Weise hervortretende Sprachorgan deutet schon die Verwandtschaft mit dem Menschen an. Die Fledermäuse und noch mehr der Strauß ver-

mitteln von ihnen den Uebergang zu den Säugethieren, in denen das Reich des Organischen, nachdem es noch die mannigfaltigsten Abstufungen erlitten hat, seinen Abschluß findet. Jetzt gewinnen alle Organe des Lebens ihre Vollendung; hier scheidet ein vollständiges Zwergfell Brust und Bauchhöhle von einander, das Gehirn wird größer, voller entwickelt, vielfacher gegliedert; das Verhältniß der Sinne gestaltet sich harmonischer, ihre Wechselwirkung und ihr Einströmen auf das Bewußtsein ist vollständiger; die Seelenthätigkeiten werden lebhafter, der sympathetische Zug des geselligen Lebens erlangt seinen reinsten Ausdruck. Der Mensch endlich ist das Endglied dieser langen Kette, die in stets höher und ähnlicher gebildeten Gliedern zu ihm als ihrem Schlußpunkte und höchstem Endzwecke emporstrebte.

Aber auch zu ihm gelangte die Natur nicht sprungweise, sie vermittelte den Eintritt in die Familie der Menschheit durch den Affen, und zwar in dessen höchster Ausbildung, dem Schimpanse und Orang Utang. In ihnen nehmen wir eine äußerst auffallende Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt wahr; der Bau ihrer Brust und ihrer Unterleibsorgane stimmt ganz mit dem der Menschen überein; die Gesichtsbildung ist stark ausgeprägt, die Stirne ungleich höher als bei den übrigen Thieren; die Nase tritt etwas mehr über die Gesichtsfläche hervor, die Sinnesorgane nehmen einen kleineren Raum ein wie das Gehirn, und unter allen Thieren ist bei ihnen dieses am stärksten entwickelt. Ihre Vorderfüße haben sich zu einer Art von Händen gestaltet, mit denen sie greifen, tasten, tragen und alle möglichen Manipulationen vornehmen können; sie gehen aufrecht auf ihren Hinterfüßen, wenn auch noch schwankend und unsicher. Sie verrathen men-

ſchenähnliche Gefühle, ſind des geiſtigen Schmerzes fähig und drücken ihn aus durch Jammergeheul und durch Thränen. Wie ſtark liegt ferner nicht die Anlage deſſen, was den Menſchen gerade zum Kunſtgeſchöpfe macht, der Trieb der Nachahmung in ihnen? Und doch iſt es ſonderbarerweiſe gerade dieſes uns ähnlichſte Thier, welches uns das häßlichſte zu ſein ſcheint. Affe, wie biſt Du uns ähnlich, Du häßlichſtes unter den Thieren, ſprechen die Meiſten dem Ennius nach. Sollte es nicht aber gerade dieſe Aehnlichkeit ſein, die ſie uns häßlicher als andere Thiere erſcheinen läßt? Wir fühlen dunkel die nähere Verwandtſchaft mit ihnen, ſie erſcheinen uns als eine rohe und verzerrte Menſchennatur und unſer durch die Erinnerung unſeres Urſprunges und der wahren Beſchaffenheit unſerer Natur verletzter geiſtiger Stolz rächt ſich durch größere Abneigung. Doch es iſt dieſes ein thörichter Stolz, er ſtützt ſich auf eingebildete Güter und überſieht die wahrhaften Vorzüge, er ringt zu einer unbegreiflichen Gottheit empor und ſie iſt ihm ſo nahe, überall in der ganzen Natur tritt ſie ihm entgegen. Würdige man nur erſt wahrhaft ihre mannigfaltigen Erſcheinungen, man gewinnt erſt dann die volle Freude ſeiner eigenen Weſenheit.

Betrachten wir nur einmal das Leben der Thiere! welches Vorwärtsſtreben auch in der äußeren Geſtalt, welches Hindrängen deſſelben zum höchſten Muſterbilde der Gottheit auf Erden. Das Thier empfindet nicht bloß wie die Pflanze, es wird ſich dieſer Empfindung auch bewußt; es hat nicht bloß ſinnliche Vorſtellungen und Triebe, ſondern es äußern ſich auch ſchon geiſtige Kräfte in ihm, es beſitzt Einbildungskraft und Verſtand. Es urtheilt und vergleicht, wählt und beſchließt, es nimmt einen urſächlichen Zuſammenhang unter

den Dingen wahr, es handelt nach Zwecken, es erinnert sich und wendet früher gemachte Erfahrungen an, wie z. B. sich Fische regelmäßig an dem Orte versammeln, wo man gewöhnt ist, ihnen Brod hinzuwerfen und sogar wenn man sie zur ungewohnten Stunde ruft, verstehen sie den Ruf und lassen sich durch ihn herbeilocken.

Auch menschenähnliche Gefühle regen sich in manchen Thieren, sie sind der Liebe und des Hasses, der Hingebung und Aufopferung fähig. Wir sehen täglich, wie liebreich sich die Hühner ihrer kleinen Küchlein annehmen, wie mütterlich sie dieselben mit ihren Flügeln bedecken, vor jedem kalten Hauche sie zu schützen; wie sie mit ihnen spielen, sie auf ihrem Rücken herumlaufen lassen und wie sie die zerstreute Schaar von allen Seiten mit mütterlich-liebreicher Stimme zu sich heranlocken. Sobald sie allein für sich sind, fliehen sie vor Jedem scheu zurück, haben sie aber Junge, so weichen sie nicht und setzen sich aus allen Kräften und im heftigsten Zorne jedem, der jene angreifen wollte, zur Wehre.

Welche merkwürdigen Spuren geistiger Kraft ferner nehmen wir nicht an den Hunden in ihrer anhänglichen Treue, ihrer Wachsamkeit, ihrer Unterscheidung des Eigenthumes, ihrer vielseitigen Gelehrsamkeit wahr! Man möchte kaum die wunderbaren Dinge glauben, die Plutarch von einem Hunde erzählt, dessen fast von menschlicher Klugheit zeugende Kunststücke er in der Begleitung des Kaisers Vespasian im Theater des Marcellus selbst mit angesehen hatte. Er habe unter Anderem, sagt er, einen an Gift sterbenden Menschen dargestellt; erst habe er das Brod, welches das Gift vorgestellt hätte, verschluckt; dann nach einer kleinen Weile sei er unruhig geworden, habe angefangen zu zittern und zu taumeln, als wenn

ihn die Kraft des Giftes betäube. Darauf hätte er sich nach vielen Zuckungen lang ausgestreckt, als wenn er stürbe und starr und steif liegen bleibend hätte er sich, wie es der Gang des Stückes erfordert, hin- und herzerren lassen. Endlich als er erkannt hätte, daß es Zeit wäre, wieder lebendig zu werden, hätte er sich wieder geregt, erst ganz leise und allmählig, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, dann hätte er den Kopf emporgestreckt und sich nach allen Seiten umgesehen, als wenn er voll Verwunderung über seinen gegenwärtigen Zustand sich auf das Vorhergegangene zu besinnen strebte. Alle Anwesenden, sagt Plutarch, wären vom höchsten Erstaunen über eine so außerordentliche Klugheit ergriffen gewesen. Einen ähnlichen Beweis des Scharfsinnes habe, berichtet derselbe Plutarch, der Philosoph Chrysippus an einem anderen Hunde wahrgenommen. Derselbe sei, entweder der verlorenen Fährte seines Herrn nachspürend, oder ein vor ihm fliehendes Wild verfolgend, an einem Scheidewege angekommen, in den drei Straßen gemündet. Nun habe er einen Weg nach dem anderen versucht und als er auf den beiden ersten die gesuchte Spur nicht gefunden, sei er unbedenklich auf dem dritten Wege weiter fortgeeilt. Das Raisonnement desselben sei nun nach der Meinung des Chrysippus etwa folgendes gewesen. Bis hierher habe ich die Spur meines Herrn verfolgt, er muß also nothwendig einen von diesen drei Wegen eingeschlagen haben. Nun ist auf dem ersten und zweiten seine Spur nicht zu finden, er muß also unfehlbar den dritten Weg gegangen sein. Und durch diesen Schluß fest überzeugt bedient er sich nicht mehr seiner sinnlichen Empfindung, untersucht nicht mehr, sondern läßt sich einzig und allein durch die Gewalt seiner folgernden Vernunft bestimmen.

Ein römiſcher Barbier hatte in ſeiner Werkſtube eine Elſter, die in wahrhaft bewunderungswürdiger Weiſe alles, was ſie hörte, mit ihrer Stimme nachahmte. Eines Tages blieſen zufällig gerade vor dieſer Barbierſtube einige Trompeter eine Zeitlang auf ihren Inſtrumenten. Seit dem Augenblicke, mehre Tage hindurch verſtummte die Elſter; alle, denen ſie früher mit ihrem Geſchrei den Kopf betäubt hatte, verwunderten ſich über dieſe melancholiſche Schweigſamkeit, und glaubten, der ſchmetternde Trompetenſchall habe ihrem Gehöre geſchadet und mit ihrem Gehöre habe ſie auch ihre Stimme eingebüßt. Aber endlich fand man, daß ſie nachdenklich über etwas brüte, und zwar, daß ſie ſich bemühe, den gehörten Trompetenton mit ihrer Stimme wiederzugeben. Endlich als ſie glaubte, daß es ihr gelingen werde, erhob ſie ihre Stimme wieder und ahmte in der That ganz vollkommen jene gehörten Töne in ihren verſchiedenen Modulationen nach. Und nun gefiel ihr dieſe neue Uebung ſo gut, daß ſie alles, was ſie bisher geſprochen und geſchrieen, geringſchätzte und nur mit Trompetentönen die entzückten Kunden des Barbiers zu ergötzen liebte.

Der Philoſoph Thales beſaß ein Maulthier, das er mit Salz beladen über einen Fluß führte. Zufällig trat es zu tief in's Waſſer, ſo daß die Säcke, die es trug, feucht wurden. Da es nun merkte, daß durch die Auflöſung des Salzes ſeine Laſt viel leichter wurde, unterließ es nicht, ſo oft es bei einem Fluſſe vorbeikam, in's Waſſer zu ſpringen. Thales merkte ſeine Liſt, er ließ ihm daher ſtatt des Salzes Wolle aufladen. Wie früher ſprang es wieder in's Waſſer, fand ſich aber diesmal arg betrogen, denn ſtatt der erhofften leichteren Laſt mußte es eine noch weit ſchwerere fortſchleppen; ſeit der Zeit

fiel es ihm nicht wieder ein, ſeine zweifelhaften Waſſerverſuche zu wiederholen.

Der Philoſoph Cleanth ſah mehre Ameiſen mit einer todten Schweſter beladen aus einem Ameiſenhaufen heraustreten und gegen einen anderen Haufen zueilen, aus dem ihnen mehre andere entgegenkamen, um mit ihnen zu unterhandeln. Nachdem ſie eine Zeitlang beiſammen geweſen waren, kehrte die letztere Partei zurück, um ihren Gefährten den Erfolg der Berathung mitzutheilen. Die Unterhandlung mochte aber wohl ſehr ſchwierig ſein, denn zwei oder drei Male mußten ſie denſelben Weg hin und zurückgehen. Endlich traten ſie nach ihrer letzten Rückkehr wieder aus ihrem Haufen, auch mit einem Todten beladen, heraus, den ſie gleichſam als Löſegeld für den anderen umtauſchten; beide Parteien luden dann den ihnen gehörenden Todten wieder auf und eilten in ihre beiderſeitige Heimath zurück. In dieſer der Wahrſcheinlichkeit wenigſtens ſehr entſprechenden Weiſe legte Cleanth den wahrgenommenen Verkehr jener Thiere aus, und ſollte er auch vielleicht nicht richtig gedeutet haben, ſo erkennt man doch wenigſtens ſoviel, daß auch unter den kleinſten Thieren nicht bloß ein phyſiſches Daſein, ſondern auch ein gewiſſermaßen geiſtiges Verhältniß mit ſeinen mannigfaltigen Bedingungen und Wechſelbeziehungen ſtattfindet. — Man darf nun aber nicht dieſe Erſcheinungen, für deren Beſtätigung ich noch in vielen anderen Beiſpielen einen überraſchenden Beleg hätte abgeben können, mit der vornehmen Unterſcheidung zwiſchen Inſtinct und Geiſt erklärt zu haben glauben; denn wenn wir Menſchen uns nur recht genau zu beobachten verſtänden, wir würden ſicherlich wahrnehmen, daß uns faſt eben ſo oft ein reiner Inſtinct als ein durch deutlich

bewußte Ueberlegung erzeugter Wille zum Handeln treibt. — Es ist überall eine und dieselbe Natur, die nur der Art, nicht dem Wesen nach ihre Wirkungen anders und anders gestaltet, und was auf der höchsten Stufe in der vollkommensten Ausbildung sich darlegt, dafür ist schon auf der untersten eine schwache Aehnlichkeit, eine dunkle Andeutung vorhanden. Wie wäre es möglich gewesen, daß jene Fische, von denen ich vorher sprach, und mit bestimmtem Beispiele, daß die Muräne des Crassus ihn hörte, wenn er rief und seinem Rufe folgend zu ihm heranschwamm, wenn nicht auch sie eine geistige verwandte Kraft bewegt hätte? wie wäre es möglich, daß ebenfalls Pferde, Hunde, Ochsen und nicht bloß Hausthiere, sondern überhaupt die meisten Thiere unsere Sprache vernehmen, sie nach ihrer verschiedenen, durch die Stimmung bedingten Bedeutung auslegen und sich durch sie leiten lassen, daß sie auf unsere Blicke achten, daß unser Streicheln ihnen wohl thut, und daß überhaupt der Mensch eine so ungemeine geistige Gewalt über sie auszuüben vermag, wenn nicht in beiden ein geheimes sympathetisches Etwas vorhanden wäre, das als einendes Band sie mit einander verbände? Verdankt doch der Mensch fast alle Grundelemente seiner Thätigkeit und Bildung den Thieren. Wer hat ihn anders das Spinnen, Nähen, Weben gelehrt als die Spinne, das Bauen als der Biber, die Biene, die Schwalbe, das Singen als die Nachtigall und andere Singvögel, wer hat ihn anders als die verschiedenen Thiere unterwiesen, das der Gesundheit Förderliche von dem Schädlichen zu sondern, Arzeneimittel anzuwenden und überhaupt alle Arten seines Hausstandes in zweckmäßiger Weise einzurichten? Welche wunderbare Einsicht verrathen sie nicht überall in ihrer Oekonomie, wie weit übertrifft ihr

Scharfſinn hier den unſrigen, welchen Bedacht nehmen ſie nicht auf die Zukunft, mit welcher Vorſicht ſammeln und häufen ſie die für dieſelbe nöthigen Vorräthe an! Von Zeit zu Zeit tragen z. B. die Ameiſen ihre geſammelten Körner an die Luft, um ſie friſch und trocken zu erhalten, breiten ſie aus, laſſen ſie von der Sonne beſcheinen und bewahren ſie dadurch vorm Verderben der Fäulniß. Und weil der Weizen nicht immer trocken und geſund bleibt, ſondern weich und feucht wird, wenn er anfängt zu keimen, ſo nagen ſie, damit er nicht in die Samen ſchieße und ſeine Eigenſchaft als Nahrungsſtoff für ſie verliere, das Ende ab, aus dem gewöhnlich der Keim hervortritt.

So behauptet Ariſtoteles, daß die Nachtigallen ihre Jungen im Singen unterrichten und ſich dabei weder Zeit noch Mühe verdrießen laſſen. Daher ſoll es nach ſeiner Meinung kommen, daß diejenigen, welche eingefangen werden, bevor ſie den Lehrcurſus in der Schule ihrer Eltern ganz durchlaufen haben, bei weitem nicht ſo anmuthig ſingen, wie die vollſtändig ausgebildeten. Alſo auch bei ihnen tritt der Kunſttrieb hervor und ihr Geſang, den wir für eine vollkommene Naturgabe halten, verbeſſert ſich durch Uebung und Studium; und ſelbſt unter den freien ſoll er nicht von gleicher Beſchaffenheit ſein, weil ſich auch hier je nach der Fähigkeit ein Unterſchied geſtaltet. Es ſoll ein förmlicher Wettſtreit in ihren Uebungen ſtattfinden; die einen ſollen die anderen zu übertreffen ſuchen und das mit einem ſo unermüdetem Eifer, daß ihnen eher der Athem ausgeht als die Stimme. Die jüngeren ahmen den älteren nach, horchen ihnen erſt zu, dann ſuchen ſie das Gehörte mit großer Sorgfalt zu wiederholen; darauf ſingen wieder die Alten, jene wiederholen es noch einmal

und dieſe Uebung ſetzt ſich ſo lange fort, bis es den Schülern gelungen, die Kunſtfertigkeit ihrer Meiſter zu erreichen.

Und welche Ueberlegung müſſen nicht die Vögel anwenden, wie wohl müſſen ſie ſich nicht des Zuſammenhanges zwiſchen Zweck und Mitteln bewußt ſein, wenn ſie ſich unter tauſend Plätzen gerade die, welche am günſtigſten gelegen ſind, auswählen? Was könnte ſie bewegen, ihre künſtlichen Wohnungen ſo verſchieden zu bauen, bald die runde Form, bald die viereckige, bald die ſtumpfwinklige, bald die rechtwinklige zu wählen, wenn ſie nicht auf beſondere Verhältniſſe und Umſtände, welche dieſe Verſchiedenheit erfordern, Rückſicht nähmen, wenn ſie nicht auch Begriffe von einer Urſache und der aus ihr hervorgehenden Wirkung hätten? Und würden ſie wohl ſtets ihre Wohnung im Oſten, geſchützt vorm regneriſchem Weſt anlegen, wenn ſie nicht die verſchiedenen Bedingungen dieſer Winde kennen, und wenn ſie nicht wiſſen würden, daß der eine ihnen heilſamer als der andere iſt? Wenn der Adler am Meeresſtrande eine Muſchel findet und ihre harte Schale nicht zu zerbrechen vermag, fliegt er mit ihr hoch über einen Felſen und läßt ſie dann fallen, damit die Schale vom Geſteine zerſchmettert werde; weil er einen Stier im offenen Kampfe nicht überwinden kann, verbindet er ſich mit mehren ſeiner Gattung; ſie ſtürzen ſich dann zuſammen ins Waſſer, ihr Gefieder zu benetzen, wälzen ſich darauf im Sande und ſprühen nun den Sand in die Augen des Stieres, um ihn zu blenden und dann zu Tode zu jagen.

Ueberhaupt, wenn wir es nur vermöchten, alle Handlungen der Thiere mit unſerer Aufmerkſamkeit zu begleiten, überall würden wir auch in ihnen, die wir gedankenlos wähnen, einen Gedanken, eine Ueberlegung antreffen. Hat man

ja doch auch ſogar den Thieren eine Art von Religioſität beilegen wollen. Man ſagt nämlich von den Elephanten, daß ſie, nachdem ſie ſich ſorgfältig gebadet und gereinigt haben, früh Morgens, wenn die Sonne aufgeht, ſich nach Oſten wenden, auf die Knie fallen, ihren Rüſſel wie Arme erheben und die hervorſtrahlende Sonne feſt anblickend lange in ſtiller Betrachtung verharrend, gleichſam der Gottheit ihre Huldigung darbringen. Iſt dieſe Thatſache wirklich erwieſen, ſo gibt ſie den deutlichſten Beweis, daß auch in der Seele des Thieres ſich ſchon eine Ahnung einer höheren Macht regt und ſich in der Bewunderung einer ſo erhabenen Erſcheinung, wie es der Sonnenaufgang iſt, ausſpricht.

Und wie die Thiere ſo mancher anderen menſchlichen Regung wie der Freude, des Zornes, der Liebe und Zuneigung, ja der völligſten, aufopferndſten Hingebung fähig ſind, ſo iſt auch ihnen, eben weil ſie Vorſtellungen beſitzen, der Zuſtand des Traumes nicht fremd. Jagdhunde ſtrecken häufig mitten im Schlafe ihre Beine aus, als wenn ſie laufen wollten, bellen laut und ſchnuppern mit der Naſe, als wenn ſie einem Wilde auf der Spur wären. Erwacht halten ſie zuerſt noch das Traumbild feſt, und wollen dem Wilde nachrennen, das ſie geſehen zu haben glauben, bis ſie denn endlich ſich völlig beſinnen, und wieder zum Schlafe ſich niederlegen. Geſunde, ſtarke Rennpferde hat man oft mitten im Schlafe ſich unruhig bewegen und in heftigen Schweiß ausbrechen geſehen, gleichſam als wenn ſie auf der Rennbahn zu ſein glaubten und ihren Mitſtreitern das Ziel abzugewinnen trachteten.

Und wie wir ſie in Allem als unſere uns verkündenden Vorbilder anſehen können, ſo auch in ihrer geſelligen Vereinigung; auch bei ihnen iſt dieſe in beſtimmter Ordnung nach

festen Gesetzen eingerichtet, und zwar kommt ein solcher Verein am meisten bei denen vor, die, weil sie als Einzelne zu schwach sind, sich auf gemeinsame Thätigkeit angewiesen sehen, durch die sie sich ihre Nahrung zu sichern und besseren Schutz gegen Witterung und feindliche Angriffe zu verschaffen vermögen. Auch in ihrem Vereine bildet stets das Individuum, das für denselben am wichtigsten, oder welches das stärkste ist und seinen Willen am besten durchzusetzen vermag, den herrschenden, leitenden und die Thätigkeit des Ganzen bestimmenden Mittelpunkt. So schaaren sich die Bienen um ihre Königin und führen, ihr dienend, ihr ämsiges, nützliches Leben; stirbt sie, so streben sie sie zu ersetzen, indem sie mehre Zellen gemeiner Arbeitsbienen zu einer Königszelle vereinigen und die darin gelassene Larve mit besonderer Sorgfalt pflegen; gelingt es ihnen aber nicht, durch sie die frühere Königin zu ersetzen, so hören sie auf zu arbeiten und zerstreuen sich, weil ihnen der gemeinsame Mittelpunkt fehlt, in dem ihre Interessen zusammenstrahlten. Auch die Heringe haben auf ihren Wanderzügen einen Anführer, der ihnen den Weg zeigt und dem sie blindlings folgen; die wilden Pferde haben ebenfalls in jedem Rudel einen Leithengst, der sie anführt, und wenn er getödtet wird, so zerstreuen sie sich, um sich anderen Rudeln anzuschließen. Alle diese Rudel haben ihr besonderes Weiderevier; die einzelnen mit einander vereinigten Thiere kennen einander und nehmen andere, die sich ihnen anschließen wollen, nicht in ihren Bund auf, bis diese, wenn auch noch so oft zurückgetrieben, immer wieder von dem Geselligkeitstriebe zu ihnen geführt werden, sich mit ihnen vertraut machen und in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden.

Aus allem dieſem geht hervor, daß wie in der ganzen Natur ſo auch in dem Thiere ſich eine geiſtige Kraft regt, und zwar in ſo hervortretender Weiſe, daß ſie uns zwingt, daſſelbe nicht zwar als unſeres Gleichen, wohl aber als ein uns innigſt verwandtes Geſchöpf zu betrachten. Ich weiß wohl, es widerſtrebt dem menſchlichen Gefühle, auf eine Stufe mit dem ſcheinbar ſtumpfſinnigen Thiere den Menſchen zu ſtellen, aber ſo erſcheint es auch nur, ſo lange wir es nur oberflächlich und von alten Vorurtheilen erfüllt, betrachten; mit je größerer Aufmerkſamkeit wir es beachten, je tiefer wir in ſeine ſtillen, ſinnigen Lebensäußerungen zu dringen ſuchen, deſto deutlicher werden uns die Spuren einer nicht bloß äußerlichen, ſondern auch inneren Verwandtſchaft zwiſchen ihm und uns entgegentreten. Und wenn wir nur ſorgſam auf den Unterſchied, der unter den Menſchen ſich ausſpricht, achten wollten, wie gewaltige Verſchiedenheiten, welche große Kluft zwiſchen dem einen und dem andern würden wir nicht bemerken und gewiß würden wir dem Plutarch Recht geben, wenn er irgendwo behauptet, daß kein ſo großer Unterſchied zwiſchen Thier und Thier, wie zwiſchen Menſch und Menſch ſtattfinde.

Ja, gehen wir noch einen Schritt weiter, iſt wohl der Unterſchied zwiſchen einem Affen und einem ſtumpfſinnigen Beſcherähs, deſſen ganzer Ideenkreis ſich um die dürftigſte Friſtung des Lebens bewegt und dem aller Religion, oder bürgerlichen Verfaſſung baren, ohne feſte Wohnung, ohne Kleidung lebenden Tasmanianer größer wie der zwiſchen dieſen letzteren und den gebildeteſten Europäern, einem Ariſtoteles, einem Rafael Santi, Shakeſpeare oder Goethe? Iſt doch auch ſelbſt das Aeußere jener auf der unterſten Culturſtufe befind-

lichen Menschen fast eben so thierisch als menschlich gebildet. Wird man z. B. die körperliche Bildung der Buschmänner wohl für sehr abweichend von der der Affen halten? Der niedrige Schädel, die flache Nase, die hochhervorragenden Backenknochen, die eng und schräg geschlitzten Augen, der große Mund mit dem vorgestreckten Oberkiefer und den unförmlich dick aufgeschwollenen Lippen, das kaum angedeutete Kinn, der ungewöhnlich hervorragende Bauch, der eingebogene Rücken und überhaupt ihre ganze mehr thierische als menschliche Lebensweise lassen wahrlich diesen Vergleich nicht als zu gewagt erscheinen.

Bewunderungswürdig an Kunst und unerschöpflich an Mannigfaltigkeit durfte die Natur keinen Sprung thun, sie mußte alles in harmonischem Flusse weiter entwickeln, sie durfte nicht den Menschen in vollendeter Gestalt und Ausbildung in den Garten der Schöpfung treten lassen; sie mußte auch hier ihre Brücken schlagen, auch hier vom Kleineren zum Größeren, vom Niederen zum Höheren emporstreben, sie mußte darum auch thierische Menschen oder menschliche Thiere bilden, mußte noch lange den Dämmerungskampf zwischen Sinn und Vernunft fortsetzen, bis sie dann endlich der letzteren zum Siege verhalf und mit ihr die Stirne der edelsten Menschen schmückend den göttlichen Gedanken in seiner vollen Schönheit enthüllte. Und hört wohl selbst im civilisirten Leben, selbst unter den entwickeltesten Völkern dieser leise Stufengang, diese mannigfaltige Gliederung auf? Wie viele Menschen stehen nicht auch hier auf einer wahrhaftig nicht weit von der Thierheit entfernten Stufe, wie viele führen nicht fast gänzlich ein rein animales Dasein? in Essen und Trinken, in Wachen und Schlafen, in physischer Arbeit und

physischen Genüssen verläuft die ganze Zeit ihres Lebens. Ihr Gedanke ist in ihren Körper wie in eine Mühle eingeschlossen und wird stets gleich dem Rade derselben nur in dem Kreise der Nahrungssorgen herumgetrieben. Was an höheren Ideen durch die sie berührenden Verhältnisse des Lebens in sie eintritt, es bleibt in ihnen ein todtes Kapital, Worte ohne Sinn, es fördert sie nicht weiter, es läßt sie fast auf derselben Stufe sterben, auf der sie geboren wurden. Aber wer wollte wohl darum wegen seiner höheren Ausbildung stolz auf sie herabblicken? Sie vertreten auch ein wichtiges Moment im Menschenleben, auch sie sind nöthig für die höhere Entwickelung der Uebrigen, sie bilden die Basis, auf die die reicher entfalteten Kräfte des Geistes sich stützen. Sie dürfen eben so wenig dem jedesmaligen Entwickelungsgange der Menschheit fehlen, wie in der Natur die Existenz des ganzen Menschengeschlechts ohne die Vermittelung des Thierreiches denkbar wäre.

Es darf uns darum nichts bewegen, um es noch einmal als Resultat der vorhergehenden Gedanken auszusprechen, den Menschen mit einem Male aus dieser so deutlich und so sichtbar in der ganzen Natur sich offenbarenden Verkettung der Erscheinungsweisen herauszureißen. Ueberall wollten wir diesen gleichmäßig weiterschreitenden Fortschritt anerkennen und nur, wo es darauf ankommt, der Pyramide die Spitze aufzusetzen, wollten wir das bisher gebrauchte Baumaterial vernichten, nach anderem Stoffe uns umsehen? und doch ist es ja unmöglich, die völlige Gleichmäßigkeit des Stoffes zu läugnen; es ist derselbe, er hat nur ein verschiedenes Gepräge erhalten. Sind wir doch ein Fleisch und ein Blut mit den folgenden Klassen, nur anders, nur besser und vollkommener organisirt; stehen wir doch in gleicher, ja in größerer Ab-

hängigkeit wie sie von physischen Bedürfnissen; wie sie müssen auch wir Nahrung zu uns nehmen, um uns zu erhalten, gleich ihnen müssen auch wir unseren durch Arbeit und Bewegung erschöpften Körper mit Ruhe und Schlaf erquicken, gleich ihnen sind auch wir allen Einflüssen höherer Naturkräfte unterworfen und gleich ihnen werden auch wir gezeugt, geboren, leben eine kurze Weile, und verschwinden dann wieder aus dem Reiche des erscheinenden Lebens. Wir kehren dann mit ihnen zugleich in den Schooß der Natur zurück und aller Unterschied ist aufgehoben. Der Mensch wird so gut wie das Thier Staub; alle seine materiellen Kräfte, die verbunden seine Individualität gebildet hatten, eine ganz gleiche Verwesung löst sie auf, läßt sie sich wieder vereinigen mit den Urelementen, aus denen sie hervorgegangen, um in anderer Gestalt, in anderer Weise zu neuem Dasein im Kreislauf der Natur verwandt zu werden.

Allein trotz aller dieser Aehnlichkeit, dieser nahen Verwandtschaft darf der Mensch doch nicht mit dem Thiere auf eine und eben dieselbe Stufe gestellt werden; es wäre eben so verkehrt, als wollten wir ihn aus der Verkettung der Natur herausreißen, ihn von der Reihe der organischen Geschöpfe abtrennen. — Wenn wir an die Einheit Gottes glauben und wenn wir die Gottheit als eine unendliche, durch die Natur schaffende Kraft ansehen, so ist es nothwendig, daß wir auch alles Dasein durch dasselbe göttliche Leben bedingt und begründet denken und in allen Erscheinungen der Natur den göttlichen Geist, eben so gut in den Welten wie in den einzelnen organischen Körpern, wahrnehmen. Der Anlage nach ist daher auch in dem Thiere der Geist ein und derselbe wie im Menschen, nicht aber der Entwickelung und Aeußerung

nach, denn er ist im Thiere beschränkt durch eine unvollkommene Organisation; es fehlen ihm hier die Mittel, durch die er sich zu höherer Vollkommenheit emporschwingen könnte. Des Menschen körperliche Anlage ist dagegen eine höhere, vollkommnere, es ist die vollkommenste in der ganzen uns zugänglichen organischen Erscheinungswelt; die göttliche Natur erreicht in ihm ihr irdisches Ziel; sie offenbart sich in ihm am herrlichsten und strahlt in ihm nach allen Seiten ihr göttliches Leben aus.

Schon dem Aeußeren seines Baues ist auch darum diese höhere Kraft mit unverkennbaren Zügen aufgeprägt, es ist ein von einem vernünftig, nicht mehr sinnlich denkenden Geiste harmonisch bewegtes Ganzes. Auf sanfte Gegensätze ist seine Gestalt gegründet; in schönem Gleichgewicht wirkt sie in allen Theilen und Gliedern; eins hebt, stützt und trägt das andere, und alle ergänzen sie sich gegenseitig; überall herrscht beschränkte Fülle, schönes Maß, geordnete Wohlgestalt; alle Vollkommenheiten, die sonst über die ganze Natur zerstreut sind, hier sind sie im kleinsten Raume, im wirksamsten Leben vereinigt; es ist mit einem Worte die characteristischste Gedankenform der irdischen Natur, das Maß und das Muster organischer Schönheit. Alles ist hier bedeutungsvoll und darstellend; die aufgerichtete Gestalt, das erhobene Haupt, frei vom schlanken, festen Hals getragen, den ganzen Bau beherrschend; das offene Antlitz, die gewölbte, sinnende Stirne, die edelgeformte Nase. Kein thierisch hervorragender, nahrungsuchender, sondern ein zartbegränzter, des Geistes und des Herzens Regungen offenbarender Mund, kein dumpfhinstarrendes oder unstät umherschweifendes, sondern ein klar und ruhig leuchtendes Auge, ein Spiegel der Seele; kein sinnlich heraus-

tretender, sondern ein sanft geschwellter, sittigbeschränkter Unterleib, auf kräftigen Schenkeln ruhend, von zierlichen Füßen getragen. Der ganze Mensch ist daher, um mit Hamlet zu reden, ein Meisterstück der Natur; wie edel durch Vernunft, wie unbegränzt an Fähigkeiten; an Gestalt und Bewegung wie bedeutend! wie bewunderungswürdig im Handeln, wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt, das Vorbild des Lebendigen!

Aber bestimmt selbstthätig das Werk der Natur weiterzuführen, selbst schöpferischer Künstler zu werden, durfte er von der liebenden Mutter, die ihn so herrlich ausgestattet hatte, nicht verzärtelt werden. Ein hohes Ziel wollte sie mit ihm erreichen und darum mußte sie es sich versagen, ihn auch, wie die übrigen Geschöpfe mit der Fülle ihrer äußeren Güter zu überschütten, daß er sie nur genieße. Sie hatte ihn nicht für den Genuß bestimmt; wirken, schaffen, handeln sollte er, die Fähigkeiten, die sie ihm verliehen, entfalten und entwickeln, und darum durfte sie ihn nicht mit der Wirklichkeit der Güter, sondern nur mit der Möglichkeit derselben begaben. Alles hatte sie ihm bestimmt, er sollte der Herrscher der Erde werden, aber er sollte es sich durch eigene Anstrengung aneignen, durch eigene Kraft sollte er sich auf den Thron der Herrschaft schwingen. Darum warf sie ihm tausend Hindernisse in den Weg, bekämpfte ihn, bestürmte ihn mit allen Uebeln und Schrecken, ihn zur Thätigkeit anzuspornen, seine schlummernde Energie zu wecken, und ihn auf die Bahn der Cultur hinauszutreiben. Sie hat ihm darum nicht diesen feinen und sichern Instinct verliehen, der die Thiere durch ihr ganzes Dasein schützend geleitet, der sie alles, was sie gebrauchen, finden läßt, der sie das Schädliche zu vermeiden, das Nützliche zu

ſuchen lehrt, und ihnen überhaupt die ruhige Fortdauer einer phyſiſchen Exiſtenz ſichert. Sie hat ihn nicht befähigt mit ſeinen Kauorganen alle Nahrungsmittel in ihrem rohen Zuſtande genießen zu können, ſie hat ihm nicht dieſe ſtarken Glieder gegeben, mit denen er ſich gegen die Feindſeligkeiten wilder Thiere zu ſchützen vermöchte, ſie hat ihn endlich nackt und bloß geſchaffen, und allen rauhen Anfällen der Witterung preisgegeben. Alles, alles ſollte er durch ſich ſelbſt werden, und darum mußte ſie ihm ſelbſt die Werkzeuge verſagen, die er für ſeine Thätigkeit brauchte; er mußte ſich ſelbſt erſt mit ſeinen Organen die nothdürftigſten Mittel verſchaffen, mit denen es ihm gelang, ſeine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen.

Anaxagoras behauptete, die Thiere würden Menſchen ſein, wenn ſie gleich dieſen Hände hätten, allein wären ſie auch mit dieſem Organe verſehen, ſie würden doch nicht aus dem ewig gleichförmigen Kreiſe ihres Daſeins herausgetreten ſein. Denn wenn auch die Hand einer der wichtigſten Theile des menſchlichen Organismus iſt, wenn auch durch ſie faſt ſeine ganze äußere und darum auch wieder ein großer Theil ſeiner inneren Wirkſamkeit bedingt iſt, wenn auch ſie vermöge ihrer ſicheren und feinen Begriffe verbunden mit dem Auge, uns vorzüglich zu Kunſtgeſchöpfen macht, ſo muß doch auch unſere ganze übrige Organiſation dieſem Inſtrumente entſprechen, und es muß erſt das Bedürfniß ſich hervordrängen, das uns von dieſem Organe die zweckmäßigſte Anwendung zu machen treibt. Dieſes höhere Bedürfniß aber iſt bei den Thieren nicht vorhanden. Nicht deswegen, weil er Hände hat, ſagt darum Plato, iſt der Menſch das weiſeſte unter den Thieren, ſondern weil er von der Natur mit dem Triebe der Kunſt und

der Kraft der Vernunft begabt iſt, iſt er auch mit dergleichen Werkzeugen verſehen.

Der Elephant beſitzt auch in ſeinem Rüſſel eine vielgelenkige Hand, aber trotz dem hat er nie die Gränzen der thieriſchen Natur überſchritten; die Affen haben auch eine Art von Händen, ſie bedienen ſich derſelben auf mancherlei Weiſe zur Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe, aber trotz ihrem Nachahmungstriebe haben ſie vermittelſt derſelben doch nie aus eigenem Antriebe eine höhere, künſtleriſche Fertigkeit erlangt, die über den ihnen angewieſenen und durch ihre phyſiſchen Bedürfniſſe beſtimmten Horizont hinausgriffe. Der wahre, eigentliche Grund ihrer tieferen Stufe liegt darum nicht ſowohl in einer mangelhafteren Organiſation, als vielmehr in dem einmal feſtſtehenden Willen der Gottheit, die jener Klaſſe keinen höheren Wirkungskreis einräumen wollte. Denn ſelbſt die kleinſten Thiere haben abgerichtet von Menſchen die wunderbarſten Beweiſe höherer Geſchicklichkeit abgelegt, allein ſie verrichteten dieſelbe auf mechaniſchem Wege, ohne einen weiteren Begriff mit ihnen zu verbinden, eine tiefere Bedeutung in ſie zu legen, das aber iſt der den Menſchen auszeichnende Vorzug, daß mit allem, was er thut, ſich ein Gedanke verknüpft, und nur dadurch kann es ihm gelingen, von Einem zum Andern emporzuſteigen und das Gebäude ſeiner Cultur bis in die Unendlichkeit zu vergrößern und zu vervollkommnen. Des Thieres geiſtige und körperliche Kräfte ſind nur auf einen Zweck, den des phyſiſchen Wohlſeins berechnet; iſt dieſer eine Zweck erreicht, ſo hört jeder Beweggrund erneuerter Thätigkeit auf; aber beim Menſchen iſt der erſte erreichte Zweck das Anfangsglied einer nimmer endenden Reihe ſich verkettender, ſich ſteigernder Zwecke. Was ſeine Sinne ihn einmal

in dem Reiche der Natur entdecken und als zweckmäßig zur Stillung seiner Bedürfnisse erkennen ließen, das legt er in der Schatzkammer seiner Denkkraft nieder, verbindet es mit neuen Entdeckungen, wendet es auf andere Gegenstände an, und so durch wechselseitiges Finden, Versuchen und Anwenden den Kreis seiner Mittel erweiternd, vermehrt er die ihm von der Natur verliehenen Kräfte, dehnt die Gränzen seiner Erkenntniß weiter und weiter aus und erhebt sich aus der Sphäre des sinnlichen Lebens in das Reich der Vernunft. Das Thier aber bleibt stets an der Oberfläche des Sinnlichen haften, und wendet auf dieses seine denkenden Kräfte an; es ist darum nicht fähig, aus seinen Sinnbegriffen Vernunftbegriffe zu erzeugen, oder nicht bloß Empfindungen sondern auch Ideen zu denken. Vermöchte es dieses, so besäße es auch eine Sprache und könnte, wenn seine übrigen Organe es ihm erlaubten, alle dieselben Handlungen verrichten, welche der Mensch ausübt.

Der Mensch allein besitzt in seiner vollkommneren Denkkraft die Mittel aus dem Einzelnen sich zum Allgemeinen zu erheben, aus dem Allgemeinen wieder zum Einzelnen herabzusteigen, seinen Verstand zur Vernunft und seine Empfindungsausdrücke, die er mit den Thieren gemein hat, zu einer ihnen versagten Vernunftsprache zu veredeln. Die Elster und der Papagei hören dieselben Worte, die das Kind hört; auch ist ihr Kehlkopf wenig von dem des Menschen verschieden, so daß jene Vögel und das Kind den gegliederten Ton des Wortes ganz gleich auszusprechen vermögen, allein in jenen ist das gehörte und wiedergegebene Wort nur ein Ton, ein mechanischer Wiederhall, der für sie keine Bedeutung besitzt; das Kind jedoch, wenn es auch anfangs gleich dem Vogel

mechanisch aufgenommene Worte mechanisch nachlallt, lernt sowie nur seine Denkkraft vermöge der übrigen sinnlichen Eindrücke eine größere Entwickelung erlangt, mit dem ausgesprochenen Worte einen bestimmten Begriff, einen Gedanken verknüpfen. — Was daher nur im Thiere angedeutet, in kaum höherer Entwickelung fähiger Anlage vorhanden ist, im Menschen ist es vollkommen ausgebildet und eben weil bei ihm die innigste Harmonie der Sinnenthätigkeit, bei dem Thiere aber nur, je nach der Ordnung seines Lebenskreises, die vorwaltende Herrschaft eines oder mehrer Sinne stattfindet und weil die alle Eindrücke der Sinne empfangende Denkkraft in ihm eine vollständiger entwickelte ist, müssen nothwendiger Weise im Menschen die Sinne, die auch ihm allein das nöthige Material zum Aufbau seiner Seele darreichen, so ganz andere Resultate hervorbringen als die Sinne des Thieres. In dem Thiere wirken die Sinne vereinzelt, sie correspondiren nicht mit einander, in dem Menschen aber spielen sie, die einzeln sowohl an Kraft wie an Schärfe und Feinheit von denen des Thieres weit übertroffen werden, freundlich zusammen, ergänzen sich hülfreich und gewinnen dadurch ihre größere Sicherheit, ihren tieferen Reichthum; zu eben der Zeit, da er hört, sieht er auch, und zu derselben Zeit, da er sieht, fühlt er auch und ohne daß er sich dessen deutlich bewußt wird, strömen durch alle Mündungen und Kanäle seines vielartig zusammengesetzten Körpers Eindrücke der Außenwelt in ihn ein, die, wenn sie auch nur dunkle Empfindungen bleiben, dennoch leise und unvermerkt zur Erweckung, zur Nahrung und Förderung seiner mannigfaltigen Geisteskräfte sehr viel beitragen.

Aber wie viel reicher auch nun die Organisation des Men-

ſchen ſein mag, er würde ſich dennoch nie aus dem thierähnlichen Zuſtande emporgerichtet haben, wenn nicht eben die Natur mit einem ſtachelnden Sporne ihn angetrieben hätte und zwar dem des Bedürfniſſes. Der Menſch findet am seltenſten und fand am wenigſten auf der erſten unterſten Stufe ſeiner Entwickelung die Beweggründe, die ihn zur Thätigkeit hinlenken, in ſich ſelbſt; die Anregung mußte von Außen auf ihn eindringen. Die Natur bedachte dieſes in ihrer Weisheit und darum, weil ſie die allſeitige Entfaltung des geiſtigen Lebens als den Beruf der Menſchheit feſtgeſetzt hatte, wählte ſie als Mittel, dieſes Ziel zu erreichen, die Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe. Und dadurch daß ſie dieſer Befriedigung unzählige Hinderniſſe entgegen ſtellte, daß ſie dieſelben vermehrte und verfeinerte mit der wachſenden Bildung, daß ſie dieſelben als ewige fordernde Begleiter auf der Bahn des Lebens uns beigeſellte, ſicherte ſie die Erreichung ihrer Zwecke. Die unabweisbare, mit allem Nachdrucke des phyſiſchen Schmerzes hervortretende Nothwendigkeit des Bedürfniſſes, die Sorge für die ungeſtörte Fortdauer unſerer körperlichen Exiſtenz iſt daher der erſte Hebel, der Grundſtein aller menſchlichen Thätigkeit, die ewig fortwirkende Triebfeder des ſtrebenden Lebens.

Man darf dieſes nicht überſehen, denn nur von dieſem Geſichtspunkte aus vermögen wir den göttlichen Plan, nach dem die menſchliche Entwickelung ſich aufbaut, richtig zu erfaſſen, vermögen wir die Bedeutung des menſchlichen Lebens zu würdigen. Dieſes Bedürfniß oder dieſes Streben zum Wohlſein, das in der ganzen Natur ſich regt, im Menſchen allein ſchreitet es über die Sphäre des phyſiſchen Lebens hinaus und geſtaltet ſich auch darum in ihm allein zu einem un-

endlichen Thätigkeitstriebe. Der erſte durch dieſes Bedürfniß geſtellte und erreichte Zweck erzeugt in ihm wiederum einen neuen und dieſer wieder einen anderen; jeder führt weiter und weiter zu Zielen ſtets höherer Art, von einer Gränze zu ferner und ferner rückenden Gränzen. Bis in's Unermeßliche dehnt ſich die Verkettung dieſer Zwecke aus, denn unendliche Bildſamkeit iſt unſer Character, unaufhörlich fortſchreitende Ausbildung der Geſammtheit unſerer Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen, ein Schwingen in's Unendliche unſere Aufgabe. Und wenn auch der Einzelne bald ſein Ziel erreicht zu haben glaubt, der Nachfolger bleibt nie aus, der das unvollendete Gewebe wieder aufnimmt, es weiter führt, und dann wieder in die Hand eines Anderen legt. Die ganze Menſchheit hat eine Aufgabe erhalten, die Löſung des Einzelnen bleibt darum nur ein Glied einer unabſehbaren Kette. Der einzelne Menſch, die einzelnen Völker ſind die Tropfen, die Wellen, von denen eine nach der anderen aus dem Meere erſteht, wächſt, ſteigt und gegen das Ufer hinſtrömt, aber kaum iſt ſie zerſchellt, ſo folgt auch ſchon eine andere, größere, mächtigere und fort und fort immer eine andere, man wartet vergebens das Ende der ſteigenden Fluth ab.

Alle Wiſſenſchaften, alle Künſte, alle ſelbſt die einfachſten Beſchäftigungen des Lebens, durch die der Menſch auszubilden ſtrebt, was die Natur darreicht und zu ergänzen, was ihr mangelt, ſie ſind ein Unendliches, ihr Ziel leuchtet ſtets den Augen entgegen und lockt, aber es wird nimmer erreicht, es iſt ein Stern der Luft, je näher wir ihm zu kommen glauben, deſto mehr weicht er zurück, je höher wir ſteigen, deſto unermeßlicher wird der Abſtand, der uns von ihm trennt. —

Die Menſchheit gleicht darum einem Strom, gegen den

die Natur fort und fort Dämme aufwirft; er ſchwillt und ſchwillt höher, bis er ſie durchbricht, aber ſchon ein anderer ſteht vor ihm, auch ihn durchbricht er; er ſoll jedoch ewig jung bleiben, ſoll nicht im dem Sande der Ebene träg ſich verlaufen. Darum wird die Natur nicht müde mit ihm zu ringen; je mächtiger er anwächſt, deſto höher ſteckt ſie ihm das Ziel, je kräftiger er dahinrauſcht, deſto gewaltigere Berge dämmt ſie ihm entgegen. Und immer und ewig erneuert ſie dieſen Kampf, wie hoch auch ſchon die Menſchheit geſtiegen iſt, der einzelne Menſch findet ſich wieder an ihrem Anfang. Er muß die ganze unüberſehbare Laufbahn, die jene in der Flucht von Jahrtauſenden durchwandelt, wieder zurücklegen; auch er ſoll nur beſitzen, was er ſich ſelbſt errungen, auch er ſoll nur können und verſtehen, was er ſelbſt verſucht und erprobt hat. Aber weil er nur ein Einzelner iſt, ſo erbarmt ſich die Natur ſeiner Schwäche, ſie hilft ihm, ſie fördert ihn raſcher zum Ziele, damit er es bald erreiche, und ſelbſtſtändig, mit dem Geiſte der vergangenen Vorzeiten ausgerüſtet, weiter an der Aufgabe der Menſchheit fortbauend in die Zukunft hineinſtrebe.

Durch Hunger und Durſt lehrte die Natur die erſten, einzeln zerſtreuten Menſchen das Bedürfniß kennen, und durch den ſchmerzhaften Drang dieſer Gefühle trieb ſie ſie an, das zu ſuchen, was ſie zu befriedigen und zu ſtillen vermochte. Nackt und von jeder wärmenden und ſchützenden Hülle entblößt hatte ſie ſie in die unendlichen Räume ihres Reiches hingeſtellt, allen rauhen Angriffen der Witterung preisgegeben, allen Gefahren, die ihnen von reißenden Thieren drohten, ausgeſetzt; ſie ſollten ſich ſelbſt Schutz gegen alle dieſe Unfälle verſchaffen. Aber nur ſchwer gelang es ihnen, ihre

Kräfte waren zu ohnmächtig gegen die gewaltigen Mächte, die ihnen entgegenſtanden, nur allmählig, nur durch Zufall gewannen ſie die Mittel, ihr wehrloſes Leben zu ſichern. Es erſtarkte jedoch auch ihre Kraft in dieſer Entzweiung mit der Natur, in dem täglichen Kampfe für ihr Leben entwickelten ſich ihre Fähigkeiten, ihr Körper wurde geſtählt, ihr Verſtand geweckt, ſie wurden zum Nachdenken geleitet und dieſes lehrte ſie, ſich das, was die Natur ihnen verſagt hatte, künſtlich zu verſchaffen, ſich ſelbſt Werkzeuge und Waffen zu bereiten, welche die Kraft ihrer Glieder erhöhten. Wie man aber noch jetzt von den Wilden erzählt, daß ſie nur für den Augenblick leben, daß ſie, wenn ſie die Früchte eines hohen Baumes genießen wollen, denſelben mit ihrer Streitaxt fällen, ohne daran zu denken, daß ſie nun von dieſem Baume keine Früchte mehr gewinnen und genießen können, ſo verzehrten ſie auch nur, was ihnen die Natur unmittelbar darbot, ſie dachten noch an keine Zukunft. Doch bitter mußten ſie dafür büßen, die Gaben der Natur reichten nicht mehr hin, ſie zu nähren, ſie litten Mangel, ſie mußten mit verdoppelter Thätigkeit ſich die nöthigen Lebensmittel zu verſchaffen ſtreben. Sie ahmten jetzt dem Beiſpiele der Thiere nach, von denen ſie geſehen, daß das Stärkere das Schwächere zu ſeinem Nutzen verwandte; ſie ſuchten ſich durch Liſt oder Gewalt ihrer zu bemächtigen, tödteten ſie, nährten ſich von ihrem Fleiſche, kleideten ſich in ihre Häute. Sie wurden Jäger; im Kampfe mit den wilden Thieren des Waldes wuchs ihre Kraft, ihr Muth ward erhöht, ihr Scharfſinn geſteigert; aber alle edleren menſchlichen Triebe blieben noch ungeweckt; ſie waren nur noch wenig von dem Raubthiere, das ſie jagten, verſchieden; ſie waren ſo wild wie dieſes und eben ſo unge-

ſellig. Immer aber blieb doch noch ſo dem Zufall ihre Nahrung überlaſſen; es gelang ihnen oft nicht, die erforderliche Beute zu finden, oder die Thiere entzogen ſich ihrer Liſt, leiſteten ihnen ſiegreichen Widerſtand im Kampfe, ſie mußten darauf bedacht ſein, ſich für die Zukunft völlig ſicher zu ſtellen, mußten ſich Eigenthum und Beſitz erwerben, deſſen ſie für alle Zeiten gewiß waren. Sie verfielen darauf ſich eine Heerde zu verſchaffen; ſie verſammelten die zahmeren Thiere, die ſchon von einem Inſtincte getrieben ſich ihnen näher anſchloſſen, um ſich, um von ihrem Ertrage zu leben, durch beſtändige Sorge und Hütung ſie an ſich zu gewöhnen und ſie für die Zukunft brauchbar zu machen. Sie wurden Hirten. Ihre Nahrung war nun nicht mehr den launenhaften Wechſeln des ungewiſſen Zufalls preisgegeben, ſie beſaßen jetzt ein Eigenthum, deſſen Ertrag ihnen den reichlichſten Ueberfluß ſicherte; ſie konnten in ſorgloſer Sicherheit überall hin mit ihren Heerden umherziehen; war eine Weide abgeweidet, ſo brauchten ſie dieſe nur mit einer anderen zu vertauſchen; die ganze Erde ſtand ihnen offen, in die Länge und die Breite konnten ſie ſie durchwandern. Und dieſes Gefühl der geſicherten Lage, das ſie jetzt erfüllte, der ruhige und friedliche Genuß trug viel zur Veredelung ihres Characters bei; die beſtändige Sorge und Pflege für ihre Heerde machte ſie theilnehmend und wohlwollend; ſie konnten eine weit größere Auswahl und Sorgfalt in der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe anwenden, als die Jäger; ihre Nahrung war mannigfaltiger, ihre Kleidung zweckmäßiger und vollſtändiger, ja ſie bauten ſich ſchon, indem ſie Felle an den Bäumen befeſtigten und über ſich ausſpannten, eine bewegliche Wohnung, die ſie, ſowie ſie den Platz verließen, wieder

zusammenschlagen und an einem anderen Orte wieder aufrichten konnten. Aber wie sich die Rohheit ihrer Sitten milderte, wie ihr Character sanfter ward, erwachte auch ein neuer Trieb in ihnen, der der Geselligkeit; es entstand das Familienleben, der Anfang und die Grundlage aller gesellschaftlichen Zustände. Sobald auch nur zwei Menschen zusammenlebten, mußte der traumhafte Zustand dumpfer Verschlossenheit aufhören, sie mußten das Bedürfniß empfinden, das, was sie fühlten, was auf sie einwirkte, einander mitzutheilen. Sie mußten ihre Freude, ihren Schmerz einer in des Anderen Busen ausschütten, einer bedurfte der Dienste des Anderen, mußte ihm also seine Gedanken eröffnen, seine Absicht bekannt machen, ihn um Unterstützung und Förderung derselben bitten; der Verstand mußte sich also anstrengen, die Mittel zur Befriedigung des mittheilungsbedürftigen Dranges, die Ausdrücke zur Bezeichnung der Gedanken und Gefühle zu suchen, mit einem Worte die Sprache zu erfinden. Freilich war diese Sprache anfangs nur ein dumpfer Widerhall ihrer Empfindungen, arm und unbestimmt, vielleicht Jahrhunderte hindurch nur die einfachsten Begriffe, die ersten Lebensbedürfnisse, die beschränktesten Gefühle bezeichnend, aber sie trug in sich selbst den Keim ihrer Vollendung; rastlos wie die Menschheit strömte auch sie in immer breiterem Bette fort.

Es ist ja nur ein ahnender Versuch, wenn wir hier in die erste Dämmerung des erwachenden menschlichen Lebens und Geistes hinabzusteigen und sein gewiß viele, viele Menschenalter hindurch fortdauerndes Ringen, sich aus dem Zustande der Thierheit emporzuraffen uns vorzustellen streben; aber wir vermögen uns doch ein wenigstens der Wahrheit

ſich näherndes Bild dieſes Proceſſes durch die ſorgſame Beobachtung des ſich entwickelnden Kindes zu erwerben, das in ſich wieder die ganze Menſchheit zurückſpiegelt. Der Unterſchied iſt nur der, daß der Weg der Menſchheit ein langer und mit den Dornen unendlicher Beſchwerden angefüllter war, während der des Kindes, das ſchon in den Vorrathskammern des geſelligen Vereins alle Schätze der Cultur, zu deren Erwerbe Jahrtauſende nöthig waren, aufgeſpeichert findet, kurz, leicht und gebahnt iſt.

Wie aber das Kind nur durch empfangene Eindrücke zu deren Nachahmung und dadurch zur Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte angeregt wird, ſo war es auch bei den erſten Menſchen der Fall. Denn wie jenes alle Gegenſtände, für die ihm noch der Name unbekannt iſt, nach dem Eindrucke zu bezeichnen ſtrebt, den ſie auf den Gehörsſinn machen, ſo merkten auch ſie, wenn ſie einen ſichtbaren Gegenſtand geſehen, und zugleich den von ihm herrührenden Schall gehört hatten, daß durch Wiederholung des Schalles das Bild des geſehenen Gegenſtandes wieder in ihre Seele zurücktrat; wenn ſie daher die Vorſtellung von jenem geſehenen Gegenſtande wieder bei anderen erwecken wollten, ſo ahmten ſie mit ihrer Stimme jenen Schall nach. Und dieſe Töne, ſie ſchallten ihnen aus allen Räumen und Reichen der Natur entgegen, das Brüllen und das mannigfaltige Geſchrei der Thiere, der Geſang der Vögel, das Murmeln und Rauſchen der Gewäſſer, das Brauſen der ſtürmiſch-bewegten Luft, der Donner, das Krachen der vom Blitze zerſchmetterten Bäume, alle dieſe Eindrücke ſtrömten auf ſie ein, reizten ſie zur Nachahmung, gaben ihnen die Baumaterialien zum erſten Anfange einer Sprache.

Und wie roh auch noch dieſe erſten Elemente waren, mit ihnen war die Bahn der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit geöffnet, durch ſie begannen die göttlichen Gedanken der Menſchheit zu keimen, erwachten alle bisher ruhenden geiſtigen Triebe, Kräfte und Fähigkeiten, durch ſie ward aus dem urſprünglich thieriſch-rohen Wilden ein hochgebildeter, geiſtreicher Denker. Alle Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Sitten und Verfaſſungen, alle die Wunder der Cultur, die Blüthen der Kunſt, die Schöpfungen der Vernunft ihr als der ſchaffenden Mutter verdanken ſie ihren Urſprung; aus ihr ſind ſie entſprungen, durch ſie weiter und weiter der Vollendung entgegengeführt; die ganze Geſchichte der Menſchheit überhaupt iſt ihr Werk, ohne ſie wäre der Menſch ewig auf der rohen, thierartigen Stufe ſtehen geblieben, er wäre das erſte Thier, aber kein denkender, ſinnender Menſch, nicht ein die Gottheit begreifendes vernünftiges Weſen.

Und welche Mannigfaltigkeit der Beziehungen drängte ſich nicht ſchon durch ſie in den engen Gränzen einer Hirtenfamilie hervor, wie ſteigerte ſich nicht die verſchiedene Geſtaltung dieſes ſo einfachen Lebens, welche bunte Fülle von Gedanken regte ſich in der kurz zuvor noch verſchloſſenen, leeren Bruſt jener Menſchen! Neue Kenntniſſe und Erfahrungen bildeten ſich, die Gedanken durch gegenſeitige Mittheilung vervielfältigt dehnten ihre Herrſchaft weiter und weiter aus; ganz ungewohnte Begriffe, nie empfundene Gefühle die der Liebe, der Hingebung, des Vertrauens zogen in die Herzen, erſt roh, ſchwach und nur leiſe ſich andeutend, aber wachſend an Beſtimmtheit und Stärke, endlich veredelt zu der dunklen Ahnung einer moraliſchen Pflicht.

Als aber die Familien ſich ausdehnten, die Anzahl ihrer

Glieder ſich ſteigerte, der Gebrauch der Triften und Weiden beſchränkter ward, als die Menge der vereinigten Menſchen nicht mehr hinreichende Nahrung an einem Platze fand, ſo wie die Bibel von Abraham und Lot erzählt, „daß das Land es nicht mehr ertragen mochte, daß ſie beieinander wohnten, da ihre Habe zu groß war und ſie nicht mehr beieinander wohnen konnten," mußte wieder eine Veränderung der Lebensweiſe eintreten. Die bisher vereinigten Glieder mußten ſich trennen, ein Theil zog weiter, der andere wählte ſich einen feſten Wohnſitz und bearbeitete das Land, das ſeine Hütte umgab; ſo entſtand der Ackerbau.

Weit mühevoller ward jetzt das Leben der Menſchen; während ſie früher nur zur Stillung der erſten phyſiſchen, leicht befriedigten Bedürfniſſe ihre behagliche Ruhe zu unterbrechen brauchten, während ſie ſpäter in fröhlichem Müßiggang ihre Heerden für ſich ſelber ſorgen laſſen konnten, ſie nur auf fruchtbare Triften zu führen brauchten, um mit dem reichſten Ueberfluſſe belohnt zu werden, waren ſie jetzt an den Boden, den ſie bebauten, gefeſſelt, der Zuſtand ungebundener, ungeſtörter Freiheit hörte auf. Sie konnten nicht mehr auf die freiwillig dargereichten Gaben der Natur rechnen, ſie mußten der Natur ſelbſt ihren Arm leihen, mußten Mühe und Sorgfalt auf die Pflege der Gewächſe, die ſie dem Boden abgewinnen wollten, verwenden, mußten durch allerlei Künſte dem Wachsthume derſelben fördernd zu Hülfe kommen; vielfältige Zurüſtungen waren nöthig, neue Werkzeuge mußten erfunden werden. Sie mußten ſich den wechſelnden Jahreszeiten unterwerfen, nach ihnen die Art ihrer Thätigkeit regeln, mußten das bebaute Land hüten und ſchützen, daß nicht die Frucht ihres Fleißes durch eindringende

wilde Thiere geraubt, daß ſie nicht durch die Ungunſt der Witterung vernichtet ward. Aber alle dieſe nun auferlegten Anſtrengungen dienten auch dazu, ihren Thätigkeitstrieb anzuſpornen, ihren Verſtand zu ſchärfen und zu erweitern; durch das feſte Eigenthum, den bleibenden Wohnſitz, die geſicherte Heimath erhob ihre Cultur ſich wieder um eine Stufe höher; ja, man darf ſagen, durch den Ackerbau ward die Barbarei der Menſchheit beendet. Und wenn dieſer neue Beruf auch einen anhaltenderen Fleiß forderte, ſo lohnte er doch auch wieder dieſen weit reichlicher noch als die Viehzucht; er gewährte größere, mannigfaltigere Ausbeute, die Vorräthe wurden hinreichend, einer zahlreicheren Menge das Leben zu friſten; es konnten darum viele Menſchen auf kleinem Raume beieinander wohnen. Die menſchlichen Beziehungen wurden inniger, vielfältiger, in ihrer Beſchäftigung und Lebensweiſe trat eine dem Wechſel der Jahreszeiten entſprechende größere Mannigfaltigkeit hervor, und die Genüſſe des Lebens ſtrömten ihnen darum auch in einer reicheren, bunteren Fülle zu. Und je mehr die Familienkreiſe ſich erweiterten, je mannigfaltiger die Verhältniſſe wurden, die ihre einzelnen Glieder mit einander verbanden, je verſchiedenere Formen dieſelben annahmen, deſto raſcher wuchſen die Kräfte; der Umlauf der Gedanken ward lebendiger, die Sprache reicher, die Kenntniſſe vermehrten ſich, die Erfahrungen und Entdeckungen des Einen wurden die anregenden Keime neuer Fortſchritte für den Anderen, und durch den im geſellſchaftlichen Beiſammenleben verſtärkten Trieb der Nachahmung wurde die Wirkſamkeit des Einzelnen die fruchtbare Wurzel der Veredelung Aller.

Jeder Hausvater war der König ſeiner Familie, ihm ward unbedingt Gehorſam geleiſtet, er leitete die Angelegenheiten

Aller, und vertrat die Familie gegenüber den übrigen Familien. Er hielt die gemeinſchaftliche Thätigkeit, die gewiß ſchon in dieſem kleinen Kreiſe mit den Stacheln des Wetteifers ſich rüſtete, in den Schranken der Ordnung, zügelte die hervortretenden Leidenſchaften, und lenkte und beförderte die entgegengeſetzten Neigungen zum höheren Wohle des Ganzen. Dieſe Stellung des Familienhauptes, das moraliſche Anſehen, welches er durch ſeine höhere Einſicht und den größeren Umfang ſeiner Erfahrung, die Frucht eines langen Lebens, genoß, die ehrerbietige Ehrfurcht, die ihm von allen Familiengliedern erwieſen ward, die Liebe, die alle ihm zollten, der Gehorſam, den ſie ihm ſchuldeten, legte den erſten Grund einer tieferen ſittlichen Ordnung, die jetzt noch ſchwache Wurzel alles ſtaatlich-ſittlichen Daſeins.

Die Familien ſchwollen aber allmählig ſtärker an, ſie wurden zu groß, als daß ſie von dem Ringe eines einzigen häuslichen Kreiſes zuſammengehalten werden konnten, ſie mußten ſich theilen, einzelne Glieder von ſich abſondern, die den Grund einer neuen Familie legten. Als nun die Zahl dieſer verwandten Familien ſich mehrte, als die natürlichen Bande die ſie bisher aneinandergeſchloſſen, mit ihrer Erweiterung ſich lockerten, es aber doch nöthig war, eine gemeinſame Verbindung unter ihnen zu erhalten, trat wahrſcheinlich auf dem Wege der Wahl, die ihn entweder wegen ſeiner Weisheit und Erfahrung, oder um ſeines größeren Reichthumes und höheren Anſehens willen begünſtigte, an die Spitze der Geſammtheit ein Stammhäuptling, der die allen Familien gemeinſamen Angelegenheiten leitete. Er entſchied die Streitigkeiten, welche ſich unter den einzelnen Angehörigen des Stammes erhoben, leitete die Berathungen der Familien-

häupter, sorgte für die innere Ordnung und die Sicherheit nach Außen und übernahm die Anführung der streitbaren Mannschaft, wenn Zwistigkeiten mit anderen benachbarten Stämmen einen Krieg hervorriefen. — So lange nun die Gesellschaft noch klein und der Boden schwach bevölkert war, waren auch die Beschäftigungen nur sehr einfach; wie aber mit der Zeit die Bevölkerung zahlreicher und dichter, das gesellschaftige Verhältniß mannigfaltiger ward, mußte auch in ihnen eine verschiedene Gestaltung hervortreten. Die Einzelnen erzeugten mehr als sie brauchten, sie begnügten sich nicht mehr mit den der Natur abgewonnenen Erzeugnissen des Bodens, begehrten noch andere, feinere Genüsse. Selbst aber vermochten sie sich dieselben nicht herbeizuschaffen, sie mußten für deren Bereitung andere sorgen lassen; so entstand die Theilung der Arbeit, die eine Menge neuer Beschäftigungen und Handwerke ins Leben rief. Der Ackerbauer und Hirte überließen dem Handwerker von ihren Vorräthen, dieser gab ihnen einen Theil derselben wieder, nachdem er sie mannigfaltig umgestaltet, sie zweckmäßiger angewandt und verarbeitet hatte; er verschaffte ihnen künstliche Werkzeuge und Geräthe, verfertigte ihnen zierliche Kleider, baute ihnen bequeme Häuser. Mit dieser Arbeitstheilung verband sich also zugleich der Tausch, indem die Einzelnen ihren gegenseitigen Ueberfluß sich mittheilten, ihre besonderen Mängel sich ergänzten, und der allmählig sich zum Handel erweiterte, der Grundlage aller höheren Vollkommenheit der Gesellschaft. Er erzeugte zahllose neue Bedürfnisse, drängte die Menschen zu ihrer Befriedigung in dichtere Haufen zusammen, brachte sie in die vielseitigste Berührung, spornte ihren Eifer an, erweckte einen lebhafteren Wettstreit der Thätigkeiten, veran-

laßte neue Entdeckungen und Erfindungen, erregte und verbreitete höhere Ideen und Kenntniſſe, entfaltete und bildete alle Kräfte des Geiſtes und Körpers.

Je mehr aber die Art des Lebens, der Beſchäftigung, des Eigenthumes, der äußeren Stellung ſich vervielfältigte, deſto mehr hörte auch die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen auf und regten ſich die erſten Elemente organiſcher Gliederung in der Geſellſchaft. Der eine war vom Glücke mehr begünſtigt als die Anderen; beſaß mehr Kräfte, mehr Geſchicklichkeit, mehr Fleiß; er vermochte ſich ein größeres Beſitzthum zu erwerben, gewann durch dieſes ein höheres Anſehen, ward den Anderen überlegen, machte ſie von ſich abhängig. Weil er reicher war, ſo war er mit der einfacheren Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe nicht zufrieden, ihn verlangte nach beſſeren Genüſſen, er wollte nicht mehr von der Sorge für die Nothdurft des Lebens beläſtigt werden, wollte ſich in ungeſtörter Ruhe ſeines Daſeins und ſeines Beſitzes erfreuen. Er ſah ſich darum nach den Armen um, nahm ſie für die Beſchäftigungen, denen er ſich ſonſt ſelbſt hätte unterziehen müſſen, in ſeine Dienſte, und verwandte, indem er ihre Bedürfniſſe ſtillte, ihnen Nahrung reichte, ſie kleidete, ihnen Schutz und Wohnung gewährte, ihre Kräfte zur Förderung ſeines Nutzens. So ward aus dem Reichen der Herr, aus den Armen die dienſtbaren Knechte. Seine vergrößerte Macht, ſein höherer Wohlſtand, ſein geſteigertes Anſehen, ſein weitergreifender Einfluß konnten den übrigen Familien nicht entgehen; ſie richteten auf ihn ihre Blicke und wenn vielleicht durch den Tod des Stammhauptes deſſen Würde erledigt ward, wählten ſie ihn, übergaben ihm die Führung ihrer Angelegenheiten. Aber ſein durch dieſen Erfolg geſchmeichelter Ehrgeiz

ward noch nicht durch ihn geſättigt, er ſtrebte nach Höherem; über die ſtreitbare Mannſchaft eines Stammes gebietend überfiel er einen ſchwächeren Stamm, unterjochte ihn, verleibte ihn dem Seinigen ein, unterwarf noch mehre, dehnte die Gränzen ſeiner Herrſchaft weiter und weiter aus, bis der Beſitz eines großen Reiches ſeiner Herrſchſucht genügte. So ward aus dem Herrn der Herrſcher oder König, und ſo ging aus dem einzelnen Stamme und ſeiner Verbindung mit anderen der Staat hervor. In ihm hatte die Menſchheit den allmächtigen Hebel aller möglichen Bildung gewonnen, nur in ihm und ſeinen unendlich mannigfaltigen Beziehungen vermochte der Geiſt ſich zum Höheren emporzuſchwingen, in die Reiche des Gedankens, in die Hallen der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Blüthen des menſchlichen Lebens, einzutreten. Neues friſches Leben durchſtrömte jetzt die Adern der einzelnen Glieder; nicht bloß auf ihre eigenen engen Kreiſe beſchränkt bildeten ſie ein gemeinſames größeres Ganzes, ihre Intereſſen vervielfältigten ſich, unter wechſelſeitiger Annäherung und Mittheilung bisher getrennter oder ſich feindlich einander gegenüber ſtehender Stämme, die das Schwert miteinander vereinte und die ſich jetzt verſöhnt die Hände zu gegenſeitiger Förderung reichten, veredelten ſich die Sitten, erhöhte ſich die Kraft und Geſchicklichkeit, bildeten ſich alle Zweige des Lebens, zerſtreuten ſich die Nebel geiſtiger Rohheit. Aus Hütten wurden jetzt Häuſer, aus zerſtreuten Dörfern große Städte. Der Handel erweiterte ſich, er dehnte ſich nach ferneren Gegenden aus, nach anderen Staaten trieb er ſeine wachſenden Wurzeln, verband Land mit Land, Volk mit Volk und baute auf der Grundlage, welche der Ackerbau gelegt hatte, das herrlichſte Gebäude allſeitiger menſchlicher

Bildung auf, denn nicht nur ſchüttete er über alle Völker die Früchte und Güter der verſchiedenſten Zonen aus, im Austauſche der ſichtbaren Güter war er das fördernſte Element ſteigender Volksbildung.

So ungefähr denke ich mir die erſten Schritte, mit denen die Menſchheit die Bahn des Berufes betrat, dem ſie beſtimmt iſt; ſie wandelt noch auf dieſer Bahn, die Erfüllung ihrer Aufgabe iſt immer noch in ſtetigem Fortſchritte begriffen. Wie im Kreislaufe ihrer Ausbildung vielleicht Jahrtauſende dazu erforderlich waren, ſie nur aus dem Zuſtande thieriſcher Rohheit zu den erſten Anfängen geiſtiger und ſittlicher Bildung zu führen, ſo werden auch gewiß noch zahlreiche Reihen von Jahrtauſenden verlaufen müſſen, bis der menſchliche Geiſt in ſeiner vollen göttlichen Entfaltung hervorſtrahlt, bis der Weltgeiſt ihm ein Halt zuruft und andere Bildungen, andere Erſcheinungen und Offenbarungen aus ſeiner unendlichen Weſensfülle hervorruft, um einen neuen Kreislauf höherer Entwickelung zu durchlaufen.

Menſchen daher d. h. einzelne Individuen zählen in dieſem Unendlichen der Menſchheit nur gleich Atomen, gleich Sonnenſtäubchen, Völker gleichen den Strahlen, wie viele Strahlen aber vermögen erſt die Sonne zu bilden? Ein ewiger Wechſel von Emporſteigen und Sinken, von Werden und Aufhören, von Leben und Tod muß darum auch in der Geſchichte der Menſchen wie in der ganzen Natur herrſchen: der einzelne Menſch gleicht dem Winde, der dahin fährt und nicht wieder kommt, er verſchwindet wie ein Tropfen in dem Ocean ſeines Volkes. Aber auch dieſes iſt ein organiſches Ganzes, das nur einen beſtimmten Lebenslauf hat; eben ſo wie der einzelne Menſch hat es ſein keimendes Entſtehen, ſeine ſchwache

Kindheit, seine blühende Jugend, sein kräftiges Mannesalter, aber dann, hat es den Gipfelpunkt seiner Kraft erreicht, scheint es so stark, um eine ewige Dauer zu versprechen, dann gerade steigt es wieder bergab, sinkt es, fällt es ins Greisenalter, wird ohnmächtig, stumpf und schwach, thut seine letzten Athemzüge und ist verschwunden aus dem Reiche des Daseins; es bleibt nichts von ihm, als was es aus sich gemacht, was es entwickelt, was es im Reiche des Geistes geschaffen hat. An seiner Statt betritt ein anderes Volk in blühender Kraft, mit jugendlichfrischem Muth die Bühne der Welt, mit einem höheren Beruf für das Gesammtleben der Menschheit, um eine neue Frucht am Baume ihres Geistes hervorzubringen; ist aber diese Frucht gereift, dann stirbt der sie erzeugende Zweig wieder ab, er entgeht nicht dem nagenden Zahne der Zeit. Eins aber bleibt ewig und unvergänglich in diesem rastlosen Wechsel; es ist die allmächtige Gottheit, ewig bleibt sie die beharrende Grundlage alles Entstehens und alles Vergehens; ewig nach unwandelbaren Gesetzen leitet sie die Welten in ihrer Bahn, lenkt sie die Schicksale der Völker, regelt sie die Bestimmung der Menschen.

Jetzt aber, da wir die Bedeutung des einzelnen Menschen erfaßt haben, da wir wissen, welchen Rang er in den Ordnungen der Natur einnimmt, jetzt können wir auch erkennen, was eigentlich die geheime Kraft ist, die in ihm sich regt, was das ist, was wir Geist zu nennen gewohnt sind. Wir haben gesehen, daß sich ein ewiger Fortschritt in der Geschichte der Menschheit geltend macht, daß Alles, in einem unaufhörlichen Werden begriffen, nach Vervollkommnung strebt, daß Vollendung das Ziel der Menschheit ist, dürfen wir daher wohl annehmen, daß der menschliche Geist stets einer und derselbe

gewesen sei, daß in dem ersten thierartigen Menschen wie in dem auf der höchsten Stufe gegenwärtiger Bildung stehenden in Bezug auf die ihr eigentliches Wesen bedingende Kraft kein Unterschied obgewaltet habe, daß nur die wechselnden Bedingungen der Erscheinungswelt der Art ihres äußeren Seins ein verschiedenes Gepräge aufgedrückt haben? Müssen wir nicht vielmehr behaupten, daß der erstere sich zum letzteren verhielt, wie das hülflose Kind zum starken Mann und daß der Geist, ein ewig Wechselndes, in stetem Fortschritte mit der ganzen Menschheit begriffen ist? Wir dürfen nicht mehr den Geist als eine besondere überirdische Kraft ansehen, die dem Menschen auf mystische Weise bei seiner Geburt eingehaucht wird und die, wenn der Tod das Gewebe seines körperlichen Daseins zerreißt, ihn verläßt, um wieder zu höheren Regionen sich emporzuschwingen. Der Geist ist keine für sich bestehende Wesenheit, er ist ganz eins mit dem Menschen, es ist die Lebenskraft angewandt und entwickelt im Verlaufe des Daseins.

Aber da behauptet Rousseau und gewiß werden ihm viele beistimmen, daß nur, wenn die Seele unkörperlich und unvergänglich sei, wenn sie den Körper zu überleben vermöge, die Vorsehung gerechtfertigt sei. Es sei sehr natürlich, daß uns während unseres leiblichen Daseins, da wir nichts anders als vermittelst unserer Sinne wahrzunehmen vermöchten, auch das, was ihnen nicht unterworfen, was ihnen unzugänglich sei, entgehen müsse. Wenn das Band, das Seele und Leib zusammenhalte, gelöst sei, so müsse sich natürlich der eine Theil auflösen und der andere erhalten bleiben. Warum sollte auch die Zerstörung des einen die Vernichtung des anderen bedingen? Im Gegentheile, da sie verschiedene Natu-

ren wären, ſo wären ſie während der Zeit ihrer Verknüpfung in einem unnatürlich erzwungenen Zuſtande geweſen, jetzt da die Verbindung aufhörte, müßten ſie in ihren natürlichen Zuſtand zurückkehren. Die thätige und nur wahrhaft lebendige Kraft des Geiſtes gewinne wieder alle ihre Energie zurück, die vorher gelähmt worden ſei, weil ſie dieſelbe habe anwenden müſſen, um der todten und trägen Maſſe des Körpers Bewegung und Leben mitzutheilen. Ach, fügt er hinzu, meine Fehler und Laſter ſagen es mir zu deutlich, der Menſch lebt nur halb, ſo lange er athmet, das Leben der Seele beginnt erſt mit dem Tode.

Aber ein Rouſſeau und alle ſeine Sinnesgenoſſen beſitzen für mich auch nicht den Schatten einer Autorität; wer den Grundbegriff der Natur falſch auffaßt, wer ſich nicht zu dem Gedanken einer fortſchreitenden Menſchheit zu erheben vermag, wer die Räder der Geſchichte und Cultur umkehren und ſie auf den Anfang eines reinen Urzuſtandes, der wahrlich nicht ſo reizend war, als manche ſich vorſtellen mögen, zurückdrehen will, wer endlich nur an dem individuellen Weſen des einzelnen Menſchen kleben bleibt, der muß auch die menſchliche Natur überhaupt aus falſchem Geſichtspunkte erfaſſen. Wer aber weiß, daß der einzelne Menſch herausgeriſſen aus dem Strome, der ihn erzeugt und trägt, nichts iſt als ein gedankenloſes Thier, eine leere Tafel, die der Schrift harrt, die in ſie gegraben werden ſoll, wer erkennt, daß der Menſch in jeder Hinſicht das Kind der ihn beſtimmenden Umſtände, der ihn ins Leben rufenden Zeit iſt, und daß er mit ihnen auch wieder verſchwinden muß, dem wird der Geiſt des Menſchen den ganzen Menſchen, wie er leibt und lebt, nicht eine

weſen- und daſeinsloſe Kraft bedeuten, von der er ſich keinen Begriff zu bilden fähig iſt.

Der Geiſt, ſagt man vielleicht, der Geiſt gleicht der Kerze; auch ſie vermag nur zu brennen und zu ſcheinen, wenn Docht und Wachs ihr Nahrung geben, aber darf man darum Docht und Wachs mit ihrem ſcheinenden Lichte identificiren? Ganz gewiß; was iſt es denn, was in der Flamme brennt? ſind es nicht die einzelnen Feuertheile, die in der Kerze enthalten ſind? Iſt es nicht auch ſo mit dem geiſtigen Leben? Allerdings verleiht es dem Ganzen wie die Flamme der Kerze ſeinen beſtimmten Character, aber es wird doch allein von dieſem erhalten und genährt, es erliſcht, ſowie das Oel des Körpers ihm ausgeht. Und bringe man nicht jene trivialen Einreden von der Uebermacht des Geiſtes vor, daß er den Körper beherrſche, ihn zügele, ihn zwinge, ſeine Inſtincte überwinde, ſeine hartnäckigſten Idioſynkraſieen zum Schweigen bringe und daß man daher in ihm, der ſo Großes bewirke, eine freie, geiſtige, vom Körper unabhängige Kraft erblicken müſſe. — *Was iſt dieſes anders als die Herrſchaft des Ganzen über den Theil?* — Gewiß iſt der Geiſt fähig, den Körper zu zwingen, ſeine Begierden zu bändigen, ſeine Schmerzen zu überwinden, aber doch immer geht dieſe Kraft nur bis zu einem beſtimmten Grade, nur ſolange der Theil in dem Ganzen einen geringeren Raum einnimmt. Ein leichter Schmerz wird darum auch leicht ertragen, ein ſtärkerer wird ſchon ſchmerzlich empfunden, und der ſtärkſte überwindet den Geiſt völlig, betäubt ihn, unterdrückt ihn, führt den Tod herbei.

Und wenn man glaubt, daß man den der ganzen Menſchheit eigenen moraliſchen Inſtinct, durch den getrieben ein

jeder Menſch das Gute liebt, wenn er es auch nicht immer ausübt, das Böſe verabſcheut, wenn er es auch nicht immer meidet daß man dieſen moraliſchen Inſtinct nicht zu erklären vermöge, wofern man ſich alle Menſchen nur durch den phyſiſchen Bau, der doch ſo mannigfaltig iſt, in ihrer geiſtigen Thätigkeit beſtimmt denke, ſo bitte ich, ohne daß ich es läugne daß unſere Natur nach dem Guten hinſtrebt, indem ich dieſes vielmehr als den Beweis unſeres göttlichen Urſprunges erkenne, ſo bitte ich zu bedenken, ob denn allein das moraliſche Gefühl des Guten und des Schlechten das Lebenselement unſerer Seele ausmache? Weiß man denn nicht, daß alle unſere moraliſchen Begriffe ſchwankend ſind, daß ſie immer nur den äußeren Umſtänden die Art ihrer Bedeutung entnehmen, und daß, was zu einer Zeit gut genannt, zu einer ſpäteren Zeit böſe geſcholten werden wird? Auch die Begriffe des Böſen und Guten ſind dem Menſchen wie alle übrige Gedanken ſeines Geiſtes nur durch das Leben zu Theil geworden. Ein ſtets abgeſchloſſener, von aller Berührung mit dem Verkehre der Außenwelt abgeſchnittener, mit ihren Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen und Verhältniſſen unbekannter Menſch wird, öffnen wir ihm nun mit einem Male die Pforten des bürgerlichen Lebens, dieſe Begriffe wahrlich nicht mitbringen, er wird nach dem greifen, was ſein Auge reizt, das thun, wozu ſeine Lüſternheit ihn antreibt, ohne daran zu denken, daß es nicht Recht ſei, etwas zu nehmen, was ihm nicht gehört, alles zu thun, was die Regungen und Wünſche ſeines Herzens ihm rathen; er wird die größten Verbrechen begehen, wenn ſeine Triebe ihn dazu auffordern, und wenn ſeine Kräfte ihn dazu befähigen; aber werden wir darum ſagen, er habe ſittlich böſe gehandelt,

sind unfähig, sie nach ihrem wahren Werthe abzuschätzen, müssen sie als ächte Münzen annehmen, in unseren Geist niederlegen und nach ihrer Vorschrift unsere kleinen Lebensverhältnisse regeln. Wenn uns aber in reiferen Jahren bei selbstständig gewordener Denkkraft neue Ideen zuströmen, vergleichen und prüfen wir nach ihnen die alten, verändern diese, wenn unsere Vernunft sie uns als falsch und irrig offenbart, und nehmen nur die an, welche wir für wahr und gut erkennen, obgleich wir sie früher vielleicht, durch eine schlechte und getrübte Darstellung verleitet, verworfen, ja verabscheut hatten.

Und wie könnte man die Verschiedenheit der Menschen erklären, wenn, wie es doch angenommen werden müßte, in allen derselbe Geist wohnt? Es darf hier nicht die verschiedene, die geistige Entwickelung hemmende oder fördernde Anlage des Körpers betont werden, denn dann wäre ja wieder das Göttlich-Lebendige vom Todten oder Thierischen abhängig; ist der Geist einmal allein eine rein göttliche Kraft, wohnt er in allen menschlichen Organismen, so muß er auch in allen dieselbe Wirkung hervorbringen. Wie dürfte man wohl annehmen, daß der Körper, der todte, dienende, nur vom Geiste durchhauchte und bewegte den einen Geist zu verschlechtern, den anderen zu verbessern im Stande wäre? Wie wäre überhaupt auch dann wieder der Mensch zurechnungsfähig für das, was er Gutes oder Böses thut, wenn auch trotz der überlegenen Macht seines Geistes dennoch derselbe von den Einflüssen eines schlechteren-sinnlichen Körpers bedingt zu werden vermöchte? Und wozu noch erst der Durchgang durch das menschliche Leben mit allen seinen Wechseln, S[illegible] Mühen, wenn der Geist schon vorher gut ist, v

werden wir ihn für den Schaden, den er uns zugefügt hat, beſtrafen können?

Es liegen wahrlich keine primitiven Ideen oder Dinge an ſich, wie Gold und Edelſteine in dem Schachte unſeres Geiſtes verborgen, die nur auf die erweckenden Eindrücke der Außenwelt warten, um ins Leben hervorzutreten. Die Ideen, welche man ſo nennt, ſind ſtets durch die Sinne in uns gedrungen, aber weil ſie uns vollſtändig vertraut geworden ſind, weil ſie gleichſam unwillkürlich und uns unbewußt in uns eingefloſſen und mit unſerem ganzen Sein und Denken verwachſen ſind, ſcheinen ſie uns urſprüngliche zu ſein und aller Erfahrung voranzugehen. Sie ſind aber in der That nichts anderes als die Wirkung des Beiſpieles, der Erziehung, der Gewohnheit, überhaupt alſo der Erfahrung. Auch der höchſten Begriffe zum Beiſpiel des der Gottheit ſind wir nur auf dieſem Wege theilhaftig geworden, wäre es anders, ſo müßte es uns doch unerklärlich ſein, wie dieſe von Anfang mit dem Sein unſerer Seele verbundenen Ideen, die doch nothwendig in allen Menſchen eine und dieſelbe Ueberzeugung hervorrufen müßten, bei einem Jeden ein anderes Reſultat hervorbringen, wie ſie ſelbſt im einzelnen Menſchen ſich im Laufe ſeines Lebens anders zu geſtalten, einen völlig entgegengeſetzten Character anzunehmen, wie ſie überhaupt nur der Veränderung, einerlei ob der Verbeſſerung oder Verſchlechterung fähig zu ſein vermögen. Haben wir aber nicht in unſerer Jugend ganz andere Begriffe von menſchlicher Pflicht, von Recht und Unrecht, von Gut und Böſe, ganz andere Vorſtellungen vom Weſen der Gottheit und iſt wohl der Grund dieſer geänderten Denkungsweiſe ein anderer als die geänderte Erkenntniß? In unſerer Jugend werden uns dieſe Begriffe überliefert, wir

ſind unfähig, ſie nach ihrem wahren Werthe abzuſchätzen, müſſen ſie als ächte Münzen annehmen, in unſeren Geiſt niederlegen und nach ihrer Vorſchrift unſere kleinen Lebensverhältniſſe regeln. Wenn uns aber in reiferen Jahren bei ſelbſtſtändig gewordener Denkkraft neue Ideen zuſtrömen, vergleichen und prüfen wir nach ihnen die alten, verändern dieſe, wenn unſere Vernunft ſie uns als falſch und irrig offenbart, und nehmen nur die an, welche wir für wahr und gut erkennen, obgleich wir ſie früher vielleicht, durch eine ſchlechte und getrübte Darſtellung verleitet, verworfen, ja verabſcheut hatten.

Und wie könnte man die Verſchiedenheit der Menſchen erklären, wenn, wie es doch angenommen werden müßte, in allen derſelbe Geiſt wohnt? Es darf hier nicht die verſchiedene, die geiſtige Entwickelung hemmende oder fördernde Anlage des Körpers betont werden, denn dann wäre ja wieder das Göttlich-Lebendige vom Todten oder Thieriſchen abhängig; iſt der Geiſt einmal allein eine rein göttliche Kraft, wohnt er in allen menſchlichen Organismen, ſo muß er auch in allen dieſelbe Wirkung hervorbringen. Wie dürfte man wohl annehmen, daß der Körper, der todte, dienende, nur vom Geiſte durchhauchte und bewegte den einen Geiſt zu verſchlechtern, den anderen zu verbeſſern im Stande wäre? Wie wäre überhaupt auch dann wieder der Menſch zurechnungsfähig für das, was er Gutes oder Böſes thut, wenn auch trotz der überlegenen Macht ſeines Geiſtes dennoch derſelbe von den Einflüſſen eines ſchlechteren-ſinnlichen Körpers bedingt zu werden vermöchte? Und wozu noch erſt der Durchgang durch das menſchliche Leben mit allen ſeinen Wechſeln, Sorgen und Mühen, wenn der Geiſt ſchon vorher gut iſt, wenn nur der

Zweck ſeines Lebens iſt gut zu bleiben, wozu ein ſo hohles Spiel einer läuternden Prüfung für ſchon an ſich gute Weſen, wozu dieſer Kampf der Verſuchung, in dem ungleiche Waffen ausgetheilt werden, durch den die Menſchen wider ihren Willen, wider ihre Macht zu Sündern werden, und aus dem Himmel, in dem ſie früher in ewiger Seligkeit ſchwelgten, in die entſetzliche Hölle grauenvoller, ewiger Verdammniß geſchleudert werden?

Wendet man nun aber ein, es liege eben in Gottes Weltplane, daß die Seelen durch das Leben geprüft werden ſollten, daß nur die, welche auch in ihm ſich gut, rein und unſchuldig bewährt, des ferneren Anſchauens Gottes würdig ſeien, die aber hier der Verführung der Sinnlichkeit nachgegeben, in das Verderben der Sünde ſich verſtrickt hätten, aus Gottes Nähe entfernt und dem Reiche des Böſen anheimfallen müßten, ſo frage ich, wie vermöchten wir hier eine Gerechtigkeit Gottes, die doch eine der Grundſäulen des chriſtlichen Glaubens iſt, zu erkennen, da es ja ſichtbar iſt, daß, wie wir ſchon einerſeits geſehen haben, die beſſere Beſchaffenheit des Körpers, den ſich der Menſch nicht gegeben und nicht ändern kann, auch den vollkommneren Zuſtand des Geiſtes bedingt, andererſeits auch die mannigfaltigen Umſtände der äußeren Verhältniſſe einen ungeheuren Einfluß auf die Entwickelung der Seelenkräfte ausüben, und in die doch auch wiederum der Menſch nicht durch ſich, ſondern durch die Nothwendigkeit des Lebens verſetzt wird. Wir müßten denn überhaupt annehmen, daß einige Seelen ſchon von Anfang an gut, andere von Anfang an böſe waren, andere zwiſchen beiden Principien ſchwankten, denn ſonſt iſt es unerklärlich, wie etwas, das an ſich gut iſt, verſchlechtert zu werden vermag.

Man ſieht, wir drehen uns in einem ewigen Zirkel, ſolange wir einen getrennten Zuſtand des Menſchen in Leib und Seele annehmen. Und iſt es nicht unnatürlich, an eine Kraft zu glauben, von der wir nichts wiſſen, die wir nicht kennen, die uns ein unerklärliches Räthſel immer und ewig bleiben wird, iſt es nicht thöricht, um dieſes Glaubens willen, von dem was offen, klar und deutlich uns vor Augen liegt, die Blicke wegzuwenden?

Iſt es nicht unmöglich, ſich einen materiellen Körper und einen ſpirituellen Geiſt zu denken, die ſich zu einen, aufeinander zu wirken und in ewiger Harmonie beieinander zu beharren vermögen? Iſt es nicht unmöglich, eine Kraft zu denken, die wir mit unſeren Sinnen nicht zu erkennen, mit unſerem Denken nicht zu erfaſſen vermögen, die, ohne materiell zu ſein, doch auf die Materie wirkt, die obwohl flüchtig und ungreifbar doch von dem Körper erfaßt, in ihn gebannt, von ihm bezwungen werden kann? Und entwickelt ſich dieſe Kraft nicht ganz gleichmäßig mit dem Körper, treten nicht auch in ihrem Leben alle die Phaſen der Exiſtenz, die er durchlaufen muß, hervor? Sie iſt jung und wird alt, ſtark und ſchwach, ſie nimmt Theil an den Freuden, an den Leiden des Körpers; ermattet dieſer, ſo erſchlafft auch ſie, wird er hinfällig, ſo ſinkt auch ſie in ohnmächtige Altersſchwäche, ſtirbt er, ſo iſt auch ihr Daſein verſchwunden, dürfen wir ſie darum wohl für etwas anderes als eine Eigenſchaft ſeines Daſeins, als den Kernpunkt ſeiner Kräfte halten?

Und wenn wir nun den Menſchen ſich entwickeln, wenn wir neue Ideen, neue Kräfte in ihm zum Vorſchein kommen ſehen, wenn aus dem thierartigen Kinde ein vernünftig denkender Mann wird, ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß

alle dieſe Kräfte ſich von ſelbſt in dem Menſchen entfaltet haben? Nein, ſie ſind von Außen in ihn gedrungen, haben ſich in dem Medium ſeiner Denkorgane niedergelaſſen, und in ihm ſich umgeſtaltend, verbindend, läuternd und bildend ſind ſie neu ins Leben hervorgetreten. Iſt es alſo nicht das äußere Leben, das den Menſchen wirklich zum geiſtigen Weſen macht, das ihn gut oder ſchlecht geſtaltet, je nachdem die Umſtände beſchaffen waren, die ſein Heranwachſen begleiteten. Alles, was wir gut nennen, gute Vorſätze, edle Geſinnungen, hohe Gedanken, feſte, klare Ueberzeugungen nicht anders als durch Hören oder Leſen konnte der Menſch deſſelben theilhaftig werden? Las er, nun ſo machten die todten Buchſtaben ſeinen Geiſt gut, hörte er, ſo leitete der Schall der Luft durch einzelne abgebrochene Töne geformt und in Stimme und Rede verwandelt den Gedanken in ſeine Seele hinüber. Auf beiden Wegen bewirkte alſo etwas Rein-Körperliches eine Umänderung ſeines Geiſtes; das iſt aber doch nicht denkbar, denn Geiſt und Körper können nicht ohne Zwiſchenglieder gemeinſamer Art zuſammentreten, wie fein wir uns auch dieſe Zwiſchenglieder denken mögen, es müßte doch nothwendig immer der Geiſt Verwandtſchaft mit körperlicher, wie der Körper mit geiſtiger Natur haben. Wir müſſen daher annehmen, daß ſelbſt das geſchriebene Wort, die geſprochene Rede ebenſo wie der Körper aus zwei Theilen beſteht, einem reingeiſtigen Gedanken, der allein auf den Geiſt einwirkt und einem äußerlichen, ihn umhüllenden Mittel, durch das jener allein auf der Bahn des Körpers zur Seele zu bringen vermag. Alſo auch in anderen körperlichen Dingen außer uns ſind wir gezwungen, einen wirklichgöttlichen Gedanken anzunehmen, in Dingen, die uns ganz todt zu ſein

ſchienen, wie im Buchſtaben, im Ton ruht geiſtiges Leben, das ſich verbreitend auch wieder im Menſchen die Seele zu befruchten vermag. Iſt es darum nicht natürlicher, mit einem Male allen Irrthum aufzugeben, endlich einmal Ordnung in den Wirrwarr unſerer Begriffe, Licht in das Dunkel unſerer Vorſtellung zu bringen, überall die göttliche Kraft, einen Ausfluß des göttlichen Weſens, eine in das Leben getretene Offenbarung ſeines Gedankens wahrzunehmen, nicht mehr die Natur und ihr kleines Abbild in zwei Hälften zu theilen, ſondern Geiſt und Körper in beiden als gleiche, als dieſelben Kräfte anzuerkennen und nur in der vergänglichen Art ihrer Erſcheinung einen Unterſchied zuzulaſſen?

Wie darum die Gottheit in dem vollkommenſten Organismus des ganzen Univerſums alle Mannigfaltigkeit erſchöpfend und einend in ſich zuſammenfaßt, wie ſie ins Einzelne ſich ausſtrahlt und das Einzelne wieder in ihre Unendlichkeit zurückſtrömt, und wie ſie nicht ein beſchränkter, beſonderer Theil, ſondern das Ganze der unendlichen Welt ſelbſt iſt, ſo iſt auch das ſie auf Erden am vollkommenſten abſpiegelnde Abbild, der Mikrokosmos des Menſchen nur er ſelbſt in ſeinem ganzen beſonderen Sein, kein in zwei Hälften zerriſſener Dualismus.

Einheit in der Mannigfaltigkeit iſt, haben wir geſehen, das characteriſtiſche Merkmal des Lebens der Natur im Großen wie im Kleinen; alles beſteht aus vielen verſchiedenen Theilen, die jeder für ſich eine beſtimmte Aufgabe erfüllen, die aber alle, in wechſelſeitigem Zuſammenwirken ſich gegenſeitig belebend und ergänzend, zu einem abgeſchloſſenen individuellen Ganzen als ihrem Zwecke ſich verbinden. Dieſes Ganze, der Centralpunkt ihrer kreisförmig verketteten Kräfte,

ist es, zu dem alle Lebenskraft hinströmt, von dem sie aber auch wiederum neu belebend in alle einzelnen Glieder oder Theile zurückfließt. Auch im Menschen herrscht diese harmonische Ordnung gegliederter Theile, auch in ihm strömen alle Strahlen seiner Kräfte in einen Brennpunkt zusammen, auch sein Organismus ruht auf einem einenden Schwerpunkte, der mag man ihn nun Lebenskraft, Seele oder Geist nennen, die alle mannigfaltigen Räder seiner künstlichen Maschine in fortdauernder Bewegung erhaltende Macht ist.

Aber diese Seele oder Lebenskraft sie darf nicht einseitig in dieses oder jenes Organ versetzt werden, sie hat nicht im Herzen ihren besonderen Sitz oder im Gehirne; sie ist in keiner Einzelheit begründet, ist das Resultat aller körperlichen Kräfte, pulsirt mit dem Blute durch alle Adern, Gefäße und Glieder des ganzen Körpers. Hätte sie z. B. nur im Gehirne ihren Sitz, so vermöchte man sich nicht zu erklären, wie sie von ihm aus nun wiederum auf die anderen Organe unseres Körpers wirken sollte, wie wir überhaupt nur thätig zu sein vermöchten; denkt man sich aber die Seele als das über den ganzen Körper verbreitete und in allen Organen thätige Lebensprincip, so wird es erklärlich wie sie der allgemeine Leiter der verschiedensten Wirkungen aller ist, wie Alles an Allem oder jedes Einzelne an der Gesammtkraft des Ganzen Antheil gewinnt, und wie der, freilich stets durch eine Vorstellung bestimmte, Wille der Seele von den verschiedenen Punkten des Centralorgans aus wirken kann, um eine Nerven- oder Muskelbewegung hervorzurufen.

Wie nun in der ganzen irdischen Natur sich eine stufenweise Steigerung des geistigen Lebens offenbart, die in dem

Menſchen ihren Schlußpunkt findet, ſo wiederholt ſich auch wiederum in ihm ſelbſt eine ſolche ſtufenweiſe Veredelung. Zuerſt äußert ſich ſeine Lebensthätigkeit in vegetativer Ernährung; dieſes iſt die niedrigſte Stufe, die ſelbſt ohne unſere Empfindung ihren Kreislauf vollendet. Der Schlag des Herzens, die Bewegung und Verdauungsthätigkeit von Magen und Eingeweiden, die Abſonderung in Leber und Nieren, das Einathmen der Luft und die Ausdünſtung fühlen wir nicht, ſo wie wir überhaupt das Daſein dieſer Organe nicht anders inne werden, als wenn ihre Thätigkeit auf irgend eine Weiſe eine Störung erleidet. — Dann ſteigert ſich das Leben zu ſinnlicher Empfindung und Begierde und erreicht endlich ſeine Vollendung in dem Denkvermögen, durch das der Menſch ſich ſeines Selbſt bewußt wird. Auch für dieſe Aeußerungen des Lebens gibt es beſondere Organe, aber ſie ſelbſt ich wiederhole es noch einmal bilden erſt alle vereinigt den ganzen Menſchen. Ohne Nahrung kein Leben, ohne Leben kein Spiel der ſinnlichen Thätigkeit, ohne den Erwerb der ſinnlichen Kräfte und Vorſtellungen keine Fähigkeit zu denken; — dieſe letztere iſt allerdings der Gipfelpunkt, aber nur durch jene Grundlagen wird ſie erworben und geſtützt. Das Gehirn iſt unſtreitig das Organ dieſer Denkkraft, das Subſtrat, an welchem ſich der Gedanke verwirklicht und vermittelſt deſſen er in fortdauernder Thätigkeit erhalten wird. Durch dieſes edelſte Organ wird auch erſt der Seele ihre Einheit offenbar und das Bewußtſein ihrer göttlichen Natur in ihr erweckt.

Wiederum aber iſt nun auch dieſes Organ ein harmoniſch gegliedertes und geordnetes Ganzes mannigfaltiger kleinerer Organe, wovon jedes die Grundlage eines beſonderen gei-

ſtigen Vermögens bildet, und die alle ihren Brennpunkt in der Einheit des Selbſtbewußtſeins der Vernunft finden.

Von dem Organe des Gehirnes aus ſtrömen in alle Theile des Körpers die Radien der Nerven, durch welche die Seele in bewußter und unbewußter Kraft die Glieder in Bewegung ſetzt und die Sinnesorgane zur Thätigkeit anſpornt. Alle die Güter, welche die Sinne auf dem Meere der Außenwelt erworben haben, ſchwimmen auf dieſen Nervenkanälen zum Hafen des Gehirnes hinab, werden hier, indem jedes einzelne Organ ſich aus der großen Maſſe der Stoffe das Seinige zueignet, geſammelt, geordnet und aufgeſpeichert, bis ihr Vorrath groß genug iſt, um ſich ſelbſt, in neue ſelbſtſtändige Erzeugniſſe umgewandelt, der Außenwelt in dankbarer Erwiederung für ihre Gaben zurückzugeben.

Wie alle Theile und Gefäße des Körpers übt nun aber auch das Gehirn eine rein organiſche Thätigkeit aus; es iſt wie jene in einem fortdauernden Proceſſe der Geſtaltung begriffen; das Blut gibt ihm ſeine Nahrung und deſſen freies Zuſtrömen iſt die nothwendige Bedingung für ſeine lebendige, ungehemmte Wirkſamkeit. Die Thätigkeit unſerer Seele iſt daher von der Art dieſer Blutſtrömung bedingt; eine mäßige Vermehrung des Blutandranges regt ſie auf, gibt ihr eine fröhlich heitere Stimmung und belebt ihre Thätigkeit; wird dieſelbe jedoch ſtärker, ſo fühlt ſie ſich bedrückt, die Gedanken verwirren ſich, es entſtehen trübe, unklare Vorſtellungen, die Thatkraft ermattet; ſteigert ſie ſich endlich noch ſtärker, ſo entſteht eine Lähmung des Gehirns und das Bewußtſein der Seele verſchwindet. Da nun durch dieſen Einfluß des Blutes auf das Gehirn und ſomit auf die höchſte Thätigkeit unſerer Seele, die Denkkraft, unſer Sein fort und fort beſtimmt, dieſe

Bewegung des Blutes aber einerſeits wieder von der übrigen Beſchaffenheit unſeres Körpers, andererſeits durch die ſtete Einwirkung äußerer Stoffe, der Atmoſphäre, der Nahrungsmittel u. ſ. w. unaufhörlich bedingt wird, ſo iſt es natürlich, daß unſer ganzer Seelenzuſtand nie als etwas für ſich Abgeſchloſſenes unbedingt für ſich beſteht, ſondern daß er ſich in einem ewigen, nothwendigen Zuſammenhange mit der ganzen übrigen Erſcheinungswelt befindet. Es muß daher als erſtes Grundgeſetz bei der Beurtheilung unſerer Geiſteskraft feſtgeſtellt werden, daß einerſeits die natürliche Anlage unſeres Körpers, andererſeits die beſondere Art der äußeren Einwirkung auch die beſondere Beſchaffenheit des Seins, der Thätigkeit und der Aeußerung des menſchlichen Seelenlebens nothwendig bedingt und dieſes iſt auch der Grund der unendlichen Mannigfaltigkeit der menſchlichen Naturen, die wie die Blätter alle einander ähnlich, aber niemals vollkommen gleich ſind. —

Unſere Seele tritt aber mit der Außenwelt in Gemeinſchaft und Wechſelwirkung nur vermittelſt der Sinne, die mit der Denkkraft oder dem Gehirne durch die Kanäle der Nerven verbunden ſind. Ueberhaupt wird erſt durch ſie in uns das Selbſtbewußtſein der Seele erzeugt, indem nur durch die Empfindung eines fremden, uns gegenüberſtehenden Daſeins die Empfindung unſerer eigenen Perſönlichkeit hervorgerufen wird. Wende man nicht ein, daß man im Gegentheile erſt vollkommen ſich ſelbſt erkenne, wenn man ungeſtört von äußeren Sinneseindrücken ſich in die Tiefe ſeines Inneren verſenke, denn dieſes Innere ſelbſt, wodurch iſt es anders aufgebaut, als durch die Bauſteine, welche die Sinne in der Außenwelt gebrochen haben? alle unſere Vorſtellungen

und Gedanken ſelbſt die höchſten und geiſtigſten, von denen ſie ſelbſt uns unmittelbar gar keine Anſchauung zu geben vermögen, ſind erſt durch ſie in ihren Elementarſtoffen in uns eingeſtrömt. Erſt dadurch daß ein äußerer Gegenſtand auf unſere Sinnesorgane eindringt, in ihnen eine Veränderung hervorruft, und dadurch daß dieſe Veränderung bis zu dem Gehirne ſich fortpflanzt, entſteht eine Empfindung; dieſe Empfindung erregt die Vorſtellung des von Außen einwirkenden Gegenſtandes, deſſen wir uns als eines fremden, von uns verſchiedenen Daſeins bewußt werden, den wir mit unſerer Denkkraft erfaſſen, zu unſerem Eigenthum machen, ſo daß er ſelbſtſtändig in uns fortwirkt und von Neuem hervortreten kann. Die Sinne ſind daher der Anfang und das Ende aller menſchlichen Erkenntniß, die Wurzeln oder Saugorgane der Seele; dieſe lebt gleichſam nur im Schatten des Körpers und gleich einem Spiegel oder weichem Ton enthält ſie auch nur die Formen und Bilder der durch jenen erzeugten Empfindungen. Sie denkt und empfindet nichts aus ſich ſelbſt, d. h. es ſteht nicht in ihrer Gewalt, einfache und urſprüngliche Vorſtellungen hervorzubringen und wenn ſie neue Vorſtellungen ohne unmittelbare Beiſteuer der Sinne erzeugt, ſo geſchieht dieſes nur durch Verbindung und Sammlung der dem früher erworbenen Sinnenſtoffe entnommenen Merkmale; ihre Denkkraft iſt darauf beſchränkt, das zu erkennen, was vorhanden iſt. Wenn eins und eins nothwendig zwei gleicht und zwei und zwei nothwendig die Summe von vier erzeugt, ſo darf man dieſes nicht als eine Nothwendigkeit anſehen, die der denkende Geiſt geſchaffen hat, ſondern er nimmt ſie nur wahr, er erkennt ſie nur in Folge ewiger und unveränderlicher Geſetze. — Allein ebenſowenig wie ein neuer chemiſcher

Körper erzeugt wird, wenn ich Gold, Silber, Kupfer, Blei und andere Metalle durch einander in den Schmelztigel werfe, ohne ſie mit einander zu verſchmelzen oder eben ſo wenig als dadurch eine Uhr entſteht, daß ich alle dazu erforderlichen Theile Räder, Steine, Kette, Zifferblatt, Zeiger u. ſ. w. nebeneinanderlege, ohne ſie der Ordnung gemäß mit einander zu verbinden, eben ſo wenig könnte die Vorſtellung von einem Gegenſtande oder von den mannigfaltigen in der Einheit unſeres Geiſtes zu einem Ganzen verbundenen Gegenſtänden in uns entſtehen, wenn nicht dieſes thätig-empfangende Vermögen gleichſam als der brachliegende Boden der Saaten harrte und indem es ſie aufnimmt, mitwirkte, um alle Momente des von den Sinnen in ſucceſſiven Eindrücken aufgenommenen Mannigfaltigen in der gehörigen Ordnung zuſammenzufaſſen und zur klaren Anſchauung des Bewußtſeins zu fördern. Sowie dieſe gegenſeitig eingreifende Wirkſamkeit der Empfindung der Sinnesorgane und der Aufmerkſamkeit der Seele unterbrochen iſt, gehen alle Eindrücke der Sinne, wenn ſie ſich auch ſtets bis in das Gehirn fortpflanzen, dennoch dem Bewußtſein verloren. Es wirken unaufhörlich äußere Gegenſtände auf unſeren Körper ein, aber wir nehmen ſtets nur den einzelnen Gegenſtand wahr, auf den die ganze Kraft unſeres Geiſtes gerichtet iſt, oder wir werden gar keinen inne, wenn er in ſein Inneres verſenkt mit den ſchon erworbenen eigenen Vorſtellungen beſchäftigt iſt. Sobald aber die Stärke des Sinneseindruckes die Gewalt überwindet, mit der die Seele von einer beſonderen Vorſtellung gefeſſelt wird, taucht ſie wieder aus ihrer Vertiefung hervor und nimmt nicht nur die beſtehenden ſondern auch die ſchon vorübergegangenen Eindrücke, deren letzte Schwingungen ſich noch nicht im Ge-

hirne verlaufen haben, wahr und bildet ſich aus ihnen beſtimmte Vorſtellungen.

Da nämlich das Gehirn, wie ſchon oben angedeutet wurde, aus kleineren, verſchiedenen Totalvorſtellungen entſprechenden Nervenſyſtemen beſteht, die jedes für ſich thätig, doch alle wiederum mit einander auf's innigſte verbunden ſind, und in der denkenden Bewußtſeinskraft unſerer Seele, zuſammenſtrahlen, da ferner das ganze Gehirn mit dem übrigen Körper durch ein Syſtem gröberer Nerven verknüpft iſt, die in die verſchiedenen Sinnesorgane einmünden, ſo empfinden wir einen äußeren Gegenſtand dadurch, daß zuerſt die gröbere Nervenorganiſation in eine gewiſſe zitternde Bewegung verſetzt wird. Dieſe Bewegung pflanzt ſich in das Gehirnmark und zwar in irgend ein beſonderes Organ deſſelben fort und wird von dieſem, da es mit den Nervenkanälen von weſentlich einer und derſelben, nur feineren Beſchaffenheit iſt, aufgenommen.

Man darf ſich aber die Nervenbewegung nicht wie die Vibration einer Saite vorſtellen, denn die Faſern des Gehirnes und der Nerven ſind nicht geſpannte elaſtiſche Fäden, die einer Schwingung fähig wären, vielmehr werden ihre allerzarteſten Theile von einem ganz feinen Aether gereizt, der die Nervenfibern umgibt und ihre Bewegung ungefähr auf die Art erzeugt, wie die oscillirende Luft gröbere Körper in Bewegung ſetzt. Von dieſer Beſchaffenheit iſt alſo auch die Bewegung, welche dem Hirnmark mitgetheilt wird, das ohnehin keine andere würde vertragen können.

Die Oscillationen des Gehirnes unterſcheiden ſich nun dem Grade nach und dieſer wird beſtimmt durch die Größe des Raumes, den die oscillirenden Theilchen in einer gegebenen

Zeit bewegen, nach der Art ihrer Stärke und endlich nach der Richtung, indem sie von verschiedenen Nerven zum Gehirn gebracht und nach verschiedenen Seiten hin, bald nach diesem Organ, bald nach jenem fortgepflanzt werden.

Ist nun die Empfindung stark genug gewesen, um die oscillirende Bewegung des Gehirnorganes bis zur Mittheilung an das Bewußtsein der Seele zu erhöhen, so nimmt dieselbe den dargebotenen Gegenstand auf und bildet sich von ihm eine Vorstellung. Die oscillirende Bewegung aber und mit ihr das Bild des vorgestellten Gegenstandes beharrt, wenn auch schon die äußere Empfindung aufgehört hat, noch eine Weile, bis es von neuen Eindrücken verwischt wird, ist aber die Empfindung stark und lebhaft gewesen, oder hat sie sich öfter wiederholt, so entsteht ein gewisser Abdruck in dem bewegten Theile des Gehirns, wie wenn man, sagt Aristoteles, ein Pettschaft in Wachs eindrückt, der aber wohl eigentlich nichts weiter ist als eine Fertigkeit der Nerven, die nämliche Bewegung, welche durch die äußere Empfindung erzeugt wurde, wiewohl schwächer, auch dann hervorzubringen, wenn der Gegenstand unsere Sinne nicht berührt. Geschieht dieses, bringen die Nerven wirklich wieder eine Oscillation hervor, die früher bei einer äußeren Empfindung entstanden, so haben wir eine Einbildung des Gegenstandes, wir erinnern uns desselben. Da die Oscillation jedoch schwächer ist, als bei dem Eindrucke des äußeren Objectes, oder vielmehr eine schwächere Wiederholung von der, welche bei der Empfindung wirklich war, so ist auch die Einbildung in der Regel nie so klar und lebhaft als die empfundene Vorstellung.

Weil aber unter allen Theilen des Gehirnes ein allgemeiner Zusammenhang stattfindet, so kann es bei einer so viel-

fachen Verbindung derſelben nicht anders ſein, als daß, wenn einige Nerven von einem gewiſſen Eindrucke unmittelbar getroffen werden, zugleich auch noch andere bloß durch ihren Zuſammenhang mit jenen in Wirkſamkeit gerathen. Man kann daher bei einer jeden Empfindung zweierlei Arten der mitwirkenden Nerven unterſcheiden, einige die unmittelbar und hauptſächlich in Thätigkeit verſetzt werden und andere, die nur mittelbar und nebenbei daran Theil nehmen. Geſetzt nun bei einem Eindrucke wirkten gewiſſe Nerven bloß mittelbar, die bei einem früheren Eindrucke, der ſie unmittelbar als Hauptorgan traf, als Hauptnerven thätig waren, ſo wird die jetzige Aeußerung ihrer Wirkſamkeit im Gehirne, wenngleich ſie natürlich ſchwächer iſt, als ſie damals war, doch eine Aehnlichkeit mit ihrer früheren Erregung haben, folglich wird auch mit der jetzigen Hauptempfindung, die in uns entſteht, eine gewiſſe Nebenidee von einer früheren Empfindung verknüpft ſein.

Dieſe nach den unveränderlichen Geſetzen des Lebens ſtattfindende Verknüpfung nun iſt der nothwendige Grund des geiſtigen Lebens und nur durch ſie gewinnen wir die Materialien unſeres Denkens. Denn nur, weil die in uns ſich bildenden Vorſtellungen ſich nach einer feſten Regel mit einander verbinden, iſt es uns möglich, die Einheit unſeres Bewußtſeins zu gewinnen und in einem unaufhörlichen Fortſchritte des geiſtigen Lebens die Gegenwart unſeres Seins beſtändig mit der Vergangenheit zu verknüpfen. Ohne dieſe Verkettung unſerer Vorſtellungen wäre unſere ganze Vergangenheit für uns verloren, wir wären ſtets nur auf die unmittelbarſte Gegenwart beſchränkt; alle unſere Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuche, überhaupt unſer ganzes bis-

heriges Leben wäre für uns vollständig verschwunden, brächte keinen Gewinn für die Zukunft. Es würde uns gehen wie dem Messala Corvinus, in dessen Gehirn eine diese Verknüpfung hindernde Störung stattfinden mußte, da er nach dem Zeugnisse des Plinius zwei Jahre lang ohne irgend eine Spur des Gedächtnisses war und selbst seinen eigenen Namen vergessen hatte. — Durch diese Verknüpfung aber führt eine jede Vorstellung, die sich unserem Bewußtsein aufdrängt, dieses zu einer schon erworbenen verwandten und diese leitet wieder zu der ihr ähnlichen, so daß nach Durchlaufung aller Zwischenglieder selbst die entgegengesetztesten Vorstellungen in dem Bewußtsein ihre stete Einigung finden. Leichter aber werden stets diejenigen Vorstellungen wieder erweckt, die in hohem Grade lebhaft und klar waren, deren Eindrücke noch frische Spuren in dem Gehirne zurückgelassen haben, die schon öfters vorhanden waren, und zwar um so leichter, klarer und stärker, je mehr die Seele ihre thätige Kraft auf die mit ihnen verbundenen Vorstellungen oder Empfindungen in höherem Maße wendet. Allein immer hängt die größere oder geringere Stärke dieser sich als Gedächtniß äußernden Kraft der Seele wieder von der sonstigen Beschaffenheit des Körpers und insbesondere von der Organisation des Gehirnes ab, da, wie schon früher gesagt, die Seele nur die elementarische Kraft unseres Lebens ist, und um zu wirken und sich zu äußern der verschiedensten Organe bedarf; sie ist gleichsam ein Stamm, der in den unteren Leibesorganen seine Wurzeln treibt, in den Gehirnorganen aber seine Aeste und Zweige ausbreitet. Sie treibt darum auch nur Blüthen, oder wenn wir das Bild fallen lassen, sie denkt nur vermittelst jenes Organes, wird sich nur durch dieses Medium ihres Selbst bewußt; es hängt

darum auch ſtets von der Beſchaffenheit des Gehirnes die größere oder geringere Vollkommenheit ihrer Empfindung, Vorſtellung überhaupt ihres Denkens ab. Iſt alſo das Gehirn nicht gut organiſirt, ſo haften auch die in ihm bewirkten Eindrücke oder Veränderungen nicht, oder ſie vermögen doch nicht leicht ins Spiel geſetzt zu werden; iſt es aber gleichſam ein guter, empfänglicher, lockerer Boden, ſo prägen ſich ihm auch die Bilder der gegebenen Gegenſtände, wenn ſie klar, ſcharf und lebhaft aufgefaßt werden, mit kräftigem Nachdruck ein, werden von ihm lange aufbewahrt und vermögen leicht wieder hervorgerufen zu werden. „Wenn das Gedächtniß, ſagt Plato im Theätet, einem reinen, nicht zu harten und nicht zu weichen Wachſe gleicht, ſo werden die Bilder der Gegenſtände genau und leicht eingedrückt und lange aufbewahrt. Gleicht es aber einem unreinen, zu harten oder zu weichen Wachſe, ſo entſtehen entweder gar keine beſtimmte Bilder der Objecte oder nur ſehr ſchwer, oder ſie werden bald wieder ausgelöſcht. Wir können dann nur mit Mühe eine Sache dem Gedächtniß einprägen, oder wir vergeſſen ſie bald wieder oder wir verwechſeln ſie leicht mit anderen und werden dadurch zu falſchen Meinungen verleitet.“ Unter dem, was Plato hier Gedächtniß nennt, iſt natürlich nur das Gehirn, die Grundlage des Gedächtniſſes zu verſtehen, denn das Gedächtniß iſt an ſich keine beſondere Kraft, ſondern wir bezeichnen damit nur die Thätigkeit unſerer Seele, mit der ſie ihre früheren Vorſtellungen wieder in ſich zurückruft und zwar, wenn ſich damit das Bewußtſein ſie ſchon ehemals gehabt zu haben, verknüpft, ſo nennen wir ſie Erinnerung, während, wenn ſie dieſe Vorſtellungen wieder hervorbringt, ohne ſich ihrer als eines früheren Beſitzes be-

wußt zu werden, wir ſie Einbildungskraft oder Phantaſie nennen.

Das Reich der Erinnerung iſt daher begränzter, denn ihm gehören nur alle diejenigen Vorſtellungen an, die wir mit der klaren Anſchauung unſeres Bewußtſeins erfaßt haben, während die Phantaſie alle Eindrücke unſeres Gehirnes umfaßt, ſelbſt die, welche ſich zu keiner wahrnehmbaren Vorſtellung geſtaltet hatten. Sie iſt die ewig rieſelnde Quelle aller unſerer Gedanken, alles in ſich aufnehmend, was die Sinne ihr darbieten, immer empfänglich, unermüdend fortwaltend, Vorſtellung mit Vorſtellung verknüpfend und durch immer neue Verkettungen derſelben die mannigfaltigſten Anſchauungen und Bilder der Seele vorführend. Sie iſt gewiſſermaßen das Blut unſeres Geiſtes, wie jenes alle Stoffe unſeres Körpers enthält und immer beweglich ſeine Kreiſe durchläuft, ſo enthält ſie die Elementarſtoffe des Geiſtes und, durch das ewig rege Leben der Gehirnfibern erzeugt, ſtirbt auch ſie nur mit jenem zugleich. Ueber unſer ganzes Leben erſtreckt ſie ihre Herrſchaft; unſere Wünſche und Entwürfe für die Zukunft ſind weiter nichts als Entwürfe der Einbildungskraft, unſere Furcht und unſere Hoffnung ſind die Kinder dieſer fruchtbaren Mutter; unſere Leidenſchaften und unſer Wille, durch ſie erweckt treten ſie in's Leben, kurz ſie iſt der Haupthebel unſerer Handlungen. Selbſt nicht im Schlafe ruht ihre Thätigkeit, vielmehr iſt gerade ſie es, welche die bunten Gebilde unſerer Träume aufbaut. Indem wir nämlich ſchlafen, iſt der äußere Sinn mit ſeinen Organen der Außenwelt verſchloſſen, weil der Schlaf dieſe Organe erſchlafft und daher ihre volle Thätigkeit unterdrückt hat. Aber der innere Sinn der Phantaſie bleibt dennoch wach und wirkſam, und eröffnet

uns mit einem durch das erſchlaffte Bewußtſein nicht mehr gezügelten Drange die bunten Reihen ſeiner Bilder, die ſich je nach unſerer Individualität bald ſo bald anders geſtalten. Wie aber die Beſchaffenheit des Blutes ſtets von der Art der fremden Nahrungsmittel, die es nähren und von der Beſchaffenheit der Organe, die es durch Zerſetzung, Auflöſung und Umbildung jener erzeugen, bedingt iſt, ſo iſt auch die Einbildungskraft ſtets abhängig von der Art der eingeſtrömten Eindrücke und von der Beſchaffenheit der dieſe aufnehmenden Gehirnorgane. Je nachdem alſo die Organe verſchieden ſind, je nachdem die Nahrung, die ſie erhalten, eine andere war, wird auch die Einbildungskraft dem einen Bilder dieſer Art, dem anderen Vorſtellungen jener Art, häufiger oder ſpärlicher, in höherer Klarheit oder mit minderer Lebhaftigkeit zur Anſchauung bringen. —

Das Gehirn nun ſpaltet ſich, wenn wir, wie wir es ja überhaupt bei dieſer ganzen Betrachtung thun, nur in großen allgemeinen Umriſſen ſeine Verhältniſſe berückſichtigen, in drei Sphären, von denen die untere im Hinterhaupte befindliche die Organe des thieriſch-ſinnlichen Lebens, die mittlere die Gefühls- oder Gemüthskräfte, und die obere oder vordere die Erkenntniß- oder Verſtandeskraft umſchließt. Wie aber nichts Einzelnes durch ſich ſelbſt allein thätig iſt, ſo wirken auch dieſe verſchiedenen Kräfte des Gehirns ſtets gemeinſam, greifen in einander ein und erzeugen ſich gegenſeitig; die untere trägt die höhere und auf dieſe ſtützt ſich als auf ihre Grundlage die höchſte, die aber auch wiederum ſchon in der unteren als unentwickelter und verhüllter Keim enthalten iſt. Wenn daher auch bei jeder Seelenthätigkeit irgend ein Theil den Vorrang behauptet, ſo vereinigen ſich doch ſtets die bei-

den übrigen hülfreich mit ihm zu einer gemeinsamen Wirksamkeit. Das Uebergewicht des einen oder des anderen Theiles wird durch die Größe und Beschaffenheit der einzelnen Sphären bedingt, und muß sich darum auch nach den mannigfaltigen Modificationen und Nüancirungen ihrer Verhältnisse anders und anders gestalten. Eine dürftige Entwickelung der vorderen Gehirnsphäre ist von schwacher Erkenntnißkraft begleitet, eine geringe Ausprägung der mittleren von Gemüthlosigkeit, eine schwache Ausbildung der untersten endlich von Schwäche des Begehrens und des Wollens, und wiederum eine besonders starke Entwickelung des oberen Theiles verknüpft sich mit außerordentlicher Denkkraft, eine volle Entfaltung der mittleren mit reichem Gemüthsleben und endlich eine kräftige Ausbildung der unteren mit heftigen Trieben und Begierden. In dem vollkommensten Menschen sind alle Sphären gleich stark und kräftig ausgeprägt und in harmonischer Wechselwirkung, doch so, daß stets das Aeußerliche immer mehr zum Innerlichen fortschreitet und darum auch die Vernunft das goldene Scepter führt, zu dem reichsten inneren Leben entfaltet, in welchem der Mensch das Höchste, was er erlangen kann, Einheit mit sich selbst gewinnt. Bei den meisten Menschen findet aber keine so gleichmäßige Vertheilung ihrer geistigen Kräfte statt, gewöhnlich zeigt sich die eine stärker als die andere, oder zwei sind so ziemlich gleich ausgebildet und die Richtung der dritten gibt den Ausschlag, auf welche Seite die Wage sich neigt; vielleicht mag auf diesen Zustand das Bild Plato's passen, der die Seele mit einem Wagen vergleicht, an welchem das schlechtere Pferd mit dem besseren streitet, und oft dem Fährmann viel zu schaffen macht, der nur mit Mühe das Gleichgewicht erhal-

ten kann, und ſich äußerſt anſtrengen muß, daß die purpurnen Zügel ſeiner Hand nicht entgleiten. — Endlich können ſie auch alle gleich ſchwach ausgebildet ſein und dieſer Fall iſt nicht der ſeltenſte. — Die ſchlimmſte Miſchung findet Statt, wenn der untere Theil der Seele die Herrſchaft über die beiden anderen an ſich gerafft hat, die jetzt, unfähig ihn zu zügeln, nur die gefährlichen Mittel zur Stillung ſeiner maßloſen Begierden werden. Alles Sinnen und Trachten der Seele iſt dann nur darauf gerichtet, den Egoismus ungebundener Naturtriebe zu befriedigen; alles, was ſchön iſt, erhaben und groß, iſt einer ſolchen Seelenrichtung völlig verſchloſſen, an ihre Stelle drängen ſich die ſchrecklichſten Laſter, niedrige Rohheit, wahre Brutalität; die Materie beſiegt den Geiſt und die Menſchheit ſinkt zum Thiere herab.

Aber auch das allzugroße Uebergewicht der Gemüthsregion trägt ſeine großen Gefahren in ſich; wer vermöge ſeiner Organiſation nur dem Gefühle zu folgen im Stande iſt, wer in den zu wenig ausgebildeten Verſtandeskräften nicht das Steuer beſitzt, das ihnen ihre Richtung anweiſt, iſt jeden Augenblick in Gefahr; falſch zu urtheilen, falſch zu handeln, in jeden Irrthum, jeden Fehler zu verfallen und ſelbſt von den an ſich edelſten Gefühlen zu den niedrigſten Thorheiten, den häßlichſten Laſtern hingeriſſen zu werden. Ein einſeitiges Gefühl für das Schöne entfremdet ihn der Wahrheit, und ein beſchränktes, nebelhaftes Gefühl für das Gute ſtürzt ihn in Schwärmerei und während er vielleicht heute im Feuer des Enthuſiasmus auflodert, verſinkt er morgen in die dumpfen Tiefen myſtiſchen Traumlebens. — Endlich auch die Verſtandeskräfte, allzuſehr vorherrſchend, erzeugen jene trockenen Verſtandesmenſchen, denen der nackte,

gerippartige Begriff alles iſt, die, arm und leer an warmen Gefühlen des Herzens, entblößt von der Fülle kräftig ſprudelnden Lebens, entfremdet der blüthenreichen Sinnlichkeit nur im einſamen Reiche des mark- und blutloſen Gedankens hauſen; die, indem ſie ſich zum reinen Ideenreiche emporzuſchwingen ſtreben, die Natur verlaſſen und außerhalb ihrer Gränzen etwas ſuchen, was nur allein aus ihr ſelbſt, aus der ihr eigenen inneren Geſetzmäßigkeit hervorſtrahlt. In ſtolzer Selbſtgenügſamkeit ſich in ſich ſelbſt zurück ziehend vertrocknet ihr Gemüth, und der Aufklärung des Verſtandes fehlt der veredelnde Einfluß auf die Geſinnung; von den Bedingungen der Wirklichkeit den Blick abwendend verlieren ſie ſich in die Leerheit ſubtiler Gedankenzergliederung und darum bleibt all ihre Thätigkeit nur ein ſcharfſinniges Spiel, vermag dem Leben keinen practiſch fördernden Nutzen zu gewähren.

Es ſind dieſes freilich nur die hervorragendſten Unterſchiede, welche ſich zwiſchen den einzelnen Seelenkräften ergeben, denn ſie können alle insgeſammt, und jedes wieder in ſich noch unzählige andere Nüancirungen erfahren, denn auch in dem Menſchen erſchöpft die bildende Natur das Maß aller Möglichkeit und ebenſo wie in ſeinen äußeren Formen wiederholt ſie in der Bildung ſeines Geiſtes ihre überall ſichtbare unendliche Mannigfaltigkeit. Wir Menſchen freilich von unſerem individuellen Standpunkte ausgehend wünſchen in beſchränkter Weiſe alle Menſchen gleich gut, gleich klug und tüchtig, gleich nahe der göttlichen Vollkommenheit, allein das iſt ein, vielleicht durch unſere Natur bedingter und daher nothwendiger, aber doch immer beſchränkter Standpunkt, der auf die Plane und Abſichten Gottes keine Anwendung findet,

und fordert auch unſere Vernunft noch ſo ſehr Einheit, die Natur achtet nicht darauf, ſie will erſt durch die unendlichſte Verſchiedenheit eine unendliche Einheit begründen. Das ganze menſchliche Leben würde ſtille ſtehen, wenn die Menſchen gleich gut und gleich böſe, gleich weiſe oder gleich beſchränkt wären; nur durch die unüberſehbare Mannigfaltigkeit geiſtiger und leiblicher Kräfte, nur durch den Gegenſatz des Guten und des Schlechten, nur durch die Conflicte und Reibungen, die ihre Verſchiedenheit erzeugt, entfaltet ſich das Leben der Menſchheit, wie der Gedanke des Staates nur in der bunten Mannigfaltigkeit äußerer Verhältniſſe, in dem Zwieſpalt ſich bekämpfender Intereſſen die Elemente wahrhaft fortſchreitender Entwickelung gewinnt. Wenn die Gottheit die Menſchen bloß moraliſch gut hätte haben wollen, ſie hätte ſie ſo erſchaffen, aber ihr Plan iſt ein höherer, ſie will die Entwickelung und Ausbildung aller der in ſie gelegten Anlagen und Kräfte, und dazu bedarf's der Gährung durcheinandertobender Elemente.

Fürchte man aber auch nur hier nicht, daß eine ſolche Lehre von der nothwendigen Anlage und Aeußerung der menſchlichen Kräfte dem Staate gefährlich werden könne; denn, wenn man meint und wenn man es auch oft ausgeſprochen hat, der Staat habe nicht mehr das Recht den Menſchen zu beſtrafen, von dem er weiß, daß er durch den unaustilgbaren Trieb ſeiner Natur zu Laſtern und Verbrechen getrieben wird, ſo iſt es doch meiner Anſicht nach eine ganz irrige Meinung. Im Gegentheile, damit dem Staate die nie ausbleibenden guten Folgen der Unthaten jenes Verbrechers wirklich zu Gute kommen, muß er ſtrafen; er muß ſtrafen, um die Möglichkeit zu gewinnen, die ausgeſäete Saat zu ernten; nur ſo

vermag er ſich ſelbſt zu erhalten und in ſich die höhere Sittlichkeit, gegen die zwar nach nothwendigen Geſetzen gefrevelt worden iſt, deren Verletzung aber nach eben denſelben nothwendigen Geſetzen wieder geſühnt werden muß, die zu Grunde gehen würde, wenn durch Strafloſigkeit die von dem Staate aufgeſtellten Principien des Rechts und Unrechts nicht mehr anerkannt würden. Weiß ich doch auch, daß die Schlange nur durch einen Naturtrieb angereizt wurde, mich mit giftigem Zahn zu verletzen, gleichwohl zertrete ich ſie, warum denn? Weil ich mich ſelbſt vor ihrem ſchädlichen Biſſe ſichern oder retten muß und weil dieſe Rettung nur durch ihren Tod möglich wird. Und ebenfalls das wilde Raubthier, wenn es in die Saaten meiner Felder einfällt, wenn es ſie zertritt, und die reifende Frucht mühvollen Fleißes vernichtet, werde ich Bedenken tragen es zu tödten, wenn ich auch weiß, daß es in ſeinem Raube nur dem Inſtincte ſeiner Natur gehorchte? Und iſt denn der Böſewicht etwas anderes dem Staate gegenüber als ein wildes Thier? Er iſt nur noch fürchterlicher, weil er, mit den mächtigen Waffen des Geiſtes geboren, nothwendig mit dieſen noch weit ärgeren Schaden ſtiften muß, als irgend ein Thier, entblößt von denſelben, verurſachen kann. Aber wie jenes zu zähmen iſt, wie es gewöhnt werden kann, ſeine wilden Triebe zu vergeſſen, ſo kann auch der Menſch, mit einer noch ſo fehlerhaften Organiſation von der Natur begabt, durch die Erziehung zum Beſſeren geleitet werden, wie aus dem krummen und verkrüppelten Sprößling durch die rechtzeitige Pflege des Gärtners ein ſchlanker und nützlicher Baum hervorzuwachſen vermag.

Ihn darum zu zähmen, ihn biegſam zur Ordnung zu machen, ihm einen Sinn für Gerechtigkeit und Tugend ein-

zuflößen, ihn von üblen Wegen durch die drohende Strafe zurückzuſcheuchen, durch die lockende Hoffnung des Lohnes auf die Bahn ſeiner Pflichten zu lenken, das iſt die Aufgabe des Staates. Dieſer Aufgabe aber vermag er nur zu genügen durch eine tüchtige Erziehung, durch die auch zugleich die vielen guten Keime hervorgelockt werden, welche ohne das befruchtende Erdreich vernünftiger Lehren und guter Anweiſung nicht die Anlagen zu entwickeln vermögen, die in ihnen liegen. Denn die Seele wie der Boden wird ungebraucht hart, und auch das Gute kann durch den ſchädlichen Einfluß äußerer Umſtände zum Böſen und Verkehrten umgewandelt werden. Lykurg, der ſpartaniſche Geſetzgeber, wünſchte die Bürger von ihrer bisherigen ſehr üppigen Lebensart zu einer mäßigeren und weiſeren zu führen und ſie zu braven und tapferen Männern zu bilden. In dieſer Abſicht zog er zwei Hunde von einerlei Eltern auf, den einen ließ er zu Hauſe, fütterte ihn mit Leckerbiſſen und gewöhnte ihn an ein weichliches Leben, den andern nahm er mit ſich und gewöhnte ihn an die Jagd. Nachdem nun beide herangewachſen waren, brachte er ſie in eine Volksverſammlung, wo er zugleich eine Schüſſel mit leckeren Speiſen niederſetzte und einen Haſen laufen ließ. Da nun beide nach ihrer gewöhnlichen Nahrung liefen, der eine nach der Schüſſel, der andere nach dem Haſen, rief er den Bürgern zu: Seht dieſe Hunde an, ſie ſind von einem Geſchlechte und nur durch die Erziehung ſo ſehr von einander verſchieden. Müßt ihr nun nicht eingeſtehen, daß die Uebung uns viel eher zum Ziele führen kann als die ſich ſelbſt überlaſſene Natur? — Nach einer Variante dieſer Erzählung waren dieſe Hunde, welche Lykurg in die Verſammlung brachte, nicht von einerlei Eltern, ſondern der eine

ſtammte von Haushunden, der andere von Jagdhunden. Den von der ſchlechteren Art hatte er zur Jagd abgerichtet, den von der beſſeren aber nur zu Näſchereien angehalten. Da nun ein jeder nach dem lief, woran er gewöhnt war, ſo bewies er daraus, wie viel die Erziehung ſowohl zum Guten wie zum Böſen beizutragen vermöge, und ſagte: So wird auch uns dieſer bewunderte Adel und die Abſtammung vom Herkules nichts helfen, wenn wir nicht auch dasjenige thun, wodurch er ſich vor allen Menſchen ausgezeichnet und berühmt gemacht hat, wenn wir nicht auch unſer ganzes Leben hindurch das Gute erlernen und ausüben. — Dieſes Gleichniß paßt auch auf den Menſchen im Allgemeinen; laſſe ſich der Schwachgebildete nicht entmuthigen und gebe er ſich nicht willenlos den dunklen Trieben ſeiner Natur hin, ringe, kämpfe er mit ihnen, ſuche er ſie zu beherrſchen, zu verbeſſern, zum Guten zu führen. Und laſſe ſich nicht der mit reichem Erbtheile von der Natur Begünſtigte an ihren Gaben genügen; ſie wollen auch gebraucht, geübt und gebildet ſein, er darf nicht bloß die edlere Form in ſich tragen, er ſoll ſie auch ausdrücken, er ſoll ſie auch ausfüllen mit dem köſtlichſten, edelſten Inhalt. In beiden Fällen aber geſchieht dieſes durch die Kunſt der Bildung, welche die Natur uns verliehen hat, das zu ergänzen, was ihr mangelt, das auszubilden, was ſie darreicht.

Wir haben jetzt die Natur des Menſchen erkannt, oder vielmehr die einzelnen Inſtrumente ſeines geiſtigen Weſens, verfolgen wir jetzt auch in flüchtigem Ueberblicke die einzelnen Abſtufungen, in denen ſie ſich äußern.

Die Seele iſt nach dem Bilde Locke's eine unbeſchriebene Tafel, ſoll ſie nicht leer bleiben, ſo müſſen die Griffel der

Sinne die ihnen zukommenden Charactere in sie eingraben. Von ihnen gehen alle unsere Kenntnisse aus, durch sie baut sich alles Denken auf. „Eine wohlgeordnete Erfahrung, sagt Baco, zündet zuerst die Leuchte unseres Geistes an, und diese beleuchtet dann mit ihrem Lichte unseren ferneren Weg. Indem wir von einer festen, geregelten und in unser Inneres tief eingedrungenen Erfahrung, die aber keine auf Irrwegen umherschweifende sein darf, ausgehen, gewinnen wir feste Grundsätze, und von diesen gestützt erlangen wir wieder neue Erfahrungen.“ Und wenn wir bedenken, sagt der geistreiche Condillac, daß die Erinnerung, die Vergleichung, das Urtheil, die Unterscheidung, die Einbildung, das Erstaunen, abstracte Ideen, die Begriffe der Zahl und der Dauer, allgemeine und besondere Wahrheiten nichts als verschiedene Arten der Aufmerksamkeit sind und daß die Leidenschaft, die Liebe und der Haß, die Hoffnung und die Furcht, daß der Wille nur verschiedene Arten des Wunsches sind, und daß endlich Aufmerksamkeit und Wille die Wurzeln ihres Ursprunges in der Empfindung besitzen, so dürfen wir mit Recht schließen, daß die Empfindung alle Fähigkeiten der Seele in sich schließt. — Allerdings ist es wahr, daß manche unserer Ideen den Sinnen gar sehr entfremdet sind, und daß aus vielen unserer abgezogenen Begriffe das Bild so sehr verschwunden ist und daß sich alles, was an Mark und Bein erinnern könnte, so sehr verloren hat, daß sie sich in reine Geistigkeit aufzulösen oder zu verflüchtigen scheinen. Aber immer doch nur scheinen, denn forschen wir nur tiefer, zergliedern wir sie nur sorgsam, so entdecken wir doch stets wieder, daß sie das Blut ihres Lebens der Außenwelt verdanken, daß sie aus einer materiellen Quelle emporsprudelten. Die Ideen der Ewigkeit z. B. der

Heiligkeit, der Seligkeit, der Allmacht, sie scheinen reingeistig zu sein, aller Sinnlichkeit bar, wir finden nichts unter den einzelnen Erscheinungen der Natur, was ihnen entspräche und doch würden wir sie wohl besitzen, wenn wir sie nicht der Natur, unseren ahnenden Begriffen von ihrer göttlichen unwandelbaren Kraft entschöpft hätten? Tugend, ja auch Schönheit sind ebenfalls reine-abstracte Begriffe, aber hätten sie sich wohl in uns zu bilden vermocht, wenn wir sie nicht als Eigenschaften sichtbarer und fühlbarer Personen und Gegenstände wahrgenommen haben würden? Halten wir uns nur an den unfruchtbaren Begriff, so haben wir nichts als einen leeren Schatten, bei dem wir uns nichts zu denken vermögen, nach dem wir tappen und den wir doch nimmer ergreifen. Denn ein todter Begriff macht eine Sache nimmer wirklich, er bleibt ein Wort, wenn er nicht einen lebendigen Kern in sich schließt. Cicero meinte darum auch mit Recht, daß wir, solange wir nur den leeren Tugendbegriff im Geiste trügen, selten tugendhaft handeln würden, nur wenn wir die Schönheit der Tugend mit sichtbaren Augen an einem Menschen hervorleuchten sähen, würden wir auch in feuriger Liebe zu ihr entbrennen. Doch geschieht dieses, fügt hier Leibnitz, bei dem ich diese Bemerkung gelesen, hinzu, leider nur äußerst selten, man darf sich daher auch nicht wundern, wenn in dem Kampfe zwischen Geist und Fleisch der Geist so oft die Waffen strecken muß. —

Ebenfalls von der Zeit, von dem Raume vermögen wir uns keine concrete-sinnliche Vorstellung zu bilden, und dennoch, wer wollte wohl noch daran zweifeln, daß auch ihre Begriffe nur der Sinnlichkeit ihren Ursprung verdanken, wie sie nur in der Sinnlichkeit ihre Anwendung finden. Gäbe es

nichts örtlich Verſchiedenes mehr, ſo wüßten wir nichts vom Raum, hörte alle Veränderung auf, ſo wäre auch das Maß der Veränderung, die Zeit verſchwunden.

Wir leben ja überhaupt nur in einer ſinnlichen Welt; aus ihr ſind wir hervorgegangen, aus ihr ſaugen wir unſere Nahrung, und es iſt ebenſo verkehrt, wenn wir über ſie hinausſtreben, wenn wir nach Luftbildern unbekannter Regionen haſchen, als wenn der Baum es ſich einfallen laſſen wollte, wie der Vogel zu fliegen. Die Natur will nicht, daß wir uns in müßige Speculationen eines hinter ihr verborgenen Geheimniſſes verlieren, ſie will von uns in ihrer concreten Greifbarkeit anerkannt werden und damit wir ihre geſammte Weſensfülle ihr entſchöpfen können, damit die ganze bunte Mannigfaltigkeit ihrer Eigenſchaften in uns einzuſtrömen vermag, hat ſie uns mit ſo vielfältigen, ſich gegenſeitig ergänzenden Organen begabt. — Denn Fortführung und höhere Vollendung des Werkes der Natur, Erkennen und Handeln iſt die Aufgabe des Menſchen. Dieſe kann er aber nur erfüllen, wenn die ganze Natur ſich ihm mittheilt, wenn alles, was in ſeine Sinne dringt, der Hebel der unaufhörlich wechſelnden Thätigkeit der Seele wird, wenn jeder Ton, den ſie hören, eine Vorſtellung in ihr hervorruft, jedes Gefühl einen Gedanken in ihr bildet, jede Farbe, die ſie ſehen, mit unaufhaltbarer Gewalt ſich ihr aufdrängt und ſie nöthigt, ſich mit ihr zu beſchäftigen.

Wenn freilich auch unſere Sinne dazu dienen, uns das thieriſche Leben zu erhalten und wenn ja der Sinn der Berührung die unumgängliche Bedingung unſerer Exiſtenz iſt, ſo erkennen wir doch, daß die Förderung unſeres geiſtigen Lebens durch Darreichung des Stoffes der einzig wahre Zweck

ihrer Thätigkeit ist, vorzüglich daraus, daß gerade die Sinne, welche dieses am meisten bewirken, die Sinne des Gesichts und des Gehörs die edelsten und feingebildetsten in uns sind. Aber auch die anderen Sinne tragen viel zur Erreichung dieses Zweckes bei; sie sind alle nothwendig, keiner darf fehlen, wenn wir die Schöpfung in der ganzen uns Menschen wahrnehmbaren Fülle erfassen wollen; ein Sinn weniger und alle die ihm zugänglichen Kräfte und Eigenschaften, ein ganzer Zweig der Natur ist uns unwiederbringlich verloren und kein Gedanke, kein Begriff vermag uns ihn zu ersetzen. Was wäre z. B. aus der Menschheit geworden, wenn ihr der Sinn des Gehörs vom Anfang an versagt gewesen wäre, sie stände noch jetzt auf der niedrigen Stufe der Thierheit, denn mit diesem Sinne ist auch die Sprache nothwendig verknüpft und diese ist das unentbehrliche Werkzeug aller Cultur und aller Vernunft. So verhält es sich auch mit dem Gefühl, das selbst dem Einzelwesen zur Erhaltung seines vegetativen Daseins nöthig war, so mit dem Gesicht und den übrigen Sinnen. Betrachten wir nur die ungeheure Menge von Ideen, die ein jeder Sinn in den menschlichen Geist einführt! welche unermeßliche Fülle von Gedanken schöpfen wir nicht aus dem Reiche der Farben, welche Mannigfaltigkeit von Empfindungen ruft nicht die Welt der Töne in uns hervor, wie unermeßbar ist nicht der Bereich des Tastgefühles; auch der Geschmack, der Geruch wie vieles verdanken wir ihnen nicht, und endlich in welche unbegränzten Fernen der Forschung führt uns nicht die Vergleichung und Verbindung des einen Sinnes mit dem anderen, vielleicht ist all unser bisheriges Wissen nur ein schwacher Anfang ihrer Ermessung. Es hat allerdings häufig Menschen gegeben (von denen ich gleich

einige Beiſpiele aufſtellen werde) und gibt es noch, denen die Natur den einen oder anderen Sinn verſagte, und die trotzdem eine nicht unbedeutende Höhe der Bildung erreichten, aber dieſes waren und ſind immer Ausnahmen; und wenn auch die Cultur ihnen ihren Mangel weniger hinderlich werden ließ, wenn ſie ihn auch vielfältig ergänzte, vollſtändig ihn auszufüllen war ſie nicht im Stande; ihre geiſtige Kraft blieb ſtets eine beſchränktere. Für die ganze Menſchheit beweiſen ſie daher nichts, dieſe iſt auf die ganze Sinnlichkeit angewieſen, ohne ſie wäre ſie ein Unding, mit ihr vermag ſie das Bild der Gottheit in ſich abzuſpiegeln.

Leibnitz erzählt z. B. in ſeinen neuen Verſuchen über den menſchlichen Verſtand, daß ihm ein ſehr gelehrter Mann aus der Bretagne erzählt habe, daß in Blainville, zehn Stunden von Nantes im Jahre 1690 ein armer Mann außerhalb der Stadt in der Nähe des Schloſſes in einer Hütte gewohnt habe. Er ſei taubſtumm geweſen und habe gewöhnlich Briefe und andere Gegenſtände in die Stadt getragen und nach einigen Andeutungen, welche ihm die Leute, die ihn zu jener Beſorgung ausgeſchickt hätten, vorher gegeben, habe er ſtets die Häuſer richtig aufzufinden vermocht. Zuletzt aber ſei der Arme auch noch blind geworden, trotzdem aber habe er nicht unterlaſſen, noch einige Dienſtleiſtungen zu verrichten, und wie früher Briefe in die Stadt zu tragen. Man habe ihm jetzt die nöthigen Anweiſungen vermittelſt des Gefühles (vermuthlich in der Hand) mittheilen müſſen. In ſeiner Hütte habe ein Brett gelegen und ſich von der Thüre bis an die Stelle, wo er gewöhnlich geſeſſen, erſtreckt; wenn nun jemand zu ihm in ſeine Hütte gekommen wäre, ſo ſei er ſtets durch die Bewegung des Brettes darauf aufmerkſam geworden. —

Mit drei Sinnen also war dieser Mensch nur noch begabt, und er wußte sich dennoch für's Leben nützlich zu machen, welch beschämendes Beispiel für viele, die ihre fünf gesunden Sinne so schlecht gebrauchen!

Diderot erzählt von einem Blindgeborenen, der fast alle häuslichen Verrichtungen der übrigen Menschen und zwar mit einer weit größeren Sorgfalt vollzogen habe; sein richtiges und feines Gefühl habe ihm fast das Gesicht ersetzt, und darum habe er sich auch die Vermehrung seiner Sinne gar nicht gewünscht. Wenn ihm dieselbe vergönnt wäre, habe er geäußert, so wünschte er sich lieber etwas längere Arme, um mit ihnen sicherer und gewisser in den Mond hineinzufühlen, als wir in denselben hineinsähen. — Wie glücklich aber auch dieser Blinde sich in seiner beschränkteren Sinnensphäre fühlen mochte, er hatte nur keine Vorstellung von dem reizenden Reiche des Lichtes, er ahnte nicht die unermeßliche Fülle von Schönheiten, die ihm der Schleier seines umnebelten Auges verhüllte. — Auch Sounderson, der trotz seiner Blindheit nicht nur die Geometrie sondern die Optik selbst als eine Verstandeswissenschaft lehrte, vermochte trotz seiner hochausgebildeten Verstandeskraft nicht in das eigentliche Wesen des Lichtes einzudringen, von dem Bilde auf der Fläche konnte er sich keinen Begriff machen, nur durch Maschinen wurde es ihm begreiflich. Mit solchen rechnete er statt Zahlen, und durch fühlbare Körper ersetzte er sich die Linien und Figuren der Geometrie.

Der Blindgeborene, dem der Arzt Cheselden den Staar stach (ein Versuch, der erst in dem vergangenen Monate*)

*) Diese Abhandlung ward geschrieben im Sommer 1850.

alſo nach einem Verlaufe von vollen hundert Jahren in Paris eine glückliche Wiederholung gefunden hat) und deſſen ebenfalls Diderot in ſeinem berühmten Briefe über die Blinden Erwähnung thut, vermochte, als die Operation glücklich ausgefallen war, von keiner Sache die Geſtalt zu erkennen, die er vorher durch das Gefühl wahrgenommen hatte; er ſah keinen Raum, ſondern nur Flächen und unterſchied auch keine Sache von der anderen, ſie mochten noch ſo verſchiedene Geſtalten haben; Gemälde ſah er als bunte Flächen an und erſt zwei Monate nach der Operation entdeckte er plötzlich, daß ſie Körper, Erhöhungen und Vertiefungen darſtellten; aber auch alsdann war er nicht wenig erſtaunt, daß die Gemälde ſich nicht ſo anfühlen ließen, wie ſie ausſahen, und daß die Theile, welche ihm wegen des Lichtes und Schattens rauh und uneben zu ſein ſchienen, eben ſo glatt wie die übrigen waren, und ward nun zweifelhaft, welcher von beiden Sinnen ihn täuſche, welchem er trauen ſolle. Er ſagte, daß das Zimmer, in dem er ſich befinde, ein Theil des Hauſes ſei, wiſſe er wohl, aber er konnte nicht begreifen, daß das Haus größer ausſähe als das Zimmer u. ſ. w.

Wir erkennen aus dieſen Beiſpielen wie ein jeder Sinn ſein beſonderes Gebiet für ſich hat, und daß nur längere Gewohnheit uns verleitet, die verſchiedenen Sinne mit einander und namentlich das Gefühl mit jedem einzelnen zu verbinden, und die gemeinſame Wirkung beider als eine einzige zu betrachten. An ſich aber läßt das Gefühl uns nur Geſtalten erkennen, zeigt das Geſicht mit Hülfe des Lichtſtrahles nur Flächen und zwar nicht körperliche ſondern nur farbige Lichtflächen, führt das Gehör uns nur Töne und Schälle zu, geben uns Geruch und Geſchmack nur die Eigen-

ſchaften, die ihnen entſprechen; aus dem unendlichen Vielen, das die Gegenſtände der erſcheinenden Natur enthalten, ſchöpfen uns alſo unſere einzelnen Sinne immer nur die Bruchſtücke, welche ihrer Empfänglichkeit entſprechen. Wir würden darum auch, jeden einzeln für ſich gebrauchend, niemals eine richtige Erkenntniß der Erſcheinungswelt gewinnen, das geſammte Zuſammenſpiel aller muß ſie uns erwerben. Der klarſte Sinn, das Auge, wie oft ſpiegelt es uns nicht Truggeſtalten vor, die auf Treu und Glauben angenommen uns unaufhörlichen Irrthümern ausſetzen würden; gründet ſich doch auch ſelbſt die höchſte Wirkung der ihm angehörenden Künſte auf optiſche Täuſchung. — Aber gerade dieſe Möglichkeit des Irrens unſerer Sinne, ſtatt uns mißtrauiſch gegen ihren Gebrauch zu machen, ſoll ſie uns nur zur Vorſicht in ihrer Anwendung auffordern; die Natur hat jeden für ſich hülflos geſchaffen, weil ſie ſich gegenſeitig üben ſollen und weil nur durch ihr Zuſammenwirken der Fehler des Einzelnen gehoben und weil nur durch ihren gemeinſamen Gebrauch die Frucht der Wahrheit gewonnen werden kann. Auch ſind ſie ja nicht unſere einzigen Organe, denn, wenn auch nichts im Verſtande iſt, was nicht der Sinn ihm gab, ſo gibt es doch keinen einzelnen ſinnlichen Begriff an deſſen Bildung nicht der Verſtand thätigen Antheil nahm. Die Sinne erobern das Material, führen es dem Verſtande zu, daß er es bearbeite und wenn ſie daher unächte Steine darreichen, ſo wird er ſie häufig in die Reihen der ächten einreihen, aber eine fernere Erfahrung, eine wechſelſeitige Vergleichung wird ihn bald ſeinen Irrthum erkennen laſſen, er wird ihn verbeſſern, in der Wahrheit beſtärkt werden, und hat für die Zukunft größere Behutſamkeit und Vorſicht gewonnen.

Manchen wird es vielleicht paradox ſcheinen, wenn ſie hier hören, daß wir nur durch den wechſelſeitigen Gebrauch unſerer Sinne den richtigen Gebrauch jedes einzelnen gelernt haben; man meint, man habe ſich derſelben von dem Augenblicke der Geburt an eben ſo gut bedienen können wie jetzt, man habe immer ſehen, hören, fühlen, ſchmecken, riechen müſſen, weil man es jetzt vermöge; aber man irrt, im Momente unſerer Geburt gleichen wir einer kleinen, faſt lebloſen Bildſäule, die erſt nach und nach durch die Eindrücke der Außenwelt zu thätigem Leben aufgeweckt wird. Die Natur gab uns Organe, aber dabei blieb ſie ſtehen, unſere ſinnlichen, bewußtlos erworbenen, Erfahrungen ſollten uns ihren Gebrauch lehren und dieſer wieder den ſchwachen Keim unſerer Kraft zum ſtarken, blüthenreichen, frucht-ſchweren Baume ausbilden.

Beim neugeborenen Kinde und noch eine ziemliche Weile nach ſeinem Eintritte ins Leben liegt wie bei jenem von ſeiner Blindheit Geheilten die Tafel der Geſichtsgegenſtände wie eine bunte Lichtfläche unmittelbar auf ſeinem Auge, es iſt ihm ein Ganzes, es vermag keinen Unterſchied darin wahrzunehmen. Wir erkennen dieſes daraus, daß das Kind nach Allem, was es ſieht, ſelbſt den entfernteſten Dingen greift oder taſtet, denn alles ſcheint ihm ein gleich nahes Bild zu ſein; erſt nach und nach fängt es an, dieſe Fläche von ſich zu entfernen und je mehr die übrigen Sinne ſich zu regen vermögen, mit ihnen weiter und weiter in die Welt hineinzugreifen. Und dieſes dauert nicht lange, denn es wird umfluthet von allen Eindrücken einer kräftereichen Wirklichkeit; ohne daß es ſelbſt thätig iſt, ſtrömen ſie ihm zu und theilen ihm ihre Eigenſchaften mit. Auf die bewegliche Netzhaut ſeines Auges

legen ſich die unaufhörlich wechſelnden Bilder ſeiner Umgebung, in die Kanäle ſeines Ohres bringt der vom tönenden Körper losgeriſſene Schall, der Duft der Blumen reizt die Nerven ſeiner Naſe, das Salz der Speiſen gibt ihm, indem es die Wärzchen ſeiner Zunge berührt, Geſchmack. — Das Gehör lehrt es die Entfernung erkennen, es wird mißtrauiſch gegen das Blendwerk des Lichtes und der Farben, es ſieht ſich nach der Unterſtützung anderer Sinne um, das Gefühl geſellt ſich zum Geſicht, es greift und taſtet, es nimmt den Raum, die Größe, die Geſtalt und Bewegung der Dinge wahr, die Welt fängt an ſich ihm zu öffnen. Es lernt verſchiedene Eigenſchaften an einem und demſelben Dinge erkennen; es ſondert die Gegenſtände von einander, die einen führen ihm angenehme Eindrücke zu und es hat ſie gerne, die anderen erregen unangenehme Gefühle in ihm und es ſtrebt ſie zu entfernen.

Durch dieſe Empfindungen erlangt es die zwei Hauptfactoren ſeines Lebens, die Triebfedern ſeines Willens, das Gefühl der Luſt und Unluſt oder des Vergnügens und des Schmerzes. Ihm ſelber unbewußt bilden ſich die Gedanken in ihm, und erzeugen dieſe wiederum ſeine Begierden; es ſtrengt ſich an, dieſe Begierden zu befriedigen, es ſucht zu erreichen, was ihm angenehm däucht, zu entfernen, was ihm mißfällt. Die Glieder ſeines Körpers gehorchen ſeinen Trieben, es lernt gehen, ſich weiter von einem Orte zum anderen bewegen und vermag es dieſes, ſo hat es die Welt gewonnen mit allen ihren Kräften. Der Strom ſeiner Bildung rauſcht in tieferem Bette dahin, und einmal fortſtrömend zieht er aus fernen und ferneren Quellen die ihn anſchwellende Nahrungsfülle heran. Der Thätigkeitstrieb iſt in ihm

erwacht; es verlangt nach neuen Eindrücken, ſucht ſie ſich ſelbſt herbeizuſchaffen, forſcht nach ihnen. Und je mehr es nun ſeine Sinne gebrauchen lernt, je größere Fülle von Eindrücken ſich in ſeinem Inneren ſammelt, je mehr die vorhandenen Gedanken gleich dem Magneten, der nicht nur eine Nadel an ſich heranzieht, ſondern ihr auch ſeine Anziehungskraft mittheilt, andere hervorrufen und ihnen ihr inneres Leben einflößen, je größer alſo die Kette der aneinandergereihten Vorſtellungen wird, deſto lebendiger erwacht die Kraft der Phantaſie, drängt ſie ihre Geſtalten der Geſammtheit der Geiſteskräfte auf und ruft ſie die perſönliche Kraft der Seele im Bewußtſein hervor. Der Verſtand aus ſeinem bisherigen Halbſchlummer, in dem er faſt bewußtlos wirkte, erweckt ſtrebt in der Mannigfaltigkeit der ihm von der Phantaſie dargebotenen Vorſtellungen die Einheit zu erfaſſen, das Ganze im Gegenſatz zu ſeinen Theilen zu erkennen. Auf ſinnliche Gewißheit bauend bemerkt er, ordnet er die zerſtreuten Merkmale zuſammen, fügt er das Viele in Eins, erkennt er im Einen das Viele. Der Sinn z. B. ſieht vom Baume Stamm, Zweige, Aeſte, Blätter auf der Grundlage von vielen anderen Erſcheinungen, die zur ſelben Zeit auf das Geſicht eindringen; der Verſtand aber hebt jenes Einzelne von dem Vielen ab, concentrirt darauf ſeine Aufmerkſamkeit, verbindet die zuſammengehörigen Theile und bildet ein Ganzes, das er Baum nennt. Dieſes Vergleichen, Scheiden und Verbinden der verſchiedenen Sinnesgegenſtände iſt der Anfang der Verſtandesthätigkeit, durch ihn gewinnen wir den Begriff. Aber er bleibt nicht ſtehen in ſeiner Wirkſamkeit, er ſchwingt ſich zu höheren Ordnungen empor, er forſcht wieder in den Begriffen der einzelnen Dinge nach der Einheit,

die sie verbindet, er sondert das Unwesentliche, Zufällige, das Besondere von ihnen, er faßt ihre allgemeinen Merkmale zusammen und bildet einen höheren Begriff. Und so auf dem Wege der Anerkennung des Aehnlichen und Verschiedenen, des Allgemeinen und des Besonderen emporsteigend erhebt er sich zu immer umfangreicheren Kreisen und Ordnungen, von Arten zu Geschlechtern, von Geschlechtern zu Gattungen, von Gattungen zu Familien, von Familien zu Klassen, oder er schlägt den entgegengesetzten Weg ein, steigt vom Allgemeinen zum Besonderen nieder, mit den umfassendsten Merkmalen beginnend und in engeren und immer engeren Kreisen sich zusammenziehend. Doch auch hiermit hat er seine Aufgabe noch nicht erfüllt, er darf nicht ruhen, er soll nicht bloß bemerken, auf Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten achten; er soll den genetischen Gang der Dinge wahrnehmen, der Natur auf ihren dunklen Wegen nachspüren, er soll erkennen, wie etwas wird, woraus es wird, wozu es wird, soll in der Gegenwart der Wirkung die vergangene Quelle der wirkenden Ursache entdecken und nach den vorhandenen Mitteln den zukünftigen Zweck bilden. Vorher hatte er nur Begriffe, indem er aber die Begriffe mit einander verknüpft, ihre gegenseitigen Verhältnisse herausstellt und dadurch urtheilt, erlangt er Erkenntnisse, auf deren Grundlage er sich zur höchsten Stufe seiner Entwickelung emporschwingt, und sich zur Vernunft, dem Gipfelpunkt unserer Denkkraft gestaltet. Während der Verstand urtheilt, schließt sie d. h. folgert sie eines aus dem anderen, um sich seiner Gültigkeit zu versichern; sie wendet die Regeln an, welche der Verstand aus der Erscheinung der Sinnenwelt gesammelt hatte und verknüpft sie zu alleingültigen, nothwendigen Gesetzen. Sie ist

auch darum untrüglich d. h. ihre Entſcheidungen an ſich ſind ſtets richtig oder die Geſetze ihrer ſich entwickelnden Thätigkeit ſind unverrückbar, wenn ſie auch, auf falſche Data angewandt, nothwendig ein falſches Reſultat hervorbringen müſſen. Der Verſtand nämlich kann ſich irren, wenn er die Materialien der Sinne ohne genauere Prüfung als wahr annimmt, und wenn daher die Vernunft dieſes Falſche nach ihren wahren Geſetzen verknüpft, ſo kann nur Falſches entſtehen. Die Vernunft ſetzt alſo zu ihrer Aeußerung den Verſtand voraus, wie dieſer ſich wieder auf ſeine äußerlichen Fühlfäden, die Sinne ſtützt; alle Wirkſamkeit der Vernunft iſt daher fortwährend von den geſammten übrigen körperlichen Zuſtänden und ihre größere oder geringere Kraft und Wahrheit von dem weiteren oder engeren Kreiſe menſchlicher Erfahrung bedingt. Wäre die Vernunft eine unabhängige, für ſich beſtehende Kraft, nicht geſtützt auf alle ihr untergeordneten äußerlichen und innerlichen Organe, dann müßte ſie die Wahrheit aus ſich ſelbſt ſchöpfen können und der Irrthum wäre unmöglich, dann allerdings ließe es ſich auch zugeſtehen, daß der Menſchheit ſchon am Anfange oder in der Mitte ihrer Entwickelungsgeſchichte die volle, ewige, unumſtößliche Wahrheit zu Theil werden konnte. Aber ſo iſt es nicht; die Vernunft konnte und kann ſich nur allmählig und wird ſich erſt ganz mit der ganzen Menſchheit entwickeln; die Sinne mußten ihr lange vorarbeiten, der Verſtand mußte ihr die mit unendlicher Mühe erworbene und geläuterte ſinnliche Wahrheit darreichen, mußte ihr das Geſetzbuch der Natur aufſchlagen und nun auf dieſe Geſetze geſtützt, vermochte ſie ihre Erkenntniſſe zu fällen und Wahres und Falſches von einander zu ſondern. Und je mehr daher unſere Sinne aus

der Welt der Erscheinungen erobern, je tiefer sie in den Schooß der äußeren und inneren Natur zu dringen suchen, je mehr der Verstand ihre verworrene Beute läutert und klärt und dadurch die wahren Bedingungen, die inneren Ordnungen und Gesetze der Natur erfaßt, desto mehr nähert sich die Vernunft der Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Sein, oder desto mehr erhebt sie sich zu der unendlichen Quelle alles Wahren, Guten und Schönen, zu dem ewigen und nothwendigen Grunde des Alls, zur Gottheit.

Und was hier als das Ziel, als die höchste und letzte Aufgabe der Gesammtheit der Menschengattung sich darstellt, vollkommene, allseitige Entfaltung der Vernunft, jeder einzelne Mensch in seiner beschränkteren Sphäre muß sich je nach seiner Kraft dieselbe Aufgabe stellen und wohl ihm, wenn er nicht säumt, wenn er sich bald aus dem Schwanken des Irrthums, aus dem Zwange sinnlicher Triebe herausreißt und zu der Wahrheit der Vernunft, soweit sie ihm erreichbar ist, emporstrebt, wenn er durch die Erkenntniß der Gesetze der Natur sein Wesen in bewußte Uebereinstimmung mit dem Willen der Gottheit zu bringen und durch thatenreiche Wirksamkeit die in ihm selbst liegende unendliche Kraft der Vervollkommnung weiter und weiter zu entwickeln bestrebt ist. Je früher er sich auf diese Stufe erhebt, dieser höheren Vernunft zustrebt, desto eher wird er den wahren Werth des Lebens erkennen, in desto größerer Ausdehnung liegt das Feld seines Wirkens vor ihm und er wird durch den bewußten Einklang seines Denkens, Wollens und Handelns mit den Gesetzen der Natur des größten und höchsten Gutes der Menschen, nämlich der sittlichen Freiheit theilhaftig.

Dieſes iſt die einzige Freiheit, welche der Menſch gewinnen kann, eine andere gibt es für ihn nicht. Und wie ſollte auch dem Menſchen eine andere Freiheit zukommen, ihm der unaufhörlich bedingt iſt durch den Strom der ihn umfluthenden Erſcheinungswelt, deſſen Leben nach dem nothwendigen Geſetze der Urſache und Wirkung keimartig emporſteigt, ſich nach demſelben Geſetze in Blüthen und Früchten entwickelt und ebenfalls nach demſelben Geſetze wieder verdorrt und untergeht?

Freiheit haben wir geſehen darf nur das Vorrecht der unendlichen, allmächtigen und alles in ſich umfaſſenden Gottheit ſein, der nicht von Außen die Beſtimmungsgründe ihres Handelns ſich aufdrängen, ſondern die aus ſich ſelbſt, aus der Fülle ihres eigenen Weſens die nothwendigen Motive ihres Offenbarungswirkens ſchöpft. Was würde es heißen, dem Menſchen Freiheit vindiciren, was anders als in der durch den göttlichen Willen gelenkten Natur einen anderen ſelbſtſtändigen Willen ſchaffen, der jenem vermöge ſeiner Freiheit hemmend entgegenzuwirken vermöchte, was anders alſo als die Gottheit von der kleinen Menſchengattung abhängig machen, die ihren Planen entgegenzuſtreben, das Werk ihrer Weisheit zu vernichten, die ſich ſelbſt als eine zweite Gottheit hinzuſtellen vermöchte?

Vergeſſen wir doch nimmer, daß das geſammte Univerſum ein einziges zuſammenhängendes Ganzes iſt, durchzuckt von dem Strome des göttlichen Willens, daß jedes Glied mit allen Fäden ſeines Daſeins in das große Gewebe der Natur verwebt, ſeinen Platz willkürlich zu ändern, ſeine Kraft willkürlich zu äußern nicht vermag, ſondern daß es beſtimmt wird in ſeinem Sein und Handeln von allen ſeinen urſach-

lichen Vordergliedern, wie es bestimmend wieder auf die ganze ihm folgende Kettenreihe zurückwirkt! Alles ist nothwendig beschränkt nach dem Plane der göttlichen Allmacht, alles bedingt durch seinen Zusammenhang mit der übrigen Natur; nichts ist durch sich geworden, nichts besteht durch sich; alle Kräfte vom Geiste Gottes durchhaucht sind in fester, unerschütterlicher Ordnung aneinandergekettet; der göttliche Einfluß sich von dem Ersten bis zum Letzten in stets weiterumkreisenden Ringen erstreckend breitet sich über das gesammte All aus, und nichts gibt es, das sich seinen Wirkungen zu entziehen vermag.

O, wären wir frei, gewiß jeder Mensch würde das thun, was seinen individuellen Gelüsten entspräche, es würde dann eine blinde chaotische Verwirrung alle Verhältnisse des Lebens durcheinandermischen, ein wüstes, zügelloses Durcheinandertoben sich bekämpfender Kräfte, keine nach den nothwendigen Gesetzen des aufsteigenden Fortschrittes gegliederte Geschichte würde das Resultat der Existenz der Menschengattung sein. Der Mensch kann freilich aufhören, einen physischen oder materiellen Zwang zu erleiden und den meisten Menschen wird diese äußere Freiheit zu Theil, daß nicht der bestimmte Wille eines Anderen, sondern ihre eigene Ueberlegung ihre Handlungen leitet, aber darum erlangen sie doch auch nicht zugleich jene innere Fähigkeit unbedingter, freier, von gar nichts weiter abhängiger Selbstbestimmung. **Paucos servitus, plures servitutem tenent.**

Wie wir auch handeln mögen, wir handeln nothwendig, nach nothwendigen Bestimmungsgründen, die unserem Handeln diesen oder jenen Weg anweisen. Selbst der freieste d. h. dem Vernunftgesetze am vollkommensten entsprechende

Wille vermag nicht ohne Beſtimmungsgründe Wille zu werden, und dieſe Beſtimmungsgründe ſchafft er ſich nicht ſelbſt, ſondern eben weil ſie ſeinem Willen vorangehen, ſind ſie die bedingte Wirkung ſeiner inneren und äußeren Natur. Was thun wir, wenn wir unſeren Willen äußern? wir ſtreben nach einem Objecte. Aber warum ſtreben wir darnach? Doch nur, weil wir es für etwas Gutes halten. Iſt alſo nicht dieſes Gute die ſtete Triebfeder unſeres Strebens und iſt nicht wiederum die Erkenntniß dieſes Guten ſtets von der Anlage unſerer geiſtigen Kräfte abhängig, und bedingt nicht dieſe wiederum unſere körperliche Organiſation? Dieſe wird aber beſtimmt durch die Außenwelt, in der wir geboren wurden, in der wir leben, und uns bewegen und endlich dieſer Kreis der uns umſchließenden Außenwelt iſt er nicht von einem größeren umſchloſſen, dieſer von einem noch größeren, ſo daß wir zuletzt immer wieder zu der allmächtigen Gottheit und ihrem alles bedingenden Willen zurückkehren müſſen?

Man hat nun zwar häufig, um die menſchliche Freiheit zu erweiſen, die Möglichkeit des Selbſtmordes angeführt, aber gerade dieſer beweiſt unſere Abhängigkeit, iſt der ſchlagendſte Beleg menſchlicher Unfreiheit. Glaubt man denn etwa wirklich, daß, wenn jemand ſich zu entſchließen vermag, ſich deſſen, was den meiſten Menſchen das Liebſte iſt, des Lebens, zu entäußern, wenn er gegen die Geſetze ſeiner Natur einem blühenden, kräftigen Daſein ein gewaltſames, plötzliches Ende zu bereiten, wenn er ſelbſt den inſtinctiven, ſich ſträubenden Abſcheu vor der Vernichtung, der jedes Menſchen Natur erfüllt, zu bezwingen im Stande iſt, daß nun auch der Wille, durch den er dieſes bewirkt, das Reſultat ſeiner eigenen Selbſtſtändigkeit, daß er ſeiner geiſtigen

Freiheit entſprungen iſt? Iſt wohl dieſer Wille durch irgend etwas Anderes hervorgerufen als durch das peinigende Gefühl ſeiner unglücklichen Lebensſtellung, der Schmerzen, Mühen und Sorgen der ihn beengenden Verhältniſſe? Das qualvolle Gewicht ſeiner freudloſen Exiſtenz drückt ihn nieder, ſtreift allen duftigen Hauch, allen Blüthenſchimmer von dem Genuſſe des Daſeins. Das Dunkel des Todes ſcheint ihm ein größeres Gut als der Beſitz der hellen Lebensſonne. Die ohnmächtige Schwäche, welche ihm die ihn drückende Laſt unerträglich macht, läßt ihn aufſeufzen nach Befreiung aus den Kerkermauern, die lockende Ruhe, der ſtille Friede, den ſie ihm verſpricht, reizt ihn ein größeres Uebel durch ein geringeres zu vermeiden und drängt ihn dem Tode entgegen.

Freiheit iſt die Eigenſchaft der höchſten geiſtigen Kraft, aber ſie iſt wahrlich nicht die Begleiterin der Schwäche, eines der Wucht des Unglückes unterliegenden Lebensüberdruſſes. Der ſtarke mit ſittlicher Freiheit d. h. mit einem den Geſetzen der Natur in vollem Bewußtſein beiſtimmenden Willen ausgerüſtete, auf dem Gipfelpunkte vernünftiger Erkenntniß ſtehende Menſch achtet den Tod gering, aber darum verachtet, haßt und fürchtet er nicht das Leben; er kämpft nicht gegen ſich ſelbſt, ſondern gegen eine Welt, die eben nur durch dieſen Kampf in ihrer Entwickelung vorwärts ſchreitet. Er iſt ein guter Schiffer, der auch mit zerriſſenem Segel ſchifft, und der ſelbſt wenn die Wuth des Sturmes und der Brandung ſein Schiff faſt zertrümmert hat, ſich die Ueberreſte muthvoll zur neuen Fahrt zuſammenfügt; nur der ſchlechte Schiffer läßt beim erſten Drohen eines heranſteigenden Ungewitters, bei dem erſten Wallen der aufgeregten Wogen zaghaft das

Ruder den zitternden Händen entſinken, gibt ſein Boot dem Sturme Preis, das Geduld, Muth und Anſtrengung ſicher in den Hafen geführt hätten. —

Eher könnte man noch, wenn man den wirklichen Beſtand und die ungehemmte Aeußerung eines freien Willens nachweiſen wollte, das Beiſpiel eines Mucius Scävola anführen, der langſam über einem ſchwachen Opferfeuer ſeine Hand verkohlen ließ, oder des Regulus, der den gewiſſen Martern, die ihn bei ſeinen Feinden erwarteten, muthig entgegenging, oder jener jüdiſchen Mutter und ihrer ſieben Söhne, welche den ſchmerzlichſten Tod erduldeten, nur um nicht dem Geſetze ihres Glaubens untreu zu werden, oder jener chriſtlichen Märtyrer, die den Tod unter den grauſamſten, raffinirteſten Folterqualen weniger ſcheuten, als den Abfall von ihrer religiöſen Ueberzeugung. Aber ſie alle, wie groß auch ihre ſittliche Kraft war, wie bewunderungswürdig die Feſtigkeit ihres Characters, beweiſen ſie wohl etwas für die Freiheit des Willens? Frei wären ſie geweſen, wenn ſie, von gar keinen Beſtimmungsgründen getrieben, ſich jenen Qualen unterworfen hätten, was aber ein Unſinn iſt. Auch ſie fühlten wohl die Schmerzen, ſie wären ihnen gerne entgangen, aber ihr Geiſt kannte noch etwas, das ihnen ein ſchlimmeres Uebel zu ſein ſchien; ſie ließen darum das geringere Gut, den Beſitz des Lebens fahren, um das höhere Gut der Ehre, der Vaterlandsliebe, des feſten Beharrens an der für wahr gehaltenen Ueberzeugung zu retten. Und ſo wird jeder Menſch, der von edleren Geſinnungen erfüllt iſt, lieber alles, was ihm theuer iſt, Gut und Blut, Leben und Freiheit, Ehre und Anſehen hingeben für das, was ihm höher ſteht als alle dieſe äußeren Güter, nämlich für das, was er für recht, wahr und gut hält,

was ihm einzig und allein seiner Menschenwürde zu entsprechen scheint.

Wenn nun aber selbst diese edelsten Aeußerungen menschlicher Kraft nicht frei genannt werden dürfen, was wollen wir dann von den übrigen sagen? Blicken wir nur hin auf den von der Leidenschaft verzehrten und stürmisch bewegten Menschen, ist nicht sein ganzer Seelenzustand aus dem Gleichgewicht gerathen, kann wohl bei ihm noch von Freiheit die Rede sein? Der Verstand wird nicht zur Wahl und Prüfung, zur Mäßigung und Zügelung der Begierden aufgerufen, die besonnene, mahnende Stimme der Vernunft verhallt umsonst, jede andere Vorstellung wird verdrängt, nur der einzige Gegenstand der Begierde bemächtigt sich des ganzen Bewußtseins, heftet die gesammte thätige Kraft der Seele an ihn. Wie Shakespeare es so schön in Macbeth schildert, wenn seine Leidenschaft nichts mehr sieht als das Instrument ihrer Befriedigung, wenn sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift, seinen Arm führt, seine willenlose Kraft zur Ausführung des blutigen Verbrechens antreibt.

Ist es ein Dolch, den ich
Da vor mir sehe? Wider meine Hand
Sein Griff gekehrt! Laß Dich ergreifen Dolch!
Nicht hab ich Dich und sehe Dich doch stets;
Bist unheilkündende Erscheinung Du
Nicht fühlbar dem Gefühl wie dem Gesicht?
Bist Du ein Dolch der Phantasie? ein Scheinbild?
Entsprungen nur aus gluterfülltem Hirn?
Noch seh ich Dich in so fühlbarer Form,
Als den hier, den ich ziehe.
Du führest wie ein Herold mich den Weg,
Den ich zu gehn beschloß.*)

*) Macbeth I, 1.

So endet kein freier Mensch, nur ein von dem gewaltigsten, mächtigsten Drange dunkler Triebe fortgerissener hat eine solche Vision. Die Herrschsucht hat ihren Funken in dieses von Natur edle, aber schwache Gemüth geworfen, hoch lodert er auf zur wilden Flamme, verzehrt alles was ihn ersticken könnte, und zwingt sein willenloses Opfer, den Brand des Verderbens in die stille Welt des Friedens zu schleudern. — Aehnlich geht es allen leidenschaftlich erregten Menschen, sie handeln fast bewußtlos, sie wissen nicht, was sie thun, erst wenn sie dem Drange ihrer Triebe gefolgt sind, wenn sie verübt, wozu jene sie lockten, erwachen sie plötzlich und überschauen ihre verderblichen Wirkungen. Betrachten wir ein anderes Characterbild desselben Dichters, den Othello; handelt er wohl frei in der Raserei seiner wüthenden Eifersucht? Vermag er wohl auf etwas anderes zu hören als auf die nagende Stimme dieser Furie, ist er nicht, von ihr verblendet, gezwungen, seine Blicke von allem wegzuwenden, was gegen sie spricht? nur ihr vermag er zu glauben, ihr nur zu folgen, und er folgt ihr zu seinem und Anderer Verderben. — Blicken wir den Zornigen an, wie reißt ihn seine Leidenschaft blindlings hin, wie ist doch jede Kraft der überlegenden Vernunft in ihm erstickt! wenn er seinen Beleidiger nicht erreichen kann, greift er nach dem ersten Gegenstand der ihm aufstößt und läßt an ihm den Grimm seiner kochenden Wuth aus. — Wie schimmern doch dem Geizhals nur seine Goldhaufen entgegen, sie nur liebt er, er kennt fast nichts anderes mehr als das todte Metall. Die Leidenschaft hat ihn so verblendet, daß er nicht einsieht, wie sie ihm einzig und allein nur als Mittel zu einem höheren Zwecke irgend einen Nutzen zu gewähren vermögen, ja sie betäubt ihn zuletzt so,

daß er ſogar die einfachſten, nothwendigſten Bedingungen des Lebens verkennt, ſie macht ihn halb verrückt, daß er ſich ſelbſt wie Molière's beſtohlener Harpagon bei dem Arme ergreift, daß er ihn für den Arm des Diebes hält. —

Ja die Leidenſchaft, wendet man nun vielleicht ein, ja die mag wohl den Menſchen unfrei machen, ſie iſt gleichſam eine Krankheit, die der Seele ihren normalen Geſundheitszuſtand raubt, ihre Aeußerungen und Wirkungen darf man daher aber auch nicht mit denen einer ruhigen, beſonnenen Seelenthätigkeit vergleichen. — Gewiß nicht, ich vindicire deshalb auch dieſer letzteren die ſittliche Freiheit, aber mehr nicht, denn eine unbedingte Selbſtſtändigkeit iſt einmal mit dem menſchlichen Zuſtande unvereinbar.

Wir ſind freilich in jedem Augenblicke unſeres Handelns feſt davon überzeugt, daß einzig und allein unſer Wille die uns beſtimmende Urſache iſt, aber wir täuſchen uns; unſer Irrthum entſpringt daraus, daß ſich faſt nie das ganze Spiel unſerer geiſtigen Thätigkeit unſerem Bewußtſein enthüllt, daß wir ſo ſelten den letzten Grund zu erkennen vermögen, der uns beſtimmt. Unſere Vorſtellungen hängen gewöhnlich von ſo fein gegliederten Urſachen ab, die uns eben ſo entgehen müſſen, wie alle die bewegenden Kräfte, welche das Spiel unſeres körperlichen Lebens in ewiger Rege erhalten. Und wenn wir uns daher auch unſerer Handlungen bewußt ſind, wenn wir auch unſere Gegenwart erkennen, ſo entgeht uns doch die Vergangenheit, die jener ihren geheimen Urſprung gab; weil wir ſo hoch in der Luft ſtehen, vergeſſen wir, daß trotzdem unſere Füße auf der Erde ruhen. Wir glauben daher ſtets, uns zu leiten und doch werden wir immer geleitet, uns unſere Zwecke zu ſtellen und ſie werden uns geſtellt. Wie

oft haben wir nicht die Erfüllung eines ganz bestimmten Zweckes vor Augen, wir streben ihm entgegen und ehe wir uns noch dessen versehen, hat uns ein geheimes Gefühl gerade einem entgegengesetzten Ziele entgegengeführt.

Wie häufig fühlen wir nicht in uns jene leisen, versteckten Einwirkungen, denen wir uns ergeben, ohne uns ihrer deutlich bewußt zu werden, die unsere Thätigkeit regeln, uns unsere Bahnen vorschreiben, denen wir uns entziehen möchten und gegen die wir dennoch ohnmächtig sind, die uns ihr gebieterisches: Gehorche zurufen. Aber diese leisen Stimmen, gleichsam das Flüstern des socratischen Genius', sie sind freilich nicht eine übernatürliche Kraft, die unsere Seele mit göttlich-prophetischem Strahle erfüllt, die sie einen plötzlichen Blick in das Dunkel der Zukunft werfen läßt, nein, sie sind ebenfalls ein feines, geistiges Element unserer Natur und unserer Erkenntniß, sie sind das nothwendige Resultat einer, nach den Gesetzen einer organischen Verknüpfung unserer Denkkräfte stattfindenden, bewußtlosen oder von unserem Bewußtsein nicht überschauten Ueberlegung.

Man darf überhaupt nicht glauben, daß unser Wille eine ganz unabhängig für sich bestehende oder wirkende Kraft ist, er ist es ebensowenig wie unser Gedächtniß, er ist nichts als die durch irgend eine Vorstellung bestimmte und nach der Beschaffenheit unseres Organismus sich gestaltende Lebensäußerung unserer Seelenkraft. Wir haben ja gesehen, daß unsere Seele oder das innere Leben unseres Körpers an sich mit einer leeren Tafel verglichen werden darf und daß, gleichwie der Körper nur durch unaufhörliche Aufnahme fremder Nahrungsstoffe zu wachsen, sich zu bilden und zu erhalten vermag, so auch sie sich zu entwickeln und in Wirksamkeit zu

treten nur im Stande iſt, wenn die äußere Erſcheinungswelt ihre Bilder in ihr abſpiegelt. Und da ſie kein unabhängig vom Körper beſtehendes, reingeiſtiges Vermögen iſt, ſo kann ſie auch nicht die Selbſtſtändigkeit eines reingeiſtigen Willens äußern, ſondern ſie muß in aller ihrer Wirkſamkeit auf dem Boden des Concreten fußen und bedarf zu jedem inneren oder äußeren Acte ihrer Thätigkeit einer Vorſtellung, die, theils durch eine äußere Empfindung erweckt, oder durch das Spiel ihrer inneren Gedankenreihen erzeugt, ſie zu dieſer oder jener Handlung antreibt. Und dieſe Vorſtellung nun, auf die ſie ſich ſtützt und welche die einzige Triebfeder ihres Handelns iſt, mag ſie nun eine äußere oder innere ſein, ſtets iſt ſie durch ganz beſtimmte, nothwendige Geſetze bedingt, ſie kann nicht anders ſein, als wie ſie eben iſt, ſie vermag nicht anders zu wirken, als wie ſie eben wirkt. Denn wie unſer ganzer körperlicher Zuſtand, die Art unſeres Seins, die Beſchaffenheit unſerer Anlagen und Fähigkeiten, die Stellung unſeres äußeren Lebens, die Umgebung, in der wir erwachſen, durch feſte unabänderliche Urſachen beſtimmt iſt, ſo wirken auch dieſe Verhältniſſe nach eben ſo nothwendigen Geſetzen auf die Geſtaltung unſeres Lebens, auf die Aeußerung unſeres Daſeins zurück. Von den früheſten, erſten Momenten unſeres embryoniſchen Lebens bis an das uns umſchließende Grab und wiederum über das Grab in der Umgeſtaltung unſeres Seins bis in alle Ewigkeit hinaus ſind wir bedingt; nichts, gar nichts iſt in uns frei, alles iſt der Nothwendigkeit unterworfen.

Und darum hängt auch der Lauf unſerer Vorſtellungen nicht von uns ab, ſie ſind immer die Kinder theils der uns umgebenden, auf uns einwirkenden Verhältniſſe, theils unſe-

res phyſiſchen Zuſtandes, theils der ihnen voraufgegangenen Vorſtellungen. Gelingt es uns wohl trotz aller unſerer Anſtrengungen jene ſo oft, ohne bemerkbaren Zuſammenhang mit dem eben vorangegangenen Gedanken, in uns plötzlich aufſteigenden Vorſtellungen von uns zu entfernen, die je mehr wir uns bemühen, unſeren geiſtigen Blick auf andere Bilder zu werfen, um ſo ſchärfer ſich herausbilden, um ſo feſter gleich drohenden Geſpenſtern auf ihrer Stelle beharren. Wie oft, wenn uns irgend etwas Unangenehmes widerfahren iſt, geben wir uns die äußerſte Mühe, es zu vergeſſen, aber es hilft uns nichts, die Gedanken haben uns gepackt, wir ſind nicht im Stande, uns von ihnen loszureißen, Stunden, Tage lang zwingen ſie uns, in dumpfem Brüten uns mit ihnen zu beſchäftigen. Und wiederum, wie ſo häufig wünſchen wir nicht einen Gedanken in unſere Erinnerung zurückzurufen, wir geben uns die äußerſte Mühe, die Bahn, die zu ihm führen könnte, zu entdecken, aber wir finden ſie nicht. Wären wir frei, müßten wir dann nicht über alle Reihen unſerer Ideen willkürlich ſchalten, und das, was wir wünſchen, in jedem Augenblicke aus den Vorrathskammern unſerer Gedanken hervorlangen können? Aber wir beſitzen keine ſolche Herrſchaft, alle unſere Vorſtellungen ſind unwillkürlich, wandern ihren nothwendigen Gang; die Phantaſie fördert ſie zu Tage, aber ſie iſt wiederum durch das Blut bedingt, das die Gehirnfibern durchrauſcht und die Beſchaffenheit des Blutes iſt wiederum bedingt durch alle möglichen äußeren Einwirkungen. Wie daher unſer Blut fließt, ſo rauſchen in einem trägeren oder raſcheren Strome die Reihen unſerer Ideen gleich bunten Schattenbildern an unſerem Bewußtſein vorüber, ohne daß unſer Wille auch nur den geringſten Einfluß auf ihre Ver-

kettung ausübt und ohne daß wir es vermöchten, auch nur eine einzige Idee beizufügen, die nicht mit ihnen in Verbindung steht. Nur das gesteigerte oder schwächere Bewußtsein, das größere oder geringere Interesse ist es, das ihnen entweder seine Dämme der Reflection entgegenwirft oder sie ungehindert vorüberrauschen läßt; dieses hängt aber natürlich auch nicht von uns, sondern von ihnen ab, denn wenn wir bei einer Vorstellung stehen bleiben und die andern unbeachtet vorüberfließen lassen, so geschieht es nicht, weil wir es nun einmal so wollen, sondern weil gerade diese Idee der gegenwärtigen Stimmung unserer Seele mehr entspricht, sich uns mit stärkerer Gewalt aufdrängt und uns zwingt, mit ihr uns zu beschäftigen, ebenso wie wir, wenn wir das wallende Meer betrachten, wohl alle Wellen sehen, aber unwillkürlich nur auf die höher aufschwellenden, und mit mächtigerer, wuchtigerer Gewalt daherbrausenden unsere besondere Aufmerksamkeit richten.

Ist nun unser Bewußtsein so sehr erschlafft, daß es die Vorstellungen nicht mehr zu überwachen im Stande ist, wie z. B. im Schlafe, so verwirren sie sich, spielen bunt durcheinander, und gestalten sich zu grotesken Erscheinungen. Aber selbst alle diese bunten Gestalten unserer Träume in ihrem scheinbar tollen Wirrwarr und ihrer regellosen Mannigfaltigkeit sie bilden sich nach einem bestimmten unabänderlichen Gesetze unserer Constitution, unseres geistigen Vermögens, überhaupt unserer Individualität; die Phantasie, diese so häufig regellos gescholtene Bildnerin, sie vermag keine einzige Vorstellung in freier Willkür mit einer anderen zu verbinden, sondern wenn sie uns bald dieses, bald jenes Bild vorzaubert, uns bald an diesen, bald an jenen Ort hinführt, so

ſind es unſerem Bewußtſein entgehende Empfindungen unſeres Körpers oder Erregungen und Verkettungen unſerer Gehirnfibern, die ihr beſtimmend ihren Gang vorſchreiben. Und dieſer bedingende Einfluß, er ſetzt ſich auch im wachen Zuſtande fort; die ſelbſt bedingte Phantaſie iſt auch in dieſem Zuſtande die Urheberin aller unſerer Lebensäußerungen. Wir vermögen kein einziges Wort zu ſprechen, wenn ſie es nicht unſerem Bewußtſein darreicht, keinen Entſchluß auszuführen, wenn ſie uns nicht die Erinnerung an ihn zurückruft, keinen Gedanken zu vergeſſen, wenn ſie nicht andere an ſeine Stelle führt, die unſerer Aufmerkſamkeit ein größeres Intereſſe darbieten. Aber man glaubt vielleicht, daß, wenn es auch nicht in unſerer Macht ſteht, unvermittelt ein beſtimmtes Wort in unſer Bewußtſein zurückzurufen, oder ohne den Beſitz einer anderen Vorſtellung einen beſtimmten Gedanken aus unſerem Bewußtſein zu bannen, es doch von unſerem freien Willen abhänge, das Wort auszuſprechen oder zu verſchweigen, der Vorſtellung handelnd Folge zu leiſten, oder nicht, aber auch das iſt nicht der Fall; die Rückſicht auf die Folgen iſt es, die uns das eine oder das andere thun heißt; dieſe Rückſicht gebietet unſerem Willen, er gehorcht ihr nur.

Ebenfalls hängt es nicht von unſerem Willen ab, daß, wenn eine beſtimmte Vorſtellung in unſerer Seele eine gewiſſe erregte Stimmung hervorruft, dieſe Stimmung nicht in unſerem Aeußeren ſich abſpiegele; wir ſuchen häufig dieſe Kennzeichen zu verbergen, aber dieſer Zwang verſetzt uns in eine ſo heftige Unruhe, daß es uns unmöglich wird, ihn längere Zeit auszuhalten. Wir ſind unfähig, wenn bei einem ernſten Vorgange uns ein lächerlicher Gedanke in den Sinn kommt, die Luſt zum Lachen zurückzudrängen, je größere

Gewalt wir uns anthun, ihrem Drange zu widerſtehen, deſto höher ſchwillt ſie an und wir müſſen ihr nachgeben, wenn nicht noch mächtigere Vorſtellungen ſie beſiegen helfen. So können wir es nicht hindern, daß wir nicht durch ganz unwillkürliche Töne unſerer Stimme, durch den veränderten Ausdruck unſerer Mienen, durch unſere Geberden unſere Bewunderung, unſer Mitleid, unſere Verzweiflung kundgeben, kein Wille, kein Zwang kann verhindern, daß, wenn uns Furcht und Angſt überfallen, wir durch Zurücktreten des Blutes, Beben der Stimme, Zittern unſerer Glieder unſere Gefühle verrathen, daß unſer Körper nicht convulſiviſch zuſammenfährt, wenn uns ein plötzlicher Schreck überfällt. Bei der Bewegung der Schaam, die wir oft gerne verbergen möchten, ſchießt trotz unſerem Widerſtande das Blut in's Geſicht. (Verſuche die Schaam aus dem Herzen zu bannen, ſie flieht Dir ins Geſicht.) Ganz unwillkürlich rufen die äußerlichen Kennzeichen der Freude, die wir an anderen wahrnehmen, auch in uns eine fröhliche Bewegung hervor, wie die äußerlichen Merkmale der Betrübniß unſer Mitleid erregen; wie wir uns nicht zwingen können, wenn uns eine unſer Selbſtgefühl verletzende Beleidigung widerfährt, oder wenn wir eine, auch uns ſelbſt gar nicht betreffende, aber unſer ſittliches Gefühl empörende Schandthat erblicken, die Aeußerung des Unwillens, des Zornes zurückzudrängen, wie es endlich gar nicht von unſerer Freiheit abhängt, daß wir bei dem Anblicke einer herrlichen Landſchaft oder eines ſchönen Gemäldes Vergnügen empfinden, oder daß ein unſeren Sinnen unangenehmer Gegenſtand uns mit Widerwillen erfüllt; wir beſitzen in keinem dieſer Fälle irgend eine Gewalt über uns, wie der Blitz durchzucken uns jene Gefühle, drängen ſich uns mit

Naturnothwendigkeit auf, und wir müſſen ihrem Impulſe nach denſelben Geſetzen folgen, nach denen der Stein zu Boden fällt und nicht gleich dem Vogel in der Luft herumzuflattern vermag. Unſer Bewußtſein iſt ſogar in den meiſten Fällen gar nicht mit der Aeußerung dieſer Gefühle verbunden, erſt wenn ſie ſich geäußert haben, werden wir dieſelben inne. Wenn uns der Zorn entflammt, eine Beleidigung, die wir empfangen, zu rächen, ſo iſt unſere Seele ſo ſehr aus ihrer Faſſung herausgetreten, daß wir nicht Zeit haben, der Ueberlegung Raum zu geben, wir gehorchen den Antrieben dieſes Gefühles blindlings, eben ſo blindlings, wie wir, wenn wir auf unſerem Gange ſtraucheln, augenblicklich die Hände ausſtrecken, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen und den Fall zu hindern. Ja, dieſe Gefühle hängen ſo wenig von der Vernunft ab, daß ſie oft der Vernunft zuwider wirken. Obgleich wir z. B. in einem beſtimmten Falle wiſſen, daß unſere Furcht ungegründet und thöricht iſt, können wir uns doch nicht bei einer ſcheinbaren Gefahr dieſes Gefühles erwehren; obgleich wir wiſſen, daß nur zum Scheine ein geladenes Gewehr auf uns gerichtet oder ein Schlag gegen uns geführt wird, der uns nicht treffen kann, fahren wir dennoch ängſtlich zuſammen und ſchließen wir doch die Augen, wenn ſich etwas nähert, das ſie verletzen könnte, obwohl wir verſichert ſind, daß es ſie nicht berühren wird.

Allerdings beziehen ſich dieſe inſtinctiven Gefühle mehr auf unſeren phyſiſchen als geiſtigen Zuſtand, aber der letztere iſt ja nichts anderes als eine unendliche Verfeinerung des erſteren, und wir müſſen darum, was für unſer körperliches Leben Geltung gewinnt, auch auf unſere geiſtige Thätigkeit ausdehnen. Und je mehr wir uns ſelbſt erkennen, je tiefer

wir in unſer Weſen einzudringen vermögen, deſto klarer wird es uns, daß wir ewig bedingt, ewig begränzt in unſerem Sein ſind, daß wir niemals frei handeln, ſondern daß jede unſerer auch mit vollſtem Bewußtſein ausgeübten Handlungen auf dem nothwendigen Grunde geſetzmäßiger Verkettung mit ihren beſtimmenden Urſachen ruht.

Wie ſich aber in der ganzen Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit in einer bunten Gliederung höherer oder niedrigerer Organiſationen ausſpricht, ſo kehrt, wie wir geſehen haben, auch in der Menſchheit dieſelbe unendliche Verſchiedenheit wieder, die daher auch nothwendig eine eben ſo große Abweichung in der Art, wie ſich die Selbſtſtändigkeit ihres Willens äußert, hervorruft. Wie daher die natürlichen Anlagen des Menſchen, ſeine Umgebungen, ſein Unterricht, ſeine Schickſale und ſeine Lebenserfahrungen nach dem nothwendigen Geſetze der göttlichen Fügung ſich geſtaltet haben, ſo iſt auch ſein geiſtiges Weſen bedingt und ſeinen Handlungen dieſer oder jener Character verliehen. Iſt nun die körperliche und geiſtige Anlage des Menſchen wohlorganiſirt, haben alle übrigen Verhältniſſe die volle natürliche Entwickelung ſeiner Kräfte begünſtigt, ſo iſt des Menſchen Willenskraft eine freiere, weil ſein Bewußtſein an ihrer Beſtimmung einen höheren Antheil nimmt und ſeine ſittliche Ueberzeugung, ſeine vernünftige Erkenntniß mit ihr in harmoniſchem Einklang ſteht; iſt dagegen die Organiſation des Menſchen eine mangelhaftere, ſind auch nicht die äußeren Verhältniſſe geeignet geweſen, ſeine geiſtigen Kräfte zu bilden und zu vervollkommnen, ſie zur Herrſchaft über ſeine Triebe zu befähigen, ſo iſt ſein Wille weniger frei, oder ſeine Handlungen werden weniger von der Wahl vernünftiger Ueber-

legung als von den blinden Antrieben ſeiner Begierden bestimmt.

Welcher Sphäre der menſchlichen Kraft nun aber auch der Wille angehören mag, er iſt ſtets, ſobald er nicht als inſtinctartiger Impuls ſich äußert, das Reſultat einer Vergleichung mehrerer Vorſtellungen, von denen die, welche unſer Selbſtgefühl am meiſten anſpricht, das ſchwankende Gleichgewicht unſeres wählenden Geiſtes aufhebt und ihn zum Handeln antreibt. Je geringer die Auswahl der Wege iſt, die wir einſchlagen könnten, um unſere Zwecke zu erreichen, deſto leichter entſcheiden wir uns, je größer, deſto länger dauert das Zaudern unſerer Wahl; ſtänden auf beiden Seiten ganz gleiche Vortheile oder ganz gleiche Nachtheile, und käme nichts hinzu, was für eine der Schalen der Wage den Ausſchlag gäbe, wir würden gar nicht handeln können, unſer Wille würde in suspenso bleiben. Dieſer Gedanke veranlaßte Spinoza in ſeiner Ethik Buridan's Sophisma vom Eſel auf den Willen des Menſchen anzuwenden, und er meint, daß allerdings, wenn man einen gleich hungrigen und gleich durſtigen Menſchen in ganz gleicher Entfernung Speiſe und Trank vorhielte, er vor Hunger und Durſt ſterben müßte, weil auf beiden Seiten ganz gleiche Beſtimmungsgründe wären, und er, ohne freien Willen, nicht aus dieſem Gleichgewichte gleicher Triebe herauszutreten vermöchte. Allein nach meiner Anſicht würde er ſich dennoch zuletzt entſcheiden, ohne darum doch einen freien Willen zu verrathen, denn gerade das Bewußtſein bei dieſem ewig ungewiſſen Schwanken zwiſchen dem Einen und dem Anderen trotz aller Speiſe und trotz allem Trank vor Hunger und Durſt umkommen zu müſſen, würde ihn blindlings auf eins

von Beiden zustürzen lassen und dann nach der Befriedigung des einen Bedürfnisses auch zur Stillung des anderen antreiben. — Man könnte ja auch den Fall so stellen. Ein Mensch verschmachtet beinahe vor Durst, er kommt fast um vor Hunger; endlich findet er Speise und Trank, er will auf sie zustürzen, da aber ruft ihm Jemand zu, daß jene Nahrungsmittel vergiftet seien. Er wendet sich von ihnen ab, rührt nichts an, denn die Furcht vor der drohenden Gefahr schreckt ihn zurück. Sowie aber die Schmerzen seiner Begierden ihn peinlicher stacheln, und die Hoffnung ihrer Qual auf andere Weise als durch den Genuß jener Speisen zu entgehen geringer wird, sowie die Gefahr ihrem folternden Drange zu unterliegen immer drohender heranrückt, verliert sich auch immer mehr die Furcht vor der Schädlichkeit jener Speisen, ja endlich sinkt sie so tief, daß er sich lieber der doch noch immer ungewissen Wirkung des Giftes aussetzt, als daß er dem gewissen Hungertode sich Preis gibt; es ist also in jedem Falle das relativ höchste Gut, was unsere Handlungen bestimmt.

Eine jede Vorstellung nun erregt in uns, indem wir sie auf den Zustand unseres Ichs beziehen, ein Gefühl entweder der Befriedigung und des Wohlgefallens, wenn sie unserem Wesen zu entsprechen und die Art unseres Seins zu vervollkommnen scheint, oder des Mißfallens, wenn sie unserer Natur zu widersprechen und unser Dasein zu beschränken droht. Alle unsere Willensäußerungen lassen sich auf diese beiden bestimmten Gefühle zurückführen, sie sind die ersten und die letzten Hebel der Triebfedern unserer gesammten Thätigkeit. Sowie nämlich eine Vorstellung eins dieser Gefühle in uns hervorgerufen hat, erregt dieses in uns den

Wunſch den Gegenſtand jener Vorſtellung entweder zu beſitzen oder von uns zu entfernen. Aber nur dann, und dieſes beweiſt recht ſchlagend unſere Unfreiheit, wenn wir den Gegenſtand unſeres Gefallens auch wirklich erlangen, oder das Object unſeres Mißfallens auch wirklich von uns entfernen zu können hoffen dürfen. Wenn wir freilich nur noch hoffen können, die, wenn auch großen, Schwierigkeiten, welche ſich uns entgegen ſtellen zu überwinden, ſo ſpornt dieſes unſere Begierden noch mehr an; ſowie aber die Hoffnung ſchwach und der Ausgang äußerſt ungewiß iſt, ſo erregt der Gegenſtand ſelten noch ein ſtarkes Verlangen, wie angenehm er auch ſein mag, und wenn endlich die Hinderniſſe völlig unüberwindlich ſcheinen, ſo hört die Begierde auf und der Gegenſtand wird uns faſt gleichgültig. Wenn nun aber der Gegenſtand erreichbar ſcheint, ſo reizt die Begierde ihn zu beſitzen unſere Phantaſie, auf Mittel zu ſinnen, welche ihre Befriedigung herbeizuführen vermögen, die Phantaſie ſchüttet ihren Vorrath von Mitteln aus und der Verſtand wählt unter ihnen die, welche am ſicherſten die Erreichung des Zweckes zu verſprechen ſcheinen und auf dieſe richtet nun die Seele als Wille ihre beſtimmende und thätige Kraft; um bei einem ganz einfachen, an die früheren anknüpfenden, Beiſpiele ſtehen zu bleiben: Der Hunger erregt in unſerem Magen ein unangenehmes, ſchmerzhaftes Gefühl, dieſes theilt ſich unſerem Bewußtſein mit und erregt die Begierde, es zu entfernen. Die Phantaſie zeigt uns als Mittel dazu verſchiedene Speiſen, der Verſtand wählt unter ihnen diejenige, welche er für die geeigneteſte hält, den Hunger zu ſtillen und dem Körper wohl zu thun und er beſtimmt jetzt die Seele den Körper zur Erlangung dieſer Speiſe in Bewegung zu

ſetzen. Wäre nun die Seele oder der Wille eine reingeiſtige Kraft, ſo vermöchte man nicht einzuſehen, wie ihre Vorſtellungen und ihr Entſchluß ſich als That verwirklichen können; da aber, wie ich früher nachwies, die Seele das über den ganzen Organismus verbreitete Lebensprincip iſt, welches die einzelnen, ſonſt getrennten Theile miteinander verbindet, ſo iſt es auch erklärlich wie ſie vermittelſt der organiſchen Thätigkeit des Nervenſyſtemes auf die Muskeln zu wirken, durch dieſe ihre inneren Vorſtellungen äußerlich zu verwirklichen und einen ihrem Gefühle oder Willen entſprechenden Zuſtand herbeizuführen vermag. — Jenes eben gegebene Beiſpiel aber wenngleich nur einen auf reinphyſiſche Zwecke gerichteten Vorgang der Seelenthätigkeit darſtellend, läßt ſich nun auch auf die feinſten und höchſten geiſtigen Ideen übertragen; bei einer jeden derſelben ſind die Zwecke und Mittel andere, der Vorgang aber bleibt ſtets derſelbe.

Je nachdem nun aber die natürlichen Anlagen des Menſchen beſchaffen ſind und ſich unter den Einflüſſen der Außenwelt entwickelt haben, je nachdem entweder die Sinnlichkeit oder die Gemüthsſphäre oder die Verſtandeskräfte in ihnen vorwalten oder ihre geiſtigen Kräfte ſich in harmoniſchem Einklange entfaltet haben, beſtimmt ſich auch die Richtung dieſer Gefühle des Wohlgefallens und des Mißfallens oder dieſer nothwendigen Triebe der Selbſterhaltung auf die Erfüllung ihrer Zwecke. Im ſinnlichen Menſchen nehmen ſie den Character der Luſt und Unluſt an, im Gefühlsmenſchen den des Angenehmen und des Unangenehmen, im Verſtandesmenſchen den des Nützlichen und Schädlichen und in dem auf dem Gipfelpunct harmoniſcher Vernunftentwickelung Angelangten endlich geſtalten ſie ſich als Gutes und Böſes,

als Wahres und Falſches, als Recht und Unrecht. — Je einſeitiger eine beſtimmte Geiſteskraft in dem Menſchen vorwaltet, deſto leichter erzeugen die ihr zuſtrömenden Vorſtellungen die Begierde, deſto mehr ſteigern ſie ſich, das Gleichgewicht der Seele ſtörend, zur Leidenſchaft und zwar in dem Verhältniß, daß je ſchwächer die denkende Kraft iſt, deſto leichter die Affecte erregt und deſto mehr die Leidenſchaften auf Gemeines, Niedriges gerichtet werden, je mehr dagegen die Geiſteskraft entwickelt iſt, je höhere Vorſtellungen ſich den Trieben entgegenſtellen, deſto mehr vermag nur das Bedeutende die Urſache der Begierde und der Gegenſtand einer Leidenſchaft zu werden. Bei dem ſinnlichen Menſchen kann kaum von einem Willen die Rede ſein, das, was ſeine Begierde erregt, ſucht er ſogleich zur Fröhnung derſelben zu erſtreben, er kennt nichts Beſſeres als ſinnlichen Genuß und wo daher dieſer winkt, wird er zu ihm vom Strome ſeiner Begierden wie ein Schiff mit vollen Segeln hingeriſſen, kaum daß noch die Ueberlegung der guten oder böſen Folgen ſeinen Lauf ein wenig hemmt. Aber der augenblickliche Genuß darf nur recht verführeriſch winken und es ſchrecken ihn ſelbſt die böſen Folgen nicht zurück, die Zukunft wird vergeſſen und nur die Gegenwart in Beſchlag genommen, der Bauch hat keine Ohren pflegte Cato zu ſagen. Ein anderer, in dem die Herrſchaft der Gefühle vorwaltet, gibt ſich mit faſt eben derſelben Heftigkeit ſeinen momentanen Trieben hin, ſeine Handlungen ſind die Kinder jeder plötzlichen Aufwallung, ſeine Gefühle ziehen ihn bald nach rechts, bald nach links, ſeine Begierden treiben ihn bergauf und bergab, er hat keinen Halt, er iſt in unaufhörlichem Wandel begriffen, gleich dem Chamäleon verändert er ſeine Farbe nach dem Ort, nach den

Umständen, in denen er sich befindet; er begehre eine Tugend noch so aufrichtig, schon die nächste Stunde wird ihn zu dem entgegengesetztem Laster führen, wenn sich ihm dieses von einer reizenden Seite darstellt. — Ein Dritter, in dem die Verstandeskräfte einseitig vorwalten, ist eben so leicht den Leidenschaften seiner Sphäre Preis gegeben, die ihn mit noch viel zäherer Gewalt an sich fesseln, ihn noch viel heftiger anspornen und noch viel rücksichtsloser seine Ziele verfolgen lassen. — In einem Vierten machen sich Sinnlichkeit und Vernunft die Herrschaft streitig, die Vernunft zeigt ihm das höhere Gut, die Sinnlichkeit hält ihm die lockenden Genüsse vor und gewöhnlich gewinnt diese letztere den Sieg, denn an sich sind die sinnlichen Begierden stets stärker als die verständigen; er sträubt sich freilich, er gibt der warnenden Stimme der Vernunft innerlich Recht, aber er fühlt sich zu ohnmächtig ihrem Rathe zu folgen, die Begierde lockt zu mächtig, ihr Sirenengesang tönt zu süß, sie reißt ihn an sich, umklammert ihn und stürzt ihn in die Tiefen der Lust hinunter.

Wo aber endlich ohne einseitige Ausbildung eines besonderen Vermögens ein geistiges Gleichgewicht stattfindet, wo sich das Einzelne unter das Ganze und das Niedere unter das Höhere unterordnet, da stört keine einseitige Begierde das Ebenmaß der Seele, sondern die Sinnlichkeit dient der Vernunft, das Gefühl gehorcht ihrem Willen und dieser ist stets auf das Beste gerichtet. Hier schweigen die Affecte, hier brausen keine Leidenschaften, eine klare, besonnene Ueberlegung wählt die Ziele und ein fester Wille strebt ihnen entgegen. Hier allein kann man von sittlicher Freiheit reden, denn nur dann ist eine Handlung wahrhaft sittlich frei, wenn sie den Aussprüchen der Vernunft mit Ausschließung aller

anderen Triebfedern ihren Urſprung verdankt. Je mehr daher dieſe Kraft der Vernunft ſich in uns entfaltet hat, je mehr unſere Kenntniß der Natur ſich ausbreitet, ſo daß wir die Dinge auf ihren wahren Werth zurückzuführen, ihren Zuſammenhang, und den Grund, den Urſprung, und die Wirkung dieſes Zuſammenhanges zu erkennen und daher auch die Folgen vorher zu ſehen vermögen, welche dieſe oder jene Handlung haben wird, je mehr uns endlich die Nothwendigkeit des Lebens und ſeiner Verhältniſſe einleuchtet und überhaupt in allen Dingen uns der Wille der Gottheit aus der ihn offenbarenden Natur entgegenſtrahlt, deſto mehr werden ſich auch unſere Triebe veredeln und aus der Gährung dunkler Gefühle, blinder Begierden, verworrener Leidenſchaften wird ſich klärend und läuternd ein feſter, unbeugſamer und auf's höchſte Gute allein gerichteter Wille geſtalten. Hat ein Menſch dieſe Stufe geiſtiger Vollkommenheit erklommen, ſo hat er das Höchſte, was Menſchen erreichen können, errungen, nämlich Einheit in ſich ſelbſt und Harmonie mit den Geſetzen der Natur im Denken, Wollen und Handeln. Anwendung ſeiner Kräfte erkennt er als ſeine Aufgabe, Gebrauch des Lebens zur Bewirkung des Guten iſt ſein Beruf. In allen Umſtänden, in die ihn der Wille der Gottheit verſetzt, wird er die Früchte der Tugend hervorbringen, in alle Lagen des Glückes wird er ſich mit Anſtand zu ſchicken wiſſen. Ungeſchreckt von Gefahren, unberührt von eitlen Begierden, glücklich im Unglück, ruhig in Stürmen, von keiner Furcht bewegt, von keiner eitlen Hoffnung verlockt, wird er nur das thun, was den Geſetzen ſeiner Vernunft entſpricht, wird er nur nach den würdigſten Zielen und zwar mit einem Willen ſtreben, der nicht ohnmächtig ermattet, ſondern der unbeug-

ſam jedem Schickſal trotzt und der, wie die Flamme vom toſenden Sturmwind, ſo oft er über ſie hinweht, nur mächtiger in die Höhe getrieben wird, durch jede dämmende Hemmung nur kräftiger und gewaltiger anwächſt.

Frei iſt allerdings auch ein ſolcher Menſch nicht, denn es iſt unmöglich, es kann nichts außer Gott frei ſein; der göttliche Wille hat ihm ſeine Kraft verliehen, der göttliche Wille leitet ihn in ihrer Anwendung; aber er iſt ſittlich frei, weil er eben mit vollem, klarem Bewußtſein die Aufgabe, welche er nach göttlicher Nothwendigkeit erfüllt und der er ſich auch widerſtrebend nicht zu entziehen vermöchte, als ſeine Pflicht erkennt und mit aller Liebe und Demuth freudigen Gehorſams vollbringt.

OCT 6 1916

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.